


THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

Heinrich Laube's

gesammelte Schriften

in 15 Bänden.

1. Band.

Erinnerungen

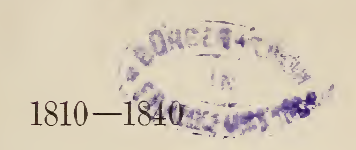
1810—1840.

Wien, 1875.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Erinnerungen



1810—1840

von

Heinrich Laube.

Wien, 1875.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

I.

Wie weit reicht unsere Erinnerung zurück in die Kindheit? Das ist wol so verschieden, wie wir Menschen selbst verschieden sind von einander in Anlagen und Kräften.

Ich erinnere mich eines Genrebildes, das mir jetzt noch deutlich wie einem Maler vor den Augen steht, und da bin ich kaum vier Jahre alt gewesen: ich stehe auf freiem Felde neben einem Pfluge, vor welchen zwei Pferde gespannt sind. Mein Großvater in einem Schafpelze steht neben mir und stopft sich die Pfeife; ein kleiner weißer Spitz blickt neugierig zu uns in die Höhe. Das Feld ist eben, und nur an einer Seite von einem dunklen Waldsaume eingefaßt.

Links und rechts liegt Finsterniß in mir über jener frühen Zeit. Nein! Ein Puppenspiel im Wohnzimmer meines Großvaters auf dem Dorfe steht noch beleuchtet in einem Winkel meines Gedächtnisses: Casperle zu Pferde fällt um, und ich schreie. —

Werden einzelne Nervenpunkte in unserem Hirn stärker berührt als andere, und sind dies die Gedächtnißpunkte, welche so lange vorhalten?

Und haben ferner diese Gedächtnißpunkte in unserem Gehirn nur eine gewisse Reihe von Jahren Haltekraft? Alles aus der Jugend, wenn sie einmal gedächtnißfähig geworden, behalten wir mit schreiender Genauigkeit. Das geht einige Jahrzehnte

fort. Dann wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt diese Haltekraft schwächer, und mit fünfzig Jahren scheint sie abgenützt zu sein. Wir vergessen dann ebenso exact, wie wir früher behalten haben.

Aus meinem fünften Jahre weiß ich noch, daß ich eine vorzeitige Passion hatte, in die Schule zu kommen, und daß meine Mutter allein diese Passion entschuldigte. Sie schnitt und schneiderte mir aus ihrem Brautkleide von façonnirtem braunen Atlas — ich könnte ihn malen! — eine Weste zum feierlichen Eintritte in die Schule. Der Lehrer nahm gar keine Rücksicht auf diese Weste, sondern fuhr mich an: ich sei noch zu jung und also zu dumm für ihn. Ich weinte, blieb aber sitzen, kam wieder, und wurde doch regelmäßiger Schüler.

Anderthalb Jahre später kamen große Ereignisse, und die weiß ich nicht nur alle noch, sondern da öffnete sich, jetzt noch erkenntlich, dem sechsjährigen Knaben ein Horizont, welcher ihm ein großes Stück Welt zeigte und für immer einprägte. Nicht sechs Jahre, nein, sechs und ein halbes Jahr war ich alt, als mir die Kriegsgeschichte damaliger Zeit deutlich wurde und sich in mein Gedächtniß grub. Das kann ich ausführlich erzählen, denn das hat viel mehr Interessepunkte für Jedermann, als die sonstigen kleinen Punkte eines unreifen Bubenlebens haben mögen.

Auch hiebei zeigt sich das Räthsel, daß einzelne Punkte in unserem Gedächtnisse fortleuchten, während gleichzeitig andere erloschen sind. Von jener Scene auf dem Felde, von der braunen Weste und dem groben Schullehrer hab' ich bestimmte Erinnerung, und von den Truppenmärschen, welche ein Jahr später durch unsere kleine Stadt zogen, habe ich keine. Nur ein dunkles Nachtbild ist übrig. Reiter in weißen Mänteln ziehen in der Nacht unter eintönigem Geräusch über den Markt nach dem Glogauer Thore hin, nach Osten. Spätere Erklärung erst hat mir gesagt: das sind deutsche Reiter gewesen, welche zur französischen Armee gehört haben und nach Rußland geritten sind im Jahre 1812. Was aber ein halbes Jahr später in diesen Kriegs-

dingen an mir vorübergegangen, das bedarf für mich gar keiner Erklärung, das ist mir von Anfang bis zu Ende klar gewesen.

Jene Reiter sind Sachsen, Baiern, Württemberger und Westfälinger — so nannte man bei uns die Westfalen — gewesen, und meine Mutter war auf diese deutschen Bestandtheile der französischen Armee am schlimmsten zu sprechen. Nicht aus vaterländischen Gründen, sondern aus Gründen einer „kujonirten“ Hausfrau. Das Wort „kujonirt“ war damals alltäglich. Besonders die Württemberger und Westfälinger galten für die „kujonirendste“ Einquartierung. Vielleicht auch weil sie deutsch fordern, also geläufiger fordern konnten, vielleicht auch, weil sie mehr Bedürfnisse hatten als die mäßigeren Franzosen, und weil sie im Verkehre gröblicher waren als diese. Wein und Weißbrot nur waren die Qualpunkte von Seiten der Franzosen. Der dürftige Erdboden meiner Heimat wußte nichts von Wein und wenig von Weizen. Damals erst erinnerte sich mein Vater, daß sechs Meilen von uns ein Gewächs vorkäme, welches Wein genannt würde, in Grünberg. Sonst ist in diesem nördlichsten Winkel von Schlesien, wo Schlesien und die Lausitz ineinander übergehen, der Wein ein vornehmes Ideal. Meine ersten Eindrücke von diesem Ideal sind denn auch gar nicht verführerisch gewesen. Wir fuhren nun im Jahre 1813 öfters die sechs Meilen hinüber nach Grünberg und holten Fässer voll Wein für die Franzosen. Da gelangte ich denn auch zum Kosten, aber ich schüttelte mich von der Säure, und bin vielleicht deßhalb nie ein starker Weintrinker geworden. Der Grünberger Jugendeindruck ist mir heute noch lebendig. Die Franzosen aber waren befriedigt, weil es doch Wein war. Mir scheint, sie haben den Sprit gebraucht in unserem Klima, wie man bei uns den Branntwein braucht.

Von einem Augenblicke an im Jahre 1813 weiß ich eine zeitlang, wol ein halbes Jahr lang, Alles. Schlugen da wol mit Einemmale die Ereignisse auf eine ganze Reihe von Gehirnnerven? Die Ereignisse kamen wie folgt:

Es war Himmelfahrtstag — wir Protestanten haben nur Einen, Christi Himmelfahrtstag — und die Sonne schien prächtig. Ich spielte mit Kameraden im Hofe eines Kaufmannshauses nahe bei meinem elterlichen Hause, und war eben im Spiele auf eine kleine Leiter geklettert, da stürzte der Hausherr in den Hof. Er war ein kurzer, dicker Mann mit krummen Beinen, gar nicht angethan zu schnellem Laufen. Jetzt lief er unglaublich schnell umher, schloß Thüren, und warf die Leiter um, auf welcher ich stand, so daß ich durch die Luft flog, und zu alledem sprach er kein Wort. Unheimlich erschreckt stoben wir Jungen von dannen. Als ich in unser Haus trat, kam mein Vater eilig den Flur daher, und die Mutter rief: „Die Franzosen kommen!“

Der Landesfeind! Etwas davon begriff ich, aber nur etwas. Ich lief dem forteilenden Vater nach und faßte ihn an der Hand, daß er mich mitnähme. Er hatte den Kopf zu voll, um an das Unpassende meiner Begleitung zu denken, und rief einem Vorübergehenden zu: „Nach Mückendorf geh' ich zu meinem Vater; ein Bote von ihm ist eben gekommen und hat gesagt, die Franzosen seien im Dorfe und hätten ihn an einen Zaunpfahl gebunden und wollten ihn erstechen.“ — „Franzosen? Das kann ja nicht sein“ — und weiter ging es zum gewölbten Thore hinaus über die Boberbrücken.

Zum Verständniß muß ich später erlangte Wissenschaft einschieben. Es war einige Tage nach der Schlacht bei Bautzen. Bautzen liegt in gerader Linie gegen zwölf Meilen von meiner Vaterstadt entfernt, und die Sage ging seit zwei Tagen: man habe Kanonendonner gehört, als man draußen vor der Stadt das Ohr auf den Rasenboden gelegt. Geradeso hieß es 1866 in Karlsbad, welches noch weiter von Königgrätz entfernt ist und wo am Tage der Schlacht von vernommenem Kanonendonner erzählt wurde, den man am schütternden Erdboden erkannt habe.

In meiner Vaterstadt war man in hohem Grade patriotisch, und hatte den lebhaftesten Antheil genommen an dem Aufrufe zum Kampfe gegen Napoleon. Die Stadt hatte zwei Reiter

ausgerüstet, grüne Husaren, zwei Bürgerssöhne, und von der Treppe des Rathhauses hatte der Bürgermeister ihnen eine feurige Abschiedsrede gehalten; Kopf an Kopf war die ganze Bevölkerung versammelt gewesen, um die zu Pferde sitzenden beiden jungen Männer, deren Namen und Physiognomie ich noch heute weiß. Jede Begeisterung ist zuversichtlich. Niemand zweifelte daran, daß unsere gute Sache und unser Muth siegen würden, siegen müßten. Die erste große Kriegesnachricht, unklare Erzählung der Schlacht bei Lützen, hatte Niemanden irregemacht. Niemand sagte, daß die Schlacht verloren gegangen; man sprach nur von unserer heldenmüthigen Tapferkeit und daß wir uns blos deßhalb zurückgezogen hätten, um eine bessere Position für eine neue Schlacht zu wählen. Der am Erdboden vernommene Kanonendonner könne wol die neue Schlacht gewesen sein, unfehlbar ein großer Sieg. Unsere Gegend werde jedenfalls von dem Kriegszuge nicht berührt werden, sie liege weitab von der großen Heerstraße. Nach der Lausitz und dem gebirgigen Schlesien hin, wo diese Heerstraße liegt, ziehen sich breite, endlose Waldungen hin. Tagelang hat man von uns aus in dem Sandboden derselben zu fahren, ehe man wieder freies Feld und Görlitz sieht — wir meinten, auch im schlimmsten Falle abgesondert bleiben zu können vom Kriegsgetümmel.

Nach der Seite zu, wo man nach Görlitz fährt, am Saume der großen Waldungen, liegt Mückendorf, wo mein Großvater ein Bauerngut bewirthschaftete. Wenn man über die Brücken kommt, sieht man es liegen.

Was aber sahen wir, mein Vater und ich, als wir jenseits der Brücken waren? Nichts als Himmel und Franzosen. Das ganze Feld vor uns dunkle Menschenmasse, und hie und da blitzende Waffen. Sie schienen stillzustehen oder nur sehr langsam in Bewegung zu sein. Einzelne Reiter aber, grüne Chasseurs, kamen dahergesprengt auf uns zu.

Eiligst riß mich mein Vater nach rückwärts, um Reißaus zu nehmen. Da kamen Kosaken aus der Stadt gesprengt und

verschlimmerten unsere Lage. Eine russische Batterie nämlich, auf Nebenstraßen dem großen Heerzuge nachmarschirend, war Tags vorher bei uns angekommen, und stand auf einer Wiese östlich von der Stadt, auf der entgegengesetzten Seite, von wo jetzt die Franzosen kamen. Ein Kosakentrupp, welcher die Batterie begleitete, hatte vom Herannahen des Feindes gehört und jagte jetzt recognoscirend an uns vorüber auf die Franzosen zu. „Franzuschki! Franzuschki!" schrien sie und feuerten ihre Pistolen ab. Dies nutzlose Pistolenschießen verschlimmerte unsere Lage beträchtlich. Die heransprengenden Chasseurs antworteten natürlich auf diese Begrüßung, und die Kugeln konnten sich recht einfach in unsere Leiber verirren.

Das brachte für mich einen Zustand, wie man ihn bei einem qualvollen Traume durchmacht: wenn man um jeden Preis rasch vorwärts will und nicht vorwärts kommt. Ich kleiner Bub' konnte ja nicht so laufen wie mein Vater, der mich am Arme zerrte!

Bekanntlich waren die mit jungen Truppen errungenen Siege Napoleon's bei Lützen und Bautzen sehr mühsam errungene und die Rückzüge der verbündeten Preußen und Russen wohlgeschlossene. „Noch immer keine Gefangene!" hat Napoleon im Vorrücken gegen Löbau, Reichenbach, Görlitz ärgerlich ausgerufen. Duroc, den er liebte, war auch gefallen durch eine Kanonenkugel, die aus dem Rückzuge einschlug, und dort in der Gegend von Görlitz war ein Befehl ergangen, welcher uns jetzt in Sprottau so bitterlich traf. Das Victor'sche Corps war beordert worden, links abzuschwenken vom Hauptheere und zwischen Bober und Oder vorzurücken. Dieses Corps kam durch den breiten Wald, durch die „Görlitzer Haide", wo keine Nahrungsmittel zu finden waren, und kam nach mehrtägigem Marsche unweit Mückendorf und angesichts von Sprottau auf freies Feld. Bei uns wollte es sich laben. Da trifft es auf Kosaken, da kommen ihm Kanonenkugeln entgegen.

Die russische Batterie fing an zu spielen. Die Franzosen konnten nicht wissen, wie groß die feindliche Macht sei, welche

ihnen gegenüberstünde, sie gingen recognoscirend vor — wir saßen in der Falle eines Schlachtverfahrens.

Alle Hausthüren des Städtchens flogen zu, kaum ein Sperling blieb auf den Gassen zurück, als ich keuchend mit meinem Vater den Marktplatz erreichte und in unser Haus schlüpfte. Kanonendonner, sonst unheimliche Stille! Aber die Neugier des Knaben behielt die Oberhand: über der Hausthür war ein Fenster, zu dem hinauf kletterte ich, um auf den Markt zu sehen. Oder richtiger auf den „Ring“, wie man in Ostdeutschland den Markt nennt. Das Rathhaus, die Fleischbänke, das Gerichtshaus standen in der Mitte, „rings“ um sie her breitete sich der Markt. Da kamen sie! Die Chasseurs! Je zwei Reiter im Schritt, das gespannte Pistol hochhaltend, „den blanken Säbel zwischen den Zähnen“, wurde hinzugesetzt. Ich weiß nicht mehr, ob das wahr ist. Die dunklen Gesichter der dunkelgrünen französischen Reiter, die Bärenmützen, die schwarzwolligen Schabracken der Pferde, das Alles sah ich noch, und wie sie in den Gassen verschwanden, die zum Glogauer Thore führten. Schauerlich wirkte das auf den Knaben. Der Krieg! Ich hatte von Menschenfressern gehört, die unter den Russen vorkämen, von Tataren, welche einen mächtigen Schnabel hätten statt des Mundes — Vernichtung und Untergang bedeutete für den Knaben der so gespenstisch sich nahende Krieg.

Immer zahlreichere Trupps von Chasseurs folgten, endlich war der ganze Ring voll und eine Trompete wurde geblasen. „Dies ist das Signal zur Plünderung!“ rief Jemand. Ich weiß nicht, ob es seine Richtigkeit hatte in Betreff des Signals. Aber mit der Plünderung hatte es seine Richtigkeit, sie begann.

Die kanonirenden Russen hatten den kriegsrechtlichen Vorwand geboten, wenn es eines solchen bedurfte. Der Franzos war nicht blöde. Man haßte ihn, und er vergalt das Mißwollen, welches ihm entgegentrat. Aus jener Zeit stammt der unvertilgbare Groll gegen das Franzosenthum, welcher noch heute in Preußen herrscht und welcher auch auf den Theatern die Ueber-

setzung französischer Stücke trifft. Das Turnerthum, die altdeutsche Tracht, Jahn's Volksthum, die grimmigen Lieder gegen wälsches Wesen, all' das stammt aus den damaligen Franzosenkriegen. Im westlichen Deutschland und in Oesterreich ist das nie in dem Maße hervorgetreten. Dort hatte man wol nie in dem Maße von den Franzosen gelitten. Das westliche Deutschland, zum Rheinbunde genöthigt, war als sogenannter Verbündeter milder behandelt worden. Selbst in Sachsen, an das wir grenzten und dessen König Napoleon's Bundesgenosse, dessen Bevölkerung aber von dieser Genossenschaft nicht erbaut war, selbst da war der Franzosenhaß nicht so allgemein, nicht so intensiv. Ich habe in späteren Jahren manchen gebildeten Sachsen kühler und objectiver über dies Verhältniß sprechen hören, als man je in Preußen sprach. Und Oesterreich hatte wol noch zahlreichere Kriege gegen Frankreich geführt, und die französischen Heere waren bis über Graz herein, waren zweimal bis Wien gedrungen, aber es waren immer kurze Feldzüge geblieben — in Preußen dagegen war man eigentlich seit 1806, seit Jena, also sieben Jahre lang, die Franzosen nicht mehr los geworden, und man empfand überall, daß es Napoleon auf den völligen Untergang des preußischen Staates abgesehen hatte. Da war der Haß lange und tief eingewurzelt. Und solch eine Plünderung war ganz geeignet, ihn zu nähren. Ich sah sie als kleiner Bursche an, sie betraf unsere eigenen Habseligkeiten, und dies zornige Gefühl gegen einen brutalen Raub ist nie in mir erloschen.

Im Hausflur stand ich und blickte durch die offene Thür in unser Vorderzimmer, wo zwei lange Chasseurs all unsere Schränke und Commoden ausräumten. Als sie ein mir wohlbekanntes Kleidungsstück zu dem Haufen warfen, welcher zusammengeschnürt wurde, da stieß ich empört laute Schimpfworte aus — mein Vater gab mir eine Ohrfeige, warf mich in den Winkel und winkte meiner Mutter, mich mit fortzunehmen. Sie war eine junge Frau und war eben im Begriffe, sich mit meinen

zwei kleinen Geschwistern zu flüchten. Da ich mich vorlaut erwiesen, so sollte ich mit.

Wir flüchteten durch den Hof und das Hinterhaus über eine schmale Hintergasse hinweg. Dort war es noch ganz still. Eine Anzahl niedriger Gebäude mit Stallungen stand da vor einem großen Garten. All' das gehörte meinem Großvater, und wir bildeten uns ein, dort würde es still bleiben und in dem Gartenhause würde uns kein Franzose behelligen. Das Gartenhaus lehnte sich an die Stadtmauer, und über dieselbe hinweg sah man in das Flußthal der Sprotte, hüben und drüben ein Obstbaumgarten. Da war nirgends ein Mensch. Nur den Kanonendonner hörte man hier deutlicher. Für mich etwas ganz Neues, eine spannende Romantik. Plötzlich hörte er auf. „Gott sei Dank, nun wird's ruhig!“ sagte die Mutter.

Es war die Ruhe der Niederlage, von der wir nichts wußten. Die Batterie war genommen. Später erfuhr ich, wie das zugegangen, und wie ein russischer Kanonier alle Kanonen vernagelt. Mit dem Vernageln der letzten sei er beschäftigt gewesen, als die Franzosen persönlich bei ihm eingetroffen und ihn mit ihren Säbeln zusammengehauen hätten. Er habe sich um das Hauen, als ob es ihn nicht angehe, gar nicht gekümmert, sondern habe, auf der Kanone sitzend, fortgenagelt, bis er stückweise heruntergefallen. Dieser Kanonier gehörte zu den homerischen Gesängen, welche sich in den nächsten Jahren bei uns kleinen Leuten zusammenstellten.

Die Stille wurde denn auch bald in unserer Nähe unterbrochen: aus den Stallungen, die an den Garten grenzten, drang Gepolter und Lärm zu uns herüber. Die Franzosen hatten Pferde da untergebracht. Die Mutter schickte mich auf Recognoscirung. Mein Bericht lautete schauerlich. Ich hatte einen langen Kerl gesehen von schwarzbrauner Hautfarbe mit wolligem Haar, den ersten Mohren, der mir vorgekommen. — „Fort, fort!“ rief die Mutter, „hier ganz allein sind wir noch schlimmer daran.“

Es ging also zurück, woher wir gekommen. Dort wurde nach wie vor geplündert, und die Plünderer hatten nur Augen für Sachen, kümmerten sich nicht um Menschen, so daß mein Vater Alles, was von weiblichem Geschlechte und von Kindern im Hause vorhanden war, in einen Keller schieben konnte. Dort saßen wir mausestill im Dunkeln. Eine Miethsfrau in unserem Hause unterbrach endlich diese Schweigsamkeit. Sie flüsterte meiner Mutter zu, daß sie eine Kanne Kaffee mitgebracht. Diese Kanne machte die Runde und kam auch zu mir. Ich schrie auf über das abscheuliche Getränk und kriegte denn wieder ein „Kopfstück", wie man bei uns eine unausgebildete Ohrfeige nannte, weil meine laute Aeußerung unseren Schlupfwinkel verrathen könnte.

Ich bemerke nebenbei, daß der Kaffee in Schlesien und Sachsen noch zwanzig Jahre später ein verdächtiges Getränk war. Man kann sich vorstellen, was diese unter Schreck gekochte Flüssigkeit für eine Beschaffenheit verrieth im finsteren Keller. Bekanntlich ist der Geschmack besonders kritisch, wenn man nicht sieht, was man ißt und trinkt.

Jene Franzosenzeit hat mein Verhältniß zum Kaffee beinahe für meine ganze Lebenszeit entschieden. Erst der Kaffee in Wien hat mich in dieser Aversion und diesem tiefen Vorurtheile irregemacht. Kein Mensch hat jetzt eine Vorstellung von dem Worte „Continentalsperre", welches man heute leichtsinnig ausspricht wie irgend ein anderes Wort. Es bedeutete schreckliche Dinge: daß Kaiser Napoleon, um die Engländer zu ärgern, keinerlei Colonial-Producte zuließ in die Länder, welche unter seiner Botmäßigkeit standen; Kaffee und Zucker hörten auf, oder wurden — was zunächst noch schlimmer schien — sie wurden neu erfunden, selbstständig, bei uns schlesisch erfunden. In Betreff der Nahrungsmittel traute ich aber von Jugend auf meinen schlesischen Landsleuten nicht recht. Da war ein kurländischer Baron in unserem Hause als Miethsherr des ersten Stockes, ein vortrefflicher Mann, welchem meine Vaterstadt auch ein Denkmal gesetzt. Der erfand in Einemfort, namentlich in Sachen

des Kaffees und Zuckers, und wir mußten immer zuerst kosten. Aus Gefälligkeit lobte meine Mutter Alles, auch die nichtswürdigsten Erfindungen, und ich als ältester Sprößling mußte aus Gefälligkeit immer in nächster Linie diese Erfindungen verschlucken. Das ging allenfalls mit dem Zucker, der freilich zuerst bitter genug aus der Kartoffel entspringen sollte, für den aber bald die edle Runkelrübe entdeckt wurde. Ich darf sie nicht schelten, denn dieser Parvenu ist ja adelig geworden. In ihrer Jugend war sie freilich voller Ungezogenheiten. Aber der Kaffee aus gerösteten Eicheln und von ähnlicher altdeutscher Factur, aus Gerste und verwandten Vegetabilien, die Benützung der Hagebutte und die außerordentliche Entdeckung der Eichorie, welche bald zum fabriksmäßigen Verdienst-Adel erhoben wurde, das war ein dunkles Colorit der Franzosenzeit und der Continentalsperre. Wer sich dessen deutlich erinnert, der trinkt heute mit Entzücken seinen Kaffee.

2.

Wir stecken noch im Keller. Alles schweigt wieder. Da hören wir das Rasseln von Säbelscheiden und hören den Vater. Die Chasseurs wollen auch unter der Erde plündern; der Vater muß sie in den Keller führen, sie suchen offenbar Wein — wir sind verloren!

Aber nein, es geht an unserer Kellerthür vorüber. Der Vater hat sich mit ausgebreiteten Armen vor dieselbe gestellt, und das Licht hat nur den weiterführenden Gang beleuchtet. Das Säbelklirren verliert sich nach dem großen Keller hin.

Dort lag ein halbes Gebräu Bier. Jedes Haus war brauberechtigt und verschänkte dann sein gebrautes Bier. Die Hälfte unseres letzten Gebräus lag noch da. Die Chasseurs haben nun

gemeint, den erwünschten Wein gefunden zu haben. Ein Probetrunk hat sie wüthend gemacht. Das hab' ich damals schon begreiflich gefunden, denn auch ich gehörte nicht zu den Verehrern unseres Bieres; es ist mir immer sehr altdeutsch vorgekommen. Jedenfalls hatte es nur eine weit entfernte Aehnlichkeit mit dem deutschen und vorzugsweise mit dem Wiener Biere, welches die jetzigen Franzosen zu schätzen wissen.

Aber was haben diese Chasseurs in ihrer Wuth der Enttäuschung gethan in unserem Keller? Sie haben aus sämmtlichen Fässern die Zapfe gezogen — als sie wieder hinaufrasselten, ist unser großer Keller ein Biermeer gewesen.

Eine Stunde später wurden wir frei. Die Infanterie war eingerückt unter Trommelschlag, die Plünderung war abgeblasen worden. Was half uns das?! 's war nichts übrig für's Plündern; uns fehlte Alles.

Und da hörte ich Frauen klagen, daß sie den Infanteristen, die auf den Straßen lagerten, nichts geben könnten! Diese Infanteristen waren allerdings verhungert, verdurstet und verschmachtet; der Marsch durch die Görlitzer Haide hatte sie hingerichtet. Nie Infanterist! dachte ich damals, denn die Cavallerie kommt immer zuerst und nimmt Alles weg.

Wie die damaligen Franzosen aussahen? Ich finde, der Unterschied ist nicht groß von den jetzigen. Die kurzen Taillen, die Gamaschen, die Bärenmützen sind jetzt verschwunden, die Truppen sind jetzt leichter, behender. Aber steif waren die damaligen Franzosen auch nicht, ihr Naturell war wie jetzt.

Sie blieben sechs Wochen bei uns; es war ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, und wir lernten sie gründlich kennen.

Daß Napoleon diesen Waffenstillstand einging, ist ihm von seinen Verehrern zum Vorwurfe gemacht worden. Ich glaube, mit Recht. Er war im Siege, und wenn er auch des Nachschubes aus Frankreich bedurfte, um den Sieg auszunützen, und wenn er auch für das Eintreffen dieses Nachschubes Zeit brauchte — auf der anderen Seite setzte er zu viel aufs Spiel

mit solcher Kriegspause. Einem nationalen Verzweiflungskampfe gegenüber durfte er nicht darauf rechnen, Entmuthigung hervorgebracht zu haben durch die Schlachten von Lützen und Bautzen; er mußte im Gegentheile voraussehen, daß sich die preußischen und russischen Heere ebenso verstärken würden, wie das seinige sich verstärkte, und er mußte endlich Oesterreichs eingedenk sein! Seit vier Jahren war Oesterreich in Ruhe; das Schwarzenberg'sche Armeecorps, welches für die russische Campagne in der rechten Flanke offenbar nur figurirt hatte, war den Oesterreichern kein schwächender Krieg gewesen; der Moment lag für Oesterreich zu nahe, sich endlich Revanche zu holen für eine zwanzigjährige Kriegsepoche, welche Oesterreich so vielfach verkürzt hatte. Das konnte nur abgewendet werden, wenn Napoleon's Siegeslauf ununterbrochen vorwärtsschritt. Die Pause solch eines Waffenstillstandes in Schlesien, in einer Gegend also, welche für Oesterreich sofort die Gelegenheit bot, auf die Verbindungs- und Rückzugslinie des Gegners in Sachsen zu rücken, solch eine Pause war ein zu großes Wagstück. Es hatte nichts für sich als eine Schwiegertochter. Marie Louisens wegen sollte Kaiser Franz die ganze endliche Genugthuung von sich weisen? Das war Ifflandisch gedacht.

Wir erfuhren von all diesen Fragen nichts; es gab für uns keine Zeitungen, und ob unsere Rathsherren in hoher Politik kannegießerten, das weiß ich nicht zu sagen. Das ging über den Horizont des Knaben. Ich weiß nur, daß unser Leben vollständig französisch wurde und daß kein Mensch von einer möglichen Aenderung sprach. Die Truppen waren massenhaft da, und ein großer General wohnte im Eckhause der Herrengasse: General Bertrand, derselbe, welcher später mit Napoleon nach Helena ging und von dessen Frau immer erzählt wurde, Napoleon habe ihr eine Liebesneigung zugewendet.

Eines Tages hörte ich auch, der Franzosenkaiser Napoleon, dessen Namenstag eben mit Beleuchtung und sonstigen für uns Kleinstädter ganz neuen Herrlichkeiten gefeiert worden, sei in

eigener Person abgestiegen vor dem Eckhause der Herrengasse, und man könne ihn zuweilen am Fenster sehen. In unserem Vorderzimmer war ein Rittmeister einquartiert, und dessen Bursche, Gardy geheißen, war mein intimer Umgang, er radebrechte etwas Deutsch, war gutmüthig und gestattete mir allerlei Verkehr mit den Pferden des Rittmeisters. Gardy nun vertraute mir, der Kaiser sei incognito angekommen; er wolle mit mir hingehen und mir ihn zeigen, sobald der Kaiser ans Fenster träte.

Ich hatte kein besonderes Verlangen. Die Neugier auf historische Persönlichkeiten ist nicht Sache früher Jugend. Sie setzt schon Reflexion voraus, welche dem Knaben noch fehlt. Außerdem war die feindliche Stimmung bei uns so groß, daß nur etwa ein oder der andere Rathsherr mitunter zugab, daß der Kaiser Napoleon ein Mensch von Talent wäre. Wol aber waren Schimpfworte auf ihn aller Welt geläufig, und Carricaturen waren auch bis in unser Städtchen gedrungen. Recht einfache, aber auf den Geschmack des Knaben wirkten sie; zum Beispiele ein schwarzes Tintenfaß, dessen Stöpsel der Kopf Napoleon's. Die Unterschrift lautete: „Napoleon in der Tinte“. Eine andere zeigte ihn in abgerissener Tracht mit einer Schaar verhungerter Hunde, und die Umschrift besagte: „Napoleon führt Hunde nach Bautzen“. Franzosenfeindlich gesinnt war ich auch, wozu brauchte ich den widerwärtigen Franzosenkaiser zu sehen?!

Ich glaube, Gardy selbst wollte ihn sehen. Beim Napoleonsfeste hatten die Truppen Extra-Löhnung gekriegt, und Gardy hatte noch einige silberne Francsstücke in der Tasche. Für uns beneidenswerthe Neuigkeiten, denn wir hatten herabgesetzten Münzfuß und geringwerthiges Geld. Er kaufte mir für ein kleines Silberstück Backwaare, und schleppte mich vor das Eckhaus in der Herrengasse.

Hier verläßt mich mein Gedächtniß; ich weiß nicht zu sagen, ob ich den Kaiser wirklich gesehen. Ich weiß nur ungefähr, daß zwei Männer am Fenster erschienen, daß Gardy ins Zappeln

gerieth und daß er und andere Soldaten so etwas geschrien haben wie „Vive l'empereur!"

Es hat überhaupt sehr lange gedauert, es hat tief in meine Jünglingsjahre hinein gedauert, ehe ich mir gefallen ließ, daß Napoleon wie ein großer Mann besprochen würde. Noch Heine gegen Ende der Zwanziger-Jahre mit seinem Preise Napoleon's in den Reisebildern und Gedichten hat mich höchlich damit überrascht.

Heine hat damit in Preußen das Eis gebrochen, das Eis des Hasses und des Widerwillens gegen Anerkennung. Ich habe über jene Napoleons-Verherrlichung Heine's noch kurz vor 1830 sehr ärgerliche und abfällige Reden gehört.

Endlich rasselten die Trommeln und bliesen die Trompeten zum Abzuge. Der Waffenstillstand war aus, der Feind marschirte gegen Süden ins schlesische Land tiefer hinein.

Ich möchte nicht sagen, daß Alles aufathmete. Der Nahrungstrieb spricht überall sein großes Wort. Während des Waffenstillstandes hatten die Franzosen wol einen Theil ihrer Bedürfnisse, wenigstens im Privatverkehr, mit vollgiltigem Silbergelde bezahlt, und mancher Bürger sagte: Das hat doch Nahrung gewährt!

Nach einigen Tagen erst rief man „Pfui!" über solche Aeußerungen, und die patriotische Stimmung ward wieder die alleinherrschende. Alles harrte auf Nachrichten von der ersten Schlacht.

Ein Genrebild aus dieser gespannten Erwartungszeit steht vor mir. Die Sonne schien Vormittags und ein mir sehr wohl bekannter Postillon — es gab nur zwei — des Namens Kärgel, fuhr an unserem Hause vorüber. In der einzigen offenen Kalesche des Postmeisters hatte ein einzelner Mann gesessen. Es dauerte nicht zehn Minuten, da wurde ich gefragt, ob ich den Wagen hätte vorüberfahren sehen und den Mann, und ob nach dem Glogauer Thore zu? Ja! antwortete ich. Das ist ein französischer Spion gewesen! — Ah? — Gleich darauf schwangen

sich zwei Landwehr-Reiter — es war Landwehr bei uns eingerückt — auf ihre Pferde und jagten im gestreckten Galopp über das schlechte Pflaster nach dem Glogauer Thore zu, Kärgel mit seinem Spione einzuholen. Allgemeine Spannung.

Was wird mit solch einem Spione geschehen? fragte man. Wie damals der russische Soldat wird er behandelt! lautete die Antwort. Dieser russische Soldat war vor dem Rathhause mit Säbeln gefuchtelt worden. Er war bis auf die Hüften nackt, und von jeder Seite hieb ein Soldat mit Leibeskräften mit flacher Klinge auf seinen Rücken. Man hatte zu fürchten, daß die Klinge einmal scharf fallen und den Mann mitten entzweihauen werde. Ein gräulicher Anblick, den ich mein Lebtag nicht vergessen. Der Rücken schwoll roth auf und das Blut spritzte, der Gestrafte mußte weggetragen werden. Die Russen überhaupt beschäftigten unsere Phantasie sehr curios. Ihre Lieblingsspeise war Sauerkraut — „Kapuste" verstanden wir — und wann das in den Feldkesseln brodelte, da steckten sie die ordinärsten Talglichte hinein, die im heißen Wasser abschmolzen bis auf den Docht. Das gab die Schmalzwürze.

Der Spion kommt nicht weg wie jener russische Soldat, hieß es, mit flachen Säbelhieben; der wird erschossen!

Da kamen die Landwehr-Reiter zurück, eines ihrer Pferde war lahm und mußte geführt werden; sie hatten den Spion nicht eingeholt. Kärgel sei gefahren mit den beiden Füchsen von der Post wie verrückt. Kärgel sei ein Verräther und müsse bestraft werden, wenn er zurückkäme.

„Der kommt nie wieder zurück!" schrie man, „der Spion hat eine Kriegskasse gehabt, aus der wird Kärgel schadlos gehalten."

Nach einigen Stunden kam Kärgel doch zurück zu Weib und Kind. Er war nahe daran, zerrissen zu werden. Seine Entschuldigung war: „Als der Fremde die Reiter hinter sich sah, da zog er eine Pistole heraus, spannte den Hahn und hielt sie mir hinter den Rücken. Wenn uns die Reiter einholen, Postillon — schrie

er — dann schieß' ich dich todt und fahre allein weiter. Also fahr' zu, was die Pferde laufen können, sonst bist du des Todes!" — „Und du schlechter Kerl bist zugefahren?!" schrie man. — „Freilich!" antwortete Kärgel.

Man hat ihn nicht gehauen und nicht zerrissen, aber aufgepaßt hat man jahrelang, wo das Geld zum Vorschein kommen werde, das er doch ganz gewiß erhalten für sein Zufahren. Man hat's nicht entdeckt, und Kärgel's „Freilich!" ist später, in ruhigen Zeiten, von Vielen begriffen worden. Große Anspannungen im Bürgerleben dauern nicht ewig.

Die Landwehr-Reiter mit ihrem Zorn und Eifer, und wol auch mit einiger Ungeschicklichkeit im neuen Kriegsdienste, stehen noch deutlich vor mir. Die Landwehr überhaupt. Sie ist mir eine tiefe, schöne Erinnerung geblieben. So viel, ja Alles einzusetzen für die Befreiung des Vaterlandes, das macht einen unverlöschlichen Eindruck, namentlich wenn man gesehen hat, wie sehr den jungen Landwehrmännern jegliche Vorübung fehlte und wie sie fast waffenlos in Noth und Gefahr hineinliefen. Es kamen einmal vier solcher Landwehrmänner zu uns ins Quartier, und meine Mutter schlug die Hände zusammen über die Unmöglichkeit, daß diese vier jungen, allerliebsten Burschen die Soldaten-Anstrengungen durchmachen sollten. Es war Sommer, und sie waren mit Staub bedeckt; sich zu säubern in- und auswendig war ihre einzige Sorge, und zu dem Ende entwickelten sie Kämme, Bürsten, Toiletten-Hilfsmittel, welche in unserem Städtchen ganz unbekannt waren; dazu feine Hände, goldene Uhrketten und allerlei feine Bedürfnisse, — meine Mutter hatte ganz Recht. Und doch waren diese Elegants ganz unzweifelhaft entschlossen, wenn's nothhäte, geradenwegs in den Tod zu gehen, ja selbst in Schmutz und gemeine Entbehrung, um die Franzosen aus dem Lande zu jagen. Sie waren aus Berlin. Berlin war damals musterhaft in Aufopferung und Vaterlandsliebe.

Die Entwicklung dieses preußischen Nationalwesens habe ich von da an aufmerksam mit angesehen und mit erlebt. Die

oberste Regierung war auch damals nicht tonangebend, und hat eigentlich immer gedämpft. Friedrich Wilhelm der Dritte, der damalige König, war von Hause aus ein schüchternes Naturell. Eng rechtlich in seinen Anschauungen, wurde er in die große Politik hineingerissen durch Männer wie York, Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Schön, Stägemann. General York hatte das Signal gegeben, als er mit seinem preußischen Hilfsheer zum russischen Feldzuge Napoleon's die Mitwirkung versagte für die flüchtenden Franzosen, als er sich geradezu gegen sie erklärte. Der König war außer sich gewesen über diese Handlungsweise und hätte ihn vor ein Kriegsgericht gestellt, wenn York in der Nähe gewesen wäre. Der König hatte auch gar kein Vertrauen zu dem allgemeinen Aufschwunge seiner Unterthanen, zu der Errichtung solcher Landwehr, zu der Volksbewaffnung. Gefährlich für die Staatsidee und auch hoffnungslos war ihm das Alles. Lützen und Bautzen hatten ihm scheinbar Recht gegeben, und er nannte das Alles unreifes Poetenthum, welches zum Untergange führen werde.

Der große Erfolg dieses Aufschwunges hat wol seine Bedenken ein wenig zurückgedrängt, beseitigt hat er sie nie. Vor und nach dem Kriege und Siege bildeten die führenden Männer, Stein an der Spitze, das moderne Staatswesen durch, welches ein neues Preußen gründete; aber es wurden ihnen nur einige Jahre Zeit dafür gelassen. Dann traten die obigen Bedenken des Königs immer maßgebender, immer strenger in Kraft, und fünfundzwanzig Jahre lang hatten die Freisinnigen in Preußen bittere Noth, nur die Grundpfeiler des modernen Staates aufrechtzuerhalten.

Von irgend einer Schwierigkeit, welche dem Aufschwunge in der Heimat selbst entgegentreten könnte, ahnten wir damals in unserem Städtchen nichts, wir warteten nur ungeduldig auf Kriegs- und Siegesnachrichten. Es regnete Tag für Tag, und die Politiker sagten: Das Wetter läßt keine Kriegsthaten aufkommen. Da verbreitete sich plötzlich die Kunde: Es werden französische Gefangene gebracht, es ist was vorgefallen!

Dieser Transport der ersten Gefangenen ist mir unvergeßlich. Das Mitleid mit den Verwundeten und mit den armen Burschen, welche gleich einer Heerde getrieben wurden, das Mitleid überholte den ganzen Franzosenhaß. Die Frauen liefen mit Nahrungsmitteln herzu, und wenn die escortirenden Landwehrmänner barsch verfuhren gegen die gefangenen Franzosen, so schalt man auf Unmenschlichkeit. Ich lief überall herum, um zu erkunden, ob etwa Gardy dabei wäre. Ein Verwundeter, welcher auf auf einem kleinen Leiterwagen durch die Stadt gefahren wurde, setzte uns Alle in Allarm; ich zucke noch heute, wenn ich daran denke. Zum erstenmale erschien mir der Krieg abscheulich und entsetzlich. Der Mann war in den Hals geschossen und konnte nicht leben, nicht sterben. Ein kläglicher pfeifender Ton drang immerfort aus dem weit geöffneten Munde. Wir fragten gar nicht nach dem Treffen; die Landwehrmänner wußten auch nichts Rechtes. Erst den anderen Tag kam voller Bericht: die Schlacht an der Katzbach war geschlagen, Blücher hatte sie geschlagen, nur acht Meilen von unserem Städtchen entfernt, und hatte sie gewonnen. Das war ein Jubel! Und gerade der Regen, der lange Regen hatte geholfen. Die Katzbach war hoch angeschwollen gewesen und hatte die Franzosen verschlungen, und unsere Leute hätten das heimische Regenwetter viel besser vertragen als der Feind aus milderem Klima. Als ob die Franzosen mit dem Regen nicht vertraut wären, der in Paris reichlicher zu Hause ist als bei uns!

Der Eindruck dieses ersten Sieges war unermeßlich. Blücher besonders wurde da für unsere Phantasie geboren. Ich sehe die Bilder noch, welche bald darauf zu uns kamen — sie waren ganz schwarz, um das schlechte Wetter zu versinnlichen. Noch einen Grad schwärzer waren die Reiter, welche durch die Dunkelheit sprengten. Nur Reiter; Blücher voran, die nassen Radmäntel flogen steif über den galoppirenden Rossen. Blücher-Mäntel hießen sie von dieser Stunde an. Es ist dieselbe Form, welche in der österreichischen Armee, ich glaube unter dem Namen Radmäntel, wohlbekannt ist.

Ich habe später die kleine Katzbach oft gesehen. Sie plätschert für gewöhnlich ganz seicht und unscheinbar an der anmuthigen Stadt Liegnitz vorüber, und kein Mensch sieht's ihr an, daß sie so voll und so schlimm werden könne, um das Hauptmoment einer Schlacht abzugeben. Das nahe Riesengebirge schwellt sie zuweilen so mächtig an. Nun war sie die Schwester von Roßbach geworden, was in den Schlachtenliedern jener Zeit gewissenhaft ausgebeutet wurde als Omen unserer Bäche für Franzosen-Unglück.

Von da an ist mein Gedächtniß wunderlicherweise wieder lange verstopft. Ich weiß nichts vom Zutritte Oesterreichs zur Allianz, nichts von den Schlachten bei Kulm in der Nähe von Teplitz, nichts von der Schlacht bei Dresden, ja nichts von der Schlacht bei Leipzig. Nur der Rhein-Uebergang ist mir haften geblieben, eine nächtliche Scene, die ich wol habe erzählen hören. In einer finsteren Nacht ist Blücher bei Kaub mit seinen Officieren in einen Nachen getreten und ans andere, damals französische Ufer gefahren. Dann hat mir ein stammelnder und halbtauber Steuer-Controlor von einer Schlacht bei Brienne vorgelesen und endlich von der Abfahrt Napoleon's nach der Insel Elba.

Das gab Entrüstung bei uns, das hör' ich noch. Warum man mit diesem Uebelthäter so viel Umstände mache! Warum man ihn nicht, wie Blücher kurzweg gewollt, erschießen lasse!

Das klingt roh fünfzig Jahre nachher, während welcher der Mann in der Geschichte aufgewachsen ist zu der Höhe eines riesenhaften Heros. Die Gegenwart fragt immer nach ihren Schmerzen, das Vaterland nach seinen Leiden, und beide sind berechtigt dazu. Was mit der Zeit über Beides hinauswächst und geschichtlichen Bestand gewinnt, das ist was Anderes. Und nicht einmal etwas Anderes. Jene Schmerzen und Leiden werden auch jenem Helden in Anrechnung gebracht, er muß sie verantworten. Wohl ihm, wenn er auch diese Verantwortung überragt. Und dann auch wohl uns! Wir gewinnen dann große Maßstäbe.

Die Reaction in Preußen, welche den Freiheitskriegen so rasch folgte, ist den Maßstäben für Napoleon's Größe gar sehr förderlich geworden.

Ich habe oben gesagt, daß die oberste Regierung auch 1813 schon und später in hohem Grade nur gedämpft und zurückgehalten habe. Und dennoch ist Preußen fortwährend gewachsen. Wie reimt sich das?

Es reimt sich dadurch, daß dieser Staat von Hause aus auf der Grundlage der Reformation gebildet worden ist, auf der Grundlage eines freien Fortschritts. Diese Grundlage hat nie im Stiche gelassen, wie viel auch dagegen gesündigt worden ist.

Oesterreich hat die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, und das hat der zweite Ferdinand verschuldet in seiner Jesuiten-Erziehung. Die österreichischen Lande waren bereits protestantisch, namentlich war es der Adel, welcher damals so viel bedeutete. Wenn Kaiser Ferdinand sich diesem öffentlich eingestandenen Bedürfnisse anschloß, dem Bedürfnisse, den Kirchenglauben in Uebereinstimmung zu setzen mit der Bildung der lebenden Generation — dann entstand kein dreißigjähriger Krieg, dann blieb das deutsche Reich ganz, es erhielt eine allen deutschen Stämmen gemeinschaftliche Kirche, es blieb der Mittelpunkt Europas.

Statt dessen begann Ferdinand eine gewaltsame Reaction, welche nur einmal nachdrücklich von Kaiser Joseph unterbrochen wurde. Kaiser Joseph's Körperkraft unterlag dem ergrimmten Widerstande reactionärer Elemente, sein erkrankender Körper versagte dem Geiste längere Spannkraft, die spät eintretende Reform unterlag.

In Preußen dagegen hielt die seit Luther dreihundertjährige Gewohnheit freier Forschung und Thätigkeit den allgemeinen Sinn aufrecht, und dieser allgemeine Sinn ließ keine Reaction tiefere Dauer gewinnen.

In jedem Staate kommen Zeiten großer Noth, welcher die Regierung nicht gewachsen ist, welche nur Abhilfe findet im Wesen und Trachten des allgemeinen Sinnes. Hat dieser Sinn eine gute

Grundlage, eine Grundlage des Fortschrittes, dann überwindet der Staat seine Noth. Und aus solchem Siege wachsen weitere Siege; denn der Kampf hat neue Kräfte befreit und entwickelt.

Hierin liegt die Erklärung, daß Preußen immer wieder aufkam, auch wenn seine Regierung rückwärts gesteuert hatte. Ueberall wußte man, daß seine Grundlage im Wesen des Fortschrittes beruhte, und zum Theil deßhalb strömten ihm auch 1813 alle schaffenden Kräfte aus Deutschland zu. Stein war ein Nassauer, York stammte aus England, Gneisenau war ein Franke, Scharnhorst und Hardenberg waren Hannoveraner, selbst Blücher war ein Mecklenburger. Weil es der größte protestantische Staat war und ist, strömten und strömen ihm immer alle frei gemachten Kräfte zu, und drängen ihn immer die tiefer liegenden Kräfte seines Landes aus den Reactionen hinaus, welche aus eigensinnigen Persönlichkeiten und herrschsüchtigen Cliquen entstehen.

Meine Knabenjahre sahen den Aufschwung, meine Jünglingsjahre die Stauung, meine ersten Mannesjahre die vollständige Reaction in Preußen — in diesen Erinnerungsskizzen wird sich für Manchen das wieder abspiegeln, was er vergessen hat.

3.

Nach dem Kriege entwich jede politische Theilnahme aus unserem Städtchen. Wenigstens wurde ein aufwachsender Knabe nicht das Mindeste davon gewahr. Erwerb, Geld ist Ein und Alles in kleinen Orten, wol auch in großen.

Politiker, welche diesen Grundzug überspringen, werden immer in Irrthum gerathen und zu keinen richtigen Resultaten gelangen.

Uebrigens finde ich es vortheilhaft für jeden jungen Menschen, in so beschränkten Landstädtchen aufzuwachsen, wo Ackerbau

und Gewerbe vorherrscht. Er bleibt der Natur nahe; er gewinnt wirkliche Einsicht in die Bedürfnisse des einfachen Menschen, in die Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche erforderlich sind zum Kampfe ums Dasein. In die große Stadt mit größeren Gesichtspunkten kommt er später zeitig genug, und er kommt dann mit einer sehr werthvollen organischen Grundlage in die große Stadt.

Was soll der Junge werden? Und was will er werden? Diese Frage und die suchende Beantwortung derselben ist schon sehr ausgiebig für den jungen Menschen, der das Naheliegende wählt und kennen lernt.

Ich habe mit dem Suchen nach dieser Antwort schon als Gassenjunge Vorstudien machen können. Die Mutter war eine Tochter des Fleischhauer-Aeltesten; ihre Schwester war an einen Fleischhauer und Gastwirth verheiratet — dahin lenkte sie meine Aufmerksamkeit. So ging ich mit dem älteren Cousin auf die Schafweide hinaus und lernte die Eigenschaften des furchtsamen Schafes kennen, welches so leicht erschrickt, von dannen „prellt" und in die Irre geräth. Ich begleitete ihn, wenn er aus meilenweiter Ferne Schweine und Ochsen holen mußte. Das Treiben solcher Thiere, die höchst eigensinnig und sehr wenig marschfähig sind, ist eine Kunst, welche Geduld und Erfahrung heischt. Dabei lernte ich Land und Leute kennen. Daheim beim Schlachten und Verkaufen wurde mir die Anatomie des Thieres geläufig. Die Mutter und ich waren bei Tische Gourmands für besondere Theile des Thieres, welche der Großstädter Zeit seines Lebens nicht kennen lernt.

Aber diese Zukunft für mich fand keinen Beifall beim Vater und Großvater. Beide waren Baumeister; der Großvater war, ehe er sich aufs Dorf zurückgezogen, Stadtbaumeister gewesen, und war doppelt stolz darauf, weil er sich vom Bauernjungen zu dieser Stellung emporgearbeitet. In Beiden war so was wie Künstlerstolz den Handwerkern gegenüber, und diesem Stolze sollte der älteste Sprößling gerecht werden. Zum Aerger der

Mutter, welche streng aufs Handwerk hielt und immer betonte: Nur Handwerk hat goldenen Boden! — Der Krieg hatte alle Nahrung heruntergebracht, auch die des Vaters; die Leute hatten kein Geld zum Bauen, obwol ihnen das kaum irgendwo in der Welt so erleichtert wurde, als in meiner Vaterstadt. Denn die Stadtkämmerei schenkte fast Holz und Ziegel, und ersetzte noch hinterher den vierten Theil aller Unkosten. Ein idealischer Zustand, nicht wahr?

In das Baugewerk gerieth ich allmälig von selbst hinein, weil ich dem Vater Boten laufen mußte zu diesem und jenem Baue, oft weit aufs Land, die Arbeiter verzeichnen, Rechnungen entwerfen mußte. Und im Winter, wo nicht gebaut werden kann — ein Hauptgrund meiner Mutter gegen diesen Beruf — da wurde gezeichnet, wurden Risse entworfen, ja, es wurde gebildhauert. Der Onkel Gastwirth brauchte einen neuen grünen Löwen an seiner Gasthof-Fronte. Wir machten ihn. Wir erfanden uns diese Kunst ganz selbstständig, denn sie war völlig unbekannt im Städtchen. Wir modellirten in Thon und gossen in Gyps. Nur der mathematische Theil des Bauwesens war mir lästig, ich hatte verzweifelt wenig Anlage dafür. Meine eigentliche Passion war: Romane lesen. Einen Bäcker beneidete ich höchlich. Wenn des Morgens seine Bäckerei erledigt war — zweimal Backen hätte man für Unfug angesehen! — da konnte er sich auf die Ofenbank strecken und den ganzen Tag „schmökern“.

Die einzige Leihbibliothek war überaus gering; sie hatte in einem kleinen Kaufladen Platz neben Zucker und Kaffee und allen Spezereien. Sie enthielt nur Ritter- und Räubergeschichten, und ich hatte sie denn auch bald erledigt.

Von Dichtern und großen Schriftstellern hab' ich bis zu meinem vierzehnten Jahre kein Wort gehört. Ich glaube, Schiller und Göthe waren total unbekannt bei uns, obwol Schiller schon zehn bis fünfzehn Jahre todt war. Der Rath hatte zwei Kutscher, welche Schiller und Wieland hießen. Kein Mensch wußte davon, daß die Namen Schiller und Wieland nicht blos Kutschern ge-

hörten. Erst als ich mit vierzehn Jahren aufs Gymnasium nach Glogau kam, machte ich die Entdeckung, daß die Namen unserer Rathskutscher berühmt wären.

Außer der elementarischen Schulbildung, die bis zu den lateinischen Conjugationen reichte und eine erschreckende Elektrisir-Maschine unverständlich in sich begriff, gab's keine besondere Cultur. Die Elektrisir-Maschine blieb uns auch ein Räthsel, obwol sich die ganze Classe oft ohne den Lehrer heimlich mit ihr beschäftigte. Sie gäbe einen Schlag für Alle, hieß es, wenn sich Alle anfaßten und wenn Einer lange genug drehte und dann auf die Glaskugel tippte.

Das geschah denn in dem tiefen menschlichen Bedürfnisse des Schauerlichen, der Schlag kam in horrender, zwickender Gräßlichkeit, und wir liefen schreiend von dannen wie gezeichnete Sünder.

Selbst der Tanzmeister mußte zugereist kommen. Er kam, und Tänze wie „Lang-Englisch", die jetzt kein Mensch mehr kennt, wurden unter Zappeln errungen. Viel wichtiger war uns die nähere Bekanntschaft mit den Mädchen des Ortes. Es ist mir immer merkwürdig geblieben, daß der Geschmack so frühzeitig allgemein anerkannte Linien innehält. Nicht nur welche die hübscheste, sondern auch welche die liebenswürdigste sei, darüber herrschte sofort Einstimmigkeit.

Endlich kam auch ein Theater zum Vorschein, und das verdrängte all' meine anderen Interessen. Eine reisende Gesellschaft, die Butenop'sche — unsere verstorbene Frau Anschütz war eine geborene Butenop — eröffnete ihren Tempel in einer Reitbahn. Diese Reitbahn war ein luftiges Gebäude, im Dache wenigstens fehlte eine erkleckliche Anzahl von Schindeln. Ich kannte diese Lücken genau, denn diese Reitbahn stieß auf der Hintergasse an meines Großvaters Garten, dessen hohe Aepfelbäume ich bis ins äußerste Gezweig zu besuchen pflegte. Dies Gezweig reichte bis ans Schindeldach, und mein Plan war gleich gemacht: von da oben durch die Lücken wollte ich zu-

schauen. Denn Geld hatte ich nicht, um zwei Groschen für den letzten Platz zu bezahlen.

Welches ist nun wol der Mittelpunkt des Reizes, der mich so frühzeitig zum Theater zog? Das ist nicht so leicht zu sagen. Denn wenn man glaubt, weil ich eine Anzahl Theaterstücke geschrieben und weil ich lange Jahre Theater-Director gewesen: ich hätte eben die Theater-Passion von Jugend auf im Leibe gehabt — so irrt man sich. Dem widerspicht wenigstens Vieles in meinem Leben. Auch mitten in der ausschließlichsten Theater-Beschäftigung habe ich nie die geringste Neigung gehabt, selbst zu spielen. Ich las vor, ich übte ein, ja ich soufflirte, ich betrieb nach und nach Alles, was man Vorschule heißt, mit gründlichem Eifer, aber ich blieb immer unberührt von dem, was man unmittelbare Theaterpassion nennt.

Worin also lag der Mittelpunkt des Reizes für mich? Ich erinnere mich ganz klar: Damals in jener Reitbahn war es der Reiz des Geheimnisses. Der Vorhang mit einer Lyra, die einleitende Musik erregten mich; es war die Ahnung einer mir unbekannten höheren Welt, es war Romantik, wie Mancher kurzweg sagen würde. Und in der That, der ganze bunte Kram hinter dem Vorhange, zu welchem ich mir bald, die Dachlucke aufgebend, Zugang verschaffte; die curiose, für einen Knaben dreifach interessante Wirthschaft hinter den Coulissen, das war es nicht, was meinem Interesse Stich hielt. Dort blieb ich niemals, wenn das Stück beginnen sollte; ich kroch stets unter dem Podium hinaus in den Zuschauerraum und siedelte mich im fernsten, dunkelsten Winkel an, um das Zittern des Vorhanges, wenn aufgezogen werden sollte, im Ahnungsschauer mit zu erleben, um in dunkler Einsamkeit die wunderbare Welt eines Ritterstückes zwei, drei Stunden lang an mir vorüberziehen zu sehen.

Auch was mich später nach langer Pause in Breslau wieder ins Theater zog, war Romantik. „Das Käthchen von Heilbronn" war's.

Und nach neuer langer Pause zum drittenmale „Monaldeschi". Am Ende auch ein romantisches Thema.

Dabei gehör' ich doch gar nicht zu den besonders romantisch gearteten Schriftstellern. Es muß wol noch etwas Anderes darin ruhen. Bedeutung überhaupt, Erhöhung, Erweiterung der Alltagswelt.

Und wenn ich einmal dabei bin, dann ergreift mich ganz die Macht einer Kunst, welche mehr als irgend eine andere Alles berührt, was den sinnigen Menschen beschäftigt und anspricht: Geschichte, Sitten, alle menschlichen Bestrebungen und Charaktere, eine unermeßlich ausgedehnte Welt! Und so wohlfeil kann man das Alles haben, man braucht nur still zuzusehen.

Es ist müßiges Geschwätz, das von einseitigen oder blasirten Leuten ausgeht und zu allen Zeiten vorausgegangen ist: die Zeit des Theaters sei vorüber, die Menschen hätten Wichtigeres zu thun. Unwahr zu jeder Zeit! Das Theater ist und bleibt die populärste, wirksamste Kunst. Keine andere kann so viel bieten. Es ist immer des Schweißes der Edlen werth, sich darum zu bemühen, es zu bereichern, es zu erhöhen.

Von diesem Grundgedanken wehte gewiß ein Etwas in den Knaben hinein, der fast ein halbes Jahr täglich zuschaute aus seinem Winkel.

Ich genieße heute noch die Früchte davon. Das Repertoire jener Zeit — etwa 1818 — ist mir eine dauernde Grundlage geworden, und auch wenn ich jahrzehntelang nicht eigentlich ins Theater ging, die neuen Stücke sah ich doch immer an: das Jugend-Repertoire in mir verlangte von selbst seine Fortsetzung. Ebenso blieb ich immer aufmerksam, wie Hoch und Niedrig über das Theater urtheilte. Ich hatte einmal doch ein Inventarium und wollte wissen, in welchem Werthe es stünde.

Die Ritterstücke jener Jugendzeit hielten lange vor. „Die Kreuzfahrer", „Clara von Hoheneichen" an der Spitze. Aus ihnen wuchs später auf dem Wege des „Pfefferrösels", des „Sammtschuhes" und „Hinko's" Charlotte Birch-Pfeiffer hervor, die ins bürgerliche Stück überging. Und Räuberstücke waren zahlreich; Ungarn vorzugsweise war ihr Schauplatz; „Horia und Gloska"

ist solch ein Titel, den ich nicht mehr losgeworden bin, der „Räuber auf Maria-Kulm“ nicht zu gedenken, welche in Böhmen spielten zwischen Karlsbad und Franzensbad. Daß Schiller auf das Thema der „Räuber“ gekommen, hatte unter den Schauspielern endlose Propaganda gemacht. Denn zumeist schrieben Schauspieler die neuen Stücke, von Schröder angefangen bis auf Iffland, welcher damals König des deutschen Theaters war, und bis auf Frau v. Weissenthurn.

Die Verfasser der Stücke blieben übrigens in meiner Vaterstadt unbekannt, auch wenn ihr Name auf dem Theaterzettel nicht fehlte. Es ist schon eine höhere Cultur, wenn ein Publicum dem Verfasser nachfragt. Schiller's „Räuber“ zum Beispiele wurden in unserer Reitbahn aufgeführt; ich sehe noch den dicken Schauspieler vor mir, welcher den Franz Moor spielte: er hatte sich das Gesicht mit hundert schwarzen Punkten betupft. Sie bedeuteten Blatternarben. Aber den Autornamen Schiller sprach Niemand aus, unser Rathskutscher Schiller blieb in alleinigem Besitze dieses Namens. Von Iffland dagegen habe ich sprechen hören. Einige Jahre später — in Glogau — sagte ein Justiz-Commissarius, ein geistvoller Mann, in meiner Gegenwart: „Heute Abend wird „Leichter Sinn“ gegeben; das ist ein feines Stück, es ist von Iffland, welcher vortreffliche Schauspiele schreibt.“ Auch bei dem Namen Kotzebue stutzte man wegen des „ue“ am Schlusse, ob das ü oder ue ausgesprochen würde. U, rief Einer. Das war also ein Kenner.

Französische Stücke wurden gegeben trotz des Franzosenhasses und der altdeutschen Richtung, welche damals die großen Städte und Universitäten bewegte. Wir wußten nichts davon, und die Theater scheinen gar keine Notiz davon genommen zu haben. An zwei solcher französischen Stücke erinnern mich ganz besondere Vorfälle. Das eine hieß: „Clementine d'Entragues, oder: Die Belagerung von Aubigny“. Es war mir an diesem Abende nicht gelungen, in den Tempel der Reitbahn einzudringen, und ich saß traurig auf einem Bauklotze, welcher in der Hintergasse lag. Neben

mir strickend die Mutter und eine Klatschschwester derselben. Die leidenschaftliche tragische Schauspielerin, eine Demoiselle Richter, schrie ihre Clementine dergestalt, daß ihre Worte durch das zerlöcherte Schindeldach der Reitbahn bis zu uns drangen. „Das soll nun hübsch sein, dieses Geschrei!“ sagte meine Mutter. Ich schaute auf bei dieser Bemerkung, und habe sie nicht mehr vergessen. Eine dramaturgische Reminiscenz.

Das zweite hieß: „Des Hasses und der Liebe Rache“. Es spielte in Spanien, wo die Franzosen unter Napoleon erobernd eingedrungen waren und von den Spaniern auf Weg und Steg verfolgt, eventuell auch meuchlerisch ermordet wurden. Am Schlusse eines Actes schoß der französische Officier sein Pistol ab auf einen Spanier. Das Pistol versagte, und der Vorhang fiel unter großem Gelächter des Publicums. Ich kroch eilig unter dem Podium hinauf, um Director Butenop's Zorn anzusehen gegen den Requisiteur Krebs, den er immer auf dem Striche hatte. Richtig! er hielt ihn bereits am Kragen und schrie immerfort: „Das Publicum muß den Schuß hören, Canaille! Das Publicum muß den Schuß hören!“ — Pautz! knallte der Schuß. Neues, noch stärkeres Gelächter im Publicum.

Als der nächste Act kam, entdeckte mein junger Verstand, daß der Director Recht gehabt: der Schuß hatte Folgen, er mußte also losgegangen sein. Ebenfalls dramaturgische Reminiscenz.

Ueberhaupt täuschen sich die Großstädter mit ihren stattlicher versehenen Theatern, wenn sie glauben, die gering ausgestatteten Theater kleiner Orte müßten einen ganz anderen und viel geringeren Effect machen. Sie machen ihn durchschnittlich gerade so wie in den großen Städten. Die Phantasie des Zuschauers ergänzt unglaublich, und der andere Rahmen, der andere Maßstab thut seine Schuldigkeit. Der Kern und die Hauptsache erscheinen hier wie dort, und es machen nur Stücke eine Ausnahme, welche auf absonderlich feinen oder dünnen Nuancen beruhen. Diese Stücke dauern aber auch in den Großstädten nicht; es dauert nur, was starke, allgemein verständliche Grundlagen hat.

Die Persönlichkeiten der Schauspieler gaben mir viel zu schaffen, oder weckten mir doch viel Gedanken. Sie waren ganz anders als die Menschen in unserer Stadt, welche ich Alle kannte. Ich kannte sie wirklich Alle. Gar Mancher von der Neugasse oder von der Judengasse hat mir, dem späteren Schriftsteller, Modell gestanden. Eine kleine Stadt ist eine offene Fundgrube für Charakter-Studien. Jeder Hausstand wird hundertmal erörtert in der Klatsch-Unterhaltung, welche in kleinen Städten ungemein ergiebig ist und die Zeitungen weit überbietet. Eine Druckerei gab's gar nicht, also auch nicht einmal ein Wochenblatt. Alles war mündlicher Austausch, und ein neugieriger Knabe sammelte täglich Personal-Kenntnisse. Dazu hatte ich den fünf Jahre älteren Cousin Fritz aus dem „Grünen Löwen", der lieferte das Schmalz zu dieser Personal-Kenntniß. Er war ein ausgesprochener Humorist, und wußte die Originale des Städtchens reizend einzutauchen in seine lustige Lauge. Wir hatten von Fallstaff bis zum Poins eine äußerst zahlreiche Compagnie, und nicht nur Schuster und Schneider, auch Standespersonen denen wir ihre komischen Schwächen ablauschten. Diese komischen Schwächen entwickeln sich viel reichlicher, weil viel sorgloser in kleinen, einsamen Orten. Die Leute werden gar nicht gestört in ihrer behaglichen Entwicklung, welche frühzeitig stillesteht. Der Stadtpfeifer wie der Rathskämmerer und der Rabbiner waren versteinerte Typen von ihrem dreißigsten Jahre an. Dieser Cousin Fritz war mein Verführer zu humoristischer Satyre. Von ihm sind auch die Märsche unserer Schützengilde, welche beim Pfingstschießen aufgespielt und vom Stadtpfeifer zu unserem Entzücken unter wunderbarer Mimik dirigirt wurden, auf die deutschen Universitäten übergangen. Ich glaube, noch heute hört man dies „Radabum, radabum, tsching, tsching" unter den Studenten, diese Articulirung der großen Trommel und der Becken.

Für diese Charakter-Studien nun waren die Schauspieler eine allarmirende Neuigkeit. Der „Faust"-Spieler — den Goethe'schen kannte man nicht, sondern den von Klingemann —

pflegte eine ausgesprochene Liebschaft mit der tragischen Liebhaberin und genirte sich gar nicht. Der Lustspiel-Liebhaber saß im offenen Hausflur neben der Naiven und küßte sie herzhaft. Man schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und die Mutter sagte: Ist das ein Volk! — Ein Genie von jungem Heldenspieler kam zugereist mit sehr schadhafter Jacke, aber Sporen an den Stiefeln, und lachte dem Kutscher ins Gesicht, als dieser Fuhrlohn verlangte. Dieses junge Heldengenie konnte geläufig Französisch sprechen, und unsere Honoratioren verkehrten respectvoll mit ihm; man munkelte, er sei ein „Herr von“.

Mit Einem Worte: die Romantik war eingekehrt bei uns mit dem Theater, und die älteren Frauen sagten mit Recht: Nun ist's vorbei mit der Tugend!

So wie die Juden ein Sauerteig geworden sind für große Städte, so waren die Schauspieler eine Gährungshefe für kleine Städte — und für kleine Menschen, wie ich einer war. Die ganze Welt war für mich verwandelt und erweitert, unabsehbar erweitert durch diese Schauspieler-Gesellschaft.

4.

Ich gehe fortwährend scheu an den geheimnißvollen Punkten des Jugendlebens vorüber. Es führt zu weit, oder vielmehr es führt zu sehr ins Enge. Man macht das Ich zu wichtig, und ich möchte das zur Hauptsache machen, was ich gesehen und erfahren, das, was zur Kenntniß mancher Quellen in unserer Entwicklung seit sechzig Jahren beiträgt.

Ich schweige von den religiösen Eindrücken, von den Schauer, welchen die öffentliche Confirmation zum Christen und die erste Abendmalsfeier in dem Knaben erregte. Die bei uns herrschende Form aber muß ich erwähnen. In der Kirche vor dem Altar

wurden wir vierzehnjährigen Kinder geprüft in unserer Wissenschaft vom Christenthume. Unsere Eltern und Verwandten, die ganze Stadt hörten zu. Das mag sein Gutes haben, und doch muß ich eingestehen, daß unser Hersagen von religiösen Grundsätzen etwas auswendig Gelerntes hatte. Es ist wol zu früh für ein vierzehnjähriges Geschöpf, denn ein solches denkt noch nicht eigen, es spricht Gedachtes mechanisch nach.

Die Familien hielten streng an diesen Gebräuchen der lutherischen Kirche, besonders weil ein Theil der Einwohnerschaft katholisch war. Allerdings ein geringer Theil; wir waren die weit überwiegende Majorität, und wir fühlten uns als herrschendes Geschlecht. Es liegt so tief im Menschen, sich zu überheben. Die Katholiken waren uns wie Fremde, die geduldet würden. Fremdartig blieb uns stets ihr Gottesdienst, wie einem anderen Welttheile angehörig. Meine Mutter sprach oft davon, und immer wie von etwas Unbegreiflichem; denn die ganze Verstandeswelt der Reformation, und fast ausschließlich diese war in uns lebendig. Was Luther darüber hinaus in unsere Kirche aufgenommen, daran rüttelte man nicht, man ließ es ungeprüft bestehen, aber ich habe nie ein besonderes Interesse dafür entdeckt. Nur wenn man über den katholischen Glauben sprach, wurden diese mystischen Stellen des Lutherthums: „Das ist mein Leib und Blut“ zum Beispiele erwähnt. Reformirte gab's bei uns nicht, und wir wußten nicht, daß diese sagen: „Das bedeutet meinen Leib und mein Blut.“

Eigentlich erhöhte die bei uns vorhandene katholische Kirche unsern evangelischen Eifer. Ihretwegen wurde er oft ganz lebendig. Namentlich bei der Wahl des Geistlichen. Wenn eine Lücke eintrat, so wählte die Gemeinde den neuen Pastor. In Wahrheit wählte sie nur den neuen Prediger. Es fanden nämlich Gastpredigten statt, und die Gemeinde stimmte ab, welchen der Gäste sie haben wollte. Das war dann immer wochen-, ja mondenlang das Interesse der ganzen Stadt. Die freie Predigt war uns Mittelpunkt der Kirche, und daß die Katholiken schwache Prediger hätten, war der Grundvorwurf, den wir ihnen machten.

Wirklich boten diese Gastpredigten eine eigenthümliche und sehr große Anregung in der kleinen Stadt. Die Kirche war dann überfüllt, und doch herrschte Todtenstille; man wollte kein Wort verlieren, welches der neue Mann sprach, und hinterher die ganze Woche lang, bis der nächste Gastprediger kam, wurde kritisirt, wurde hin und wider gewogen, wurde der ganze Mann geprüft. Denn das zeigte sich immer: nicht blos Vortrag und Inhalt der Predigt, nein, das Wesen des Mannes, welches aus Vortrag und Inhalt sichtbar geworden, das wurde geprüft. Zweimal habe ich erlebt, daß des Gastpredigers sympathisches Wesen den Sieg davontrug über stärkeren Inhalt und kunstreicheren Vortrag eines Andern. Und doch wurde die Form sehr beachtet. Ein Rathsherr wollte einen Gastprediger durchaus nicht aufgeben, weil er so schöne, so durchdachte Bilder gebracht in seiner Predigt. Eines dieser Bilder führte er immer wörtlich an und fragte stolz: Kann man sich schöner ausdrücken?

Solche intime Betheiligung der Gemeinden am Gottesdienste, der Kirchengesang, an welchem Jedermann theilnimmt, die ausführliche Predigt und die selbstständige Wahl des Predigers bilden für die evangelische Kirche das hauptsächlichste Bindemittel. Diese Bestandtheile ihres Kirchenwesens würden sie sich nie wieder nehmen lassen. Wie tief das wurzelt, zeigte das Reformationsfest, welches ich 1817 mit erlebte. Vor dreihundert Jahren hatte Luther seine Thesen an die Kirche in Wittenberg angeschlagen — das, den Anfang der Reformation bedeutend, wurde gefeiert, und dabei wurden alle geschichtlichen Vorgänge der Reformation und alle Grundsätze und alle Gründe der Reformation in Predigt und in Schrift erörtert. Auch in Schrift, was bei uns unerhört. Druckwerke in Menge fanden sich bei uns ein. Außer dem Bildnisse der Reformatoren Luther und Melanchthon. Das war eine Bewegung von außerordentlicher Ausdehnung und Macht. Bei uns geradezu eine volle Wiedergeburt der Reformationszeit.

Als ich später erlebte, daß die katholische Kirche ein neues Dogma, das von der unbefleckten Empfängniß Maria's, einführte,

da wurde ich lebhaft an das Reformationsfest von 1817 erinnert. Welch ein Unterschied! Hier ein neues Wunder und dort eine erneute Prüfung aller Gründe. Und, wie mir scheint, hier keine Theilnahme der gebildeten Katholiken, dort aber eine eifrige Betheiligung aller denkenden Evangelischen.

„Evangelisch" ist in meiner Heimat das Unterscheidungswort, nicht „protestantisch". Man hat nichts gegen letzteres, aber es ist nicht gebräuchlich. Es ist am gebräuchlichsten in katholischen Ländern, weil es eine bloße Verneinung bezeichnet.

Wenn er confirmirt ist, dann geht es mit dem Knaben ernstlich an den Lebensberuf. Das Baufach blieb für mich im Vordergrunde. Ich war darin durch allerlei Praxis bei den Bauten des Vaters vorgeübt, und es sollte nun an theoretische Bildung gehen; ich sollte zunächst auf ein Gymnasium. Cousin Fritz war schon lange auf diesem Wege voraus; er war schon in der obersten Classe des Gymnasiums zu Glogau, und dahin sollte ich auch. Er wollte von da auf die Universität. Davon war bei mir nicht die Rede, dafür reichten die Geldmittel nicht. Nach den Franzosenkriegen waren lange Jahre der Verarmung eingekehrt; meine Eltern waren nicht im Stande, Geld für mich auszugeben. Allwöchentlich ein Säckchen Kartoffeln und etwas Speck war für mich in Aussicht, übrigens sollte ich mich selber ernähren. Der gute Schulunterricht unserer Bürgerschule sollte mich dahin gebracht haben, nun selbst Unterricht in Elementarien zu geben. Und außer diesem Erwerb wurde auf sogenannte „Tische" für die Ernährung des hungrigen Burschen gerechnet. Tisch bedeutete den Mittagstisch, welcher in wohlwollenden Familien gedeckt wurde für einen armen, fleißigen Schüler.

So nahm ich Abschied von der Heimat, von allen Gassen und Häusern, von Feld und Wald. Feld und Wald sind in der kleinen Stadt nahe und wichtig; man wächst zur Hälfte auf wie auf dem Lande. Die Eltern besaßen Aecker, der nahe Großvater ein Bauerngut, man nahm Theil an der Aussaat, am Einernten, am Dreschen und Mahlen, am Holzschlagen draußen im unermeßlichen Walde. Man hütete mit großem Hunde des Nachts in

der Feldhütte das Kartoffelfeld oder das Obst im Obstgarten, man ritt die ungesattelten Pferde auf die Weide oder in die Schwemme, man lernte im Bober schwimmen, man suchte Edelsteine auf den Sandbänken und sammelte Jaspisarten, sammelte Vogel-Eier, hielt sich Kaninchen und Tauben, kurz, man war ein tief verzweigtes, wenn auch kleines Glied der Gemeinde — der Abschied war ein großes Ereigniß.

Fünf deutsche Meilen ist Glogau entfernt von Sprottau, und auf der Hälfte Wegs kommt man über einen kleinen Hügel. Was sah ich da! Herr Gott, was ist das? Am Horizont eine blaue Wand — das schlesische Gebirge, superlativisch Riesengebirge benannt. Ich war außer mir vor Entzücken. So was hatte ich nicht für möglich gehalten. Meine ebene Heimat hatte am Horizont nie etwas Anderes gezeigt als eintönigen Kiefernwald — und auch bei Glogau fand ich nahe Hügel. Wie schön ward die Welt! Und wer aus schöner Gegend hinkommt, sagt achselzuckend: Wie dürftig und reizlos! Verhältnißmäßig! heißt das große Wort, durch welches wir gereizt und befriedigt werden.

Groß-Glogau, an der Oder gelegen, ist eine starke Festung. Man ist eingekeilt hinter Wallmauern und Schanzen, der Weg ins Freie hinaus ist weit, von Wald und Feld ist innen keine Spur zu entdecken. Das war ein Unterschied! Dazu die Lebensweise: täglich sechs Stunden im Gymnasium, welches wie eine Klosterschule abgesperrt war, zwei Stunden Unterricht an ungekämmte Buben, denen ich eiligst beibringen sollte, was ich soeben selber erst gelernt, dann drei Stunden häusliche Arbeit für die Schulaufgaben — eilf Stunden sicherer Zimmer-Arrest. Zu alle dem wenig Licht, wenig Luft, aber tägliche Nahrungssorge. Diese fünf Jahre liegen in meinen Gedanken wie fünf Jahre Festungsstrafe.

Man soll mit Einemmale zu viel lernen, und es wird nicht gut genug gelehrt. Dies ist der Schmerzensschrei über unsere gelehrte Erziehung.

Und was lernte ich mit solchen Opfern? Alte Sprachen, die ich nicht genügend erlernte. Hebräisch so viel, daß ich die

Schilder jüdischer Kaufleute nicht lesen kann, weil die Vocalzeichen oben und unten weggelassen werden, in unserer Schule aber nicht weggelassen wurden. Griechisch, so daß ich erst in späteren Jahren durch den alten Voß den Homer ordentlich kennen lernte. Und nun gar die außerordentlich schweren griechischen Tragiker, oder Plato und Pindar! Sie blieben für uns Bücher mit sieben Siegeln. Diese Siegel löſten erst in viel späteren Jahren jene Uebersetzungen, welche man sich aus dem Griechisch-Deutschen ins Deutsche übersetzen muß. Lateinisch allerdings, die Römersprache, welche mehr Ausnahmen als Regeln hat, die lernten wir plappern, wie man heutigentags Französisch plappert. Wenn ich sie aber jetzt sprechen soll, da läuft „oui" und „voilà" dazwischen. Nur an den päpstlichen Bullen und Allocutionen pflegt man sich heutigentags noch zu üben, und das geschieht nie ohne bitteren Aerger. Man ärgert sich, daß man so viel vergessen hat, und ärgert sich, daß andere alte Leute gar nichts Unnützes vergessen wollen.

Das Lateinische hatte die meisten Lehrstunden, und der Lehrer desselben verstand zu lehren. Es war der Rector selbst. Das Lehren ist ein Gewerbe, ist eine Kunst, welche specifische Anlage voraussetzen. Es wird erschrecklich viel Zeit und Mühe verloren dadurch, daß man Leute lehren läßt, die kein Talent zum Lehren haben. Das Wissen des Lehrers nützt dem Schüler nichts, die Art, wie der Lehrer es wiedergeben, vortragen, erklären, dem Schüler verständlich, ja reizend machen und einprägen kann, nur das nützt dem Schüler, nur das stempelt den Lehrer zum Lehrer. Und das wurde und wird wol noch in den gelehrten Schulen unverantwortlich übersehen. Pädagogische Uebungen galten auch schon damals für nöthig, wenn ein junger Gelehrter Lehrer werden sollte. Aber in ganz ungenügender Weise. Heute geschieht allerdings viel mehr dafür, daß Lehrer lehren lernen, aber kaum genug. Und doch ist es entscheidend, wenn Schulen fruchtbar werden sollen. Man muß zuerst nach dem Talente des Lehrers fragen, wenn man Jemanden in einer

Schule anstellt, und dann erst nach seinem Vorrathe im Wissen. Ein Lehrtalent stiftet mit geringerem Wissen viel mehr Nutzen, als ein Coloß von Wissenschaft, der zum Lehren kein Talent hat.

Trotzdem aber, daß ich für so lange Zeit nicht genug erlernt habe in den alten Sprachen, möchte ich den modernsten Realisten nicht zustimmen, welche diese alten Sprachen ausgestrichen sehen wollen in den Schulen. Ich möchte nur, daß man sie besser lehre. Das Hirn des jungen Menschen erhält eine feste, eine unschätzbare Structur durch die Grammatik der alten Sprachen, und das ganze innere Leben des jungen Menschen gewinnt einen unschätzbaren Gehalt durch Kenntniß dieser Formenwelt, durch Kenntniß einer classischen Welt, deren Grundzüge beiläufig alle in den Verstand des jungen Menschen eingepflanzt werden.

Daß man nur das gut lehren kann, was man selbst talentvoll kann, davon gab ein Lehrer den unfehlbaren Beweis. Er war ein Genie, welches zu Allem Fähigkeit besaß, offenbar aber die stärkste Fähigkeit und Neigung zu künstlerischer Schriftstellerei in sich trug. Sein Name war Röller. Ich glaube, er lebt als hochbetagter Greis noch, während ich dies schreibe. Also auch für Erhaltung des Daseins war er ungemein begabt. Die Schriftstellerwelt kennt von ihm Parodien auf Schiller's „Glocke": „Der Kaffee" und „Der Tabak". Besonders die Bereitung des Kaffee's, scherzhaft dem Glockenguß Schiller's folgend, machte in damaliger Zeit großes Glück. Dieser Lehrer nun las unsere schlechten deutschen Aufsätze und kritisirte dieselben in der Lehrstunde. Diese Kritik ist mir zeitlebens gegenwärtig geblieben und lehrreich geworden. Es war im Grunde Compositions-Lehre. Alle Hilfsmittel für die Spannung eines Vortrages und namentlich einer Erzählung entwickelte der Mann uns einfältigen Tertianern. Wahrscheinlich ganz unnütz für die große Mehrzahl, außerordentlich nützlich für zufällig anwesende Tertianer, die einst Schriftsteller werden sollten. Ich selbst habe bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre nicht im Traume daran gedacht, ein Schrift-

steller zu werden, und doch sind mir alle Lehrpunkte Röller's getreulich eingefallen, als ich anfing, öffentlich zu schreiben. Samenkörner sind unberechenbar; sie fallen auf steinigen Boden und sind nichts, sie fallen auf fruchtbares Land und keimen, keimen jahrzehntelang und kommen plötzlich als Frucht zum Vorschein.

Um diesen Lehrer gruppirte sich die Gymnasiasten-Theilnahme an poetischer Literatur, für einen Kleinstädter wie ich etwas ganz Neues.

Ich wurde als Freund des Sohnes vom Hause in eine wohlhabende Familie wie ein Adoptivsohn aufgenommen, und da man in dieser Familie die damals gebräuchlichen Journale hielt und die neu erscheinenden Bücher kaufte, so kann ich ziemlich genau berichten, was damals literarisch Mode war. Die „Abendzeitung", von Theodor Hell in Dresden herausgegeben, war in den ersten Zwanziger-Jahren das gesuchteste Blatt. Die Erzählungen van der Velde's in der „Abendzeitung" interessirten über die Maßen. Auf van der Velde folgte Tromlitz, aber sein Reiz war geringer. Man las überhaupt nur belletristische Journale. Das gediegenste war das bei Cotta erscheinende „Morgenblatt". Seine Mottos auf jeder Nummer, stets in Bezug auf den Inhalt der Nummer, waren stupende Zeugnisse von Belesenheit und richteten wirklich die Aufmerksamkeit auf mancherlei schwere Lectüre. Die Gebrüder Hauff waren leitende Genien des „Morgenblatt". Wolfgang Menzel mit seinen in schlagendem Style einhergehenden Kritiken ergänzte Macht und Einfluß dieses Blattes einige Jahre später.

In jenen Zwanziger-Jahren erschien die erste zugängliche Gesammt-Ausgabe Schiller's. Sie wurde in meiner Adoptiv-Familie angeschafft, und ich mußte sie vorlesen vom ersten bis zum letzten Bande.

Aber nicht von da schreibt sich bei mir der Eindruck her, welchen Schiller auf einen jungen Menschen macht. Den hatte Cousin Fritz bewerkstelligt. Der ältere Jüngling hat in all

solchen Dingen entscheidenden Einfluß auf den jüngeren. Man empfindet nur stark durch verwandtschaftliche Mittel. Daß Fritz mir Prachtstellen vorlas und daß er mir sagte: Dies ist unser Dichter für's Leben, das wirkte auf mich, und die Dramen, besonders von Schiller, deren ich in den abgerissensten Exemplaren habhaft werden konnte, die prägten sich ein wie mit glühenden Lettern.

Man las überhaupt damals gedruckte Dramen aufmerksamer als jetzt. Grillparzer's „Goldenes Vließ“ imponirte uns höchlich; Müllner, der in Mode war, wurde genau gelesen, sogar die „Albaneserin“ beschäftigte uns. Im Uebrigen waren damals noch zwei Richtungen populär, die jetzt ganz verschollen sind, die romantischen Rittergedichte und Wieland's heitere Epen. Nicht blos „Oberon“, der sehr hoch stand, auch „Idris und Zenide“, „Die Wasserkufe“ und all die sinnlichen, leicht versifizirten Erzählungen, welche die Sinnlichkeit allerdings aufstachelten und in heutiger Zeit von den Moralisten schwer verpönt würden, wenn sie neu erschienen. Es war eine Erbschaft des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Sinnlichkeit in der Schrift und auf der Bühne in ausgedehntem Maße zugelassen wurde. Darin sind wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt strenger und abweisender geworden. Ich glaube, ein Heinse'scher „Ardinghello“ wäre heute gar nicht mehr möglich, und Wieland's leichter Sinn erführe die schnödeste Begegnung. Er gehörte aber zu der aufblühenden Classik, und die Inquisition schwieg öffentlich gegen ihn. Die geschichtliche Entwicklung, organisch vorschreitend, findet da immer unerwartete Wege. Unerwartet sollte man es doch wol nennen, daß sich für Wieland in der veränderten Geschmacksrichtung nicht Opposition eingestellt hat, und in Folge derselben eine polemische Theilnahme. Das ist nicht der Fall, sondern das Gegentheil hat sich eingestellt: Gleichgiltigkeit. Man liest Wieland nicht mehr.

Von unseren damaligen Rittergedichten, von Alxinger's „Doolin von Mainz“ und „Bliomberis“ erfährt ebenfalls unser

Lesepublicum gar nichts mehr. Ariosto, der Vater solcher Epen, ist ja ebenfalls für die Meisten nur ein literargeschichtlicher Name.

Aehnlich ist es mit Ernst Schulze's „Bezauberter Rose" ergangen, welche damals Jünglinge und Jungfrauen weich beschäftigte. Das Sieb der Jahrzehnte hat große Löcher, erstaunlich viel fällt durch, und nur die reichsten und stärksten Naturen lassen sich nicht beseitigen.

Ueberhaupt ist in unserer Zeit die Lectüre älterer Bücher beschränkt worden. Die Gegenwart nimmt so gar viel geistige Kräfte in Anspruch, die Interessen der Gegenwart sind überall drängend, ja gebieterisch, und der Ausdruck dieser Interessen, die Zeitungen, verlangen so viel Zeit, daß die gesammelte Lectüre auf immer kleinere Kreise zusammengedrängt wird. Auf kleinere Kreise der Leser und der gelesenen Bücher.

Und doch begann schon damals in Preußen jene peinliche Richtung in der evangelischen Kirche, welche man Pietismus nannte und welche von Jahr zu Jahr ins Muckerthum ausartete.

Unser Rector machte sich zu einem Führer dieser Richtung. Er war ein guter Pädagog, ein sehr arbeitsamer, im Wirken consequenter Mann; er betrieb es denn auch mit Eifer, das Gymnasium fromm zu machen. So viel ich weiß, mit geringem Erfolge. Alles lehnte sich dagegen auf, Lehrer und Schüler, wenn auch nur in der Stille; aber wir Alle konnten doch nicht verhindern, daß durch sein Bestreben eine trübe und klägliche Stimmung auf die Schule fiel, recht wie ein schwarzer Trauerschleier.

Diese Richtung ist zu wiederholtenmalen in den protestantischen Kirchen aufgetaucht, vorzugsweise in der evangelisch-lutherischen, und sie wird noch oft auftauchen. Warum? Die Regierungen und ein Theil der Protestanten werden immer das Bedürfniß fühlen, fester zu binden und fester gebunden zu sein. Luther's lebendig gebliebene Anknüpfungen an den römisch-katholischen Glauben werden ihnen dazu immer Verbindungsfäden darbieten.

Der preußische König Friedrich Wilhelm der Dritte ergriff die sich darbietende Gelegenheit zu einem gewiß löblichen Zwecke, zu dem Zwecke nämlich: die verschiedenen protestantischen Bekenntnisse in ein Bekenntniß zu vereinigen, in eine Kirche. Man nannte dies die „Union". Darin sonderten sich auf der einen Seite die „Altlutheraner" ab, welchen das Unionsbekenntniß zu lax war. Auf der andern Seite die Protestanten, welche den Sinn dieses Wortes aufrechterhalten wollten, welche den bestimmten Abschluß unter bestimmten Dogmen und Formen fürchteten und absolut nicht wollten. Das wird ein neuer Katholicismus! rief ein alter Consistorialrath Schulz in Breslau, ein notabler Professor evangelischer Theologie. Und so riefen Viele, welche das dogmatische Band lose gehalten, welche die Freiheit aufrechterhalten sehen wollen, die Freiheit für Ausbildung jeglichen Dogmas, jeglicher Kirchenform.

Die Union ist dennoch durchgesetzt worden, aber sie hat kein volles Leben erzielt. Sie hat in mancher Consequenz bescheiden verbleiben müssen, um nicht zu argem Widerstand und Abfall herauszufordern.

Der römische Katholik ist alldem gegenüber ganz berechtigt zu der spöttischen Frage: „Ist das eine Kirche?!" Aber der Protestant entgegnet mit der sehr wichtigen Frage: „Wozu denn überhaupt nur Eine Kirche?!" Hundertfache Abweichung in den strebenden Geistern ist ja doch unvermeidlich, ja ist heilsam für die Ausbildung der Menschen, warum denn diese strebenden Geister ein- für allemal bannen? Kommt ihr zu freier Kirche im freien Staate, dann wird sich das Gleichartige schon zusammenfinden, wenn auch in zehnfach von einander abweichender Gestalt. Was schadet denn die zehnfache Gestalt? Sie nützt im Gegentheile. Jede will der anderen überlegen werden an Geist und Sinn. Geist und Sinn wird dadurch strebsam und lebendig erhalten, und alle die Leute, welche jetzt lügen und heucheln müssen in einer großen Gemeinschaft, deren Grundsätze ihnen nicht einleuchten, all diese sogenannten Freigeister können sich dann wirksam machen

durch ihre guten Gründe. Denn nur die guten Gründe werden alsdann wirken, die leeren und frivolen Vorwände werden verpuffen.

So führte unser pietistischer Rector zu dem Gedanken: nicht eine Heerde und ein Hirt wird angestrebt werden in unserem Jahrhundert, sondern zahlreiche Heerden und Hirten werden entstehen, aber Heerden und Hirten, welche nur das lehren und wollen, was sie wirklich glauben.

5.

Jener pietistische Schleier lag wie Blei auf mir. Ich hatte keine Ader für diese Richtung, und sehnte mich anderswohin.

Dazu war jener gewisse Freiheitsdrang in mir lebendig geworden, welcher in jungen Menschen klar oder unklar pocht, und welcher nicht immer Arbeit und Pflichten von sich weist, welcher aber Arbeit und Pflichten selber wählen will.

Dieser Drang eines damaligen Gymnasiasten erblickte sein Ideal im Studententhume. Das Studententhum war in jener Zeit wirklich noch eine eigenthümliche und mit gutem Rechte reizende Romantik. Cousin Fritz war schon seit Jahren auf der Universität und war Burschenschafter. Mit den Grundsätzen, Plänen und Hoffnungen dieser Burschenschaft war ich längst vertraut, ich schmachtete danach, in diesen geheimnißvollen Bund einzutreten und mich durch Hingebung hervorzuthun. Die Anfangsgründe des Fechtens — des „Schlagens" heißt der Studentenausdruck — hatte ich in Glogau schon erlernt von alten Burschenschaftern, welche ihre Festungsstrafe absitzen mußten für ihre Theilnahme an der verbotenen Verbindung, und der Anblick dieser Strafe hatte mich nicht einen Augenblick irregemacht.

Da ergriff ich denn die Gelegenheit, welche sich darbot zu einem Wechsel. Während der Sommerferien bepackten wir uns mit schweren Tornistern, schnallten wol auch höchst unnütze große Radsporen an unsere Stiefeln, und wanderten zu Fuß ins Riesengebirge. Die satyrische Bemerkung eines Sprottauers curirte mich von diesen Sporen. Er hatte gesagt: „Laube Heinrich ist vorgestern mit großem Gepäcke durch Liegnitz geritten". Ich trat also diesmal bescheidener auf und kam nach Schweidnitz, welches am Fuße der Berge liegt. Dortige Gymnasiasten, welche ich kennen lernte, zeigten mir, daß man auch auf einem Gymnasium freier und anmuthiger leben könnte, als in Glogau. Schweidnitz war zwar auch eine Festung, aber eine verwahrloste; man kam rasch hinaus ins Freie, und dieses Freie hatte Hügel und Berge — kurz, ich ließ mich zum dortigen Rector führen und bat diesen, mich einem Examen zu unterwerfen. Er that das, und zum Vortheile meines Schimmers bildete Latein die Hauptfrage; ich bestand und erhielt die Versicherung, daß ich nach einem halben Jahre zur Universität abgehen könnte.

So siedelte ich über und kam in eine ganz andere Welt. Die heitere schlesische Natur herrschte hier, und auch die Wissenschaft hatte ein fröhlicheres Gesicht.

Hier stand das Griechische in erster Linie, weil der Lehrer dieser Sprache das stärkste Lehrtalent war, und in Folge dessen erlebte ich einen Vorfall, welcher gar charakteristisch ist für Blindheit und Dünkel, welche auf großen Schulen einreißen können. Beim großen Examen, welches den Uebergang zur Universität bestimmt und welches Abiturienten-Examen heißt, war es herkömmlich geworden, im Griechischen eine ungemein schwere Aufgabe zu stellen und eine geradezu classische Lösung von den Schülern zu erwarten. Die Tradition besagte eben: im Griechischen leisten die jungen Leute das Außerordentlichste, und diese Tradition machte alle Augen blind. Wie dies ja dem Traditionsglauben so oft gelingt.

Die Aufgabe war gewöhnlich der deutsche Text eines vorzugsweise schwierigen griechischen Schriftstellers. Dieser Text sollte

von den Schülern so gut ins Griechische übertragen werden, daß die Schülerarbeit den Worten des griechischen Schriftstellers vollkommen entspreche oder wenigstens ganz nahe komme. Diese stupende Leistungsfähigkeit war seit vielen Jahren stets im Examen erwiesen worden, sie war der Stolz des Gymnasiums, sie war das Wunder der Schule.

Solche Aufgabe kam denn auch an uns. Ich erschrak vor der Schwierigkeit. Mein Nachbar aber tröstete mich und versicherte mir, das Wunder würden wir schon zu Stande bringen. Das Unglaubliche finde in der Stille immer seine nüchterne Erklärung, wie das Fließen des Blutes beim heiligen Januarius in Neapel. Man wisse nämlich immer zu erfahren, wo der griechische Text zu finden sei, welchen der Lehrer übersetzt. Der werde abgeschrieben und unter die Abiturienten vertheilt. Der Discretion jedes Einzelnen bleibe es nun überlassen, kleine Abänderungen anzubringen, welche nicht gerade grammatische Fehler sein dürften, und so werde immer das Außerordentliche präſtirt.

So geschah es denn auch diesmal, und unsere Lehrer waren sehr erbaut von unserer Gelehrsamkeit. Ach, die Aufklärung blieb diesmal nicht aus für das Wunder unseres Schweidnitzer Januarius. Das Consistorium an der Breslauer Universität schickte diesmal als Präsidenten der Prüfungs-Commission jenen schon erwähnten Professor Schulz — David Schulz zur Unterscheidung genannt. Das war unglücklicherweise ein rationalistischer Exeget, also ein in Prüfung des Textes sehr geübter Mann. Die Grundsätze, welche er auf die Bibel anzuwenden gewohnt war, verriethen ihm schnell, daß wir falsche Isidore wären, und das Spectakel war unermeßlich — mit der Tradition aber ging ein gut Theil Ruhmes zu Grunde, welchen die Schule mit Recht ansprechen konnte für ihr Griechenthum. Moral: Traditionen sind schätzbar, aber offene Augen für Alles sind noch schätzbarer.

Ich bezog nun die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Die Absichten aufs Baufach nämlich waren in Glogau

stille untergegangen. Zunächst hatte ich in der Mathematik gar nichts gelernt, und Mathematik war nothwendig für eine Architekten-Laufbahn. Alsdann mußte ich eingestehen, daß meine Unwissenheit nicht blos auf den Lehrer zu schieben wäre. Er lehrte freilich, obwol er ein Mathematiker von wissenschaftlicher Größe, recht unwirksam. Aber der Hauptmangel lag in meinem Unverstande. Unverstand hat Unlust am Arme; manches andere wissenschaftliche Treiben aber lockte mich, und so hatte ich weiter studirt, ohne mich mehr um Mathematik zu bekümmern. Wo hinaus? Das war eigentlich keine Frage bei armen Burschen, die aus kleinen Städten stammten. Die wurden alle Theologen. Dies war das wohlfeilste Studium und brachte zuerst eine Anstellung, wenn auch zunächst nur die eines Hauslehrers. Alle großen und kleinen Land-Edelleute mietheten junge Theologen zur Erziehung ihrer Kinder.

Nach dem inneren Berufe für Gottesgelahrtheit wurde nicht besonders gefragt. Das „Studiren", wie man die Universitäts-Laufbahn nannte, war damals Mode, von exacten Wissenschaften wußte man damals nichts. Technik, Chemie oder so etwas zur Lebensaufgabe zu machen, hätte für einen bedauernswerthen Irrthum gegolten, und im Grunde klammerte sich Alles an den Staat. Eine Anstellung, die mit dem Staate zusammenhing, wurde gesucht, nur eine solche; jede freie Thätigkeit, welche lediglich auf selbstständige Kraft angewiesen blieb, galt für abenteuerlich, ja für verdächtig. Uns damaligen Menschen war die absolute Staatsregierung eigentlich ganz angemessen, wir hatten keinen Muth und also auch keine Fähigkeit, auf eigenen Füßen zu stehen.

So wanderte ich zu Fuß nach Halle, das Ränzel und die Guitarre auf dem Rücken. Die Guitarre gehörte zur damaligen Romantik; ich brauchte sie gar nicht, und sie paßte gar nicht zu mir, denn ich spielte und sang auffallend schlecht. Ein Unterofficier in Glogau von der dortigen Regimentsbanda hatte vergeblich im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, mich musikalisch auszu-

bilden. Der Schweiß war verschwendet, und wenn ich Goethe'sche Lieder krähte, zum Beispiele:

„Im Felde schleich ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,"

da wurden meine sonst stillen Stubengenossen wild und kündigten mir den Miethvertrag.

Auf jener Wanderung hatte ich nur das Studententhum im Kopfe, die Theologie gar nicht. Ich hatte in Glogau eine Erfahrung gemacht, welche ich nicht mehr vergessen konnte und welche meinem Interesse für die Theologie höchst abträglich geworden. Ich hatte dort ein blondes Mädchen verehrt — blond schien mir unerläßlich! — und diese recht kluge Blondine hatte mir eines Tages mitgetheilt, daß es Menschen gäbe — da hatte sie innegehalten und sich selbst laut gefragt, ob es wol gerathen wäre, mir, einem künftigen Theologen, so was mitzutheilen? Es könnte Gift für mich sein. — „Was für Menschen?" — „Nun denn in Gottes Namen: Menschen, welche nicht an die Wunder in der Heiligen Schrift glaubten und —" „Und?" — „Und von unserem Heiland sagten, daß er ein Mensch gewesen sei."

Ich war hoch aufgefahren. Sie beschwor mich, die Gesellschaft solcher Menschen zu meiden!

Ich hatte es natürlich versprochen. Aber ich war später doch an solche Menschen gerathen, und ich wußte jetzt bereits, daß der wichtigste theologische Professor in Halle, des Namens Wegscheider, zu diesen Menschen gehörte, und daß er in solchem Freigeiste das Neue Testament erklärte. Daß ferner der Professor, welcher das Alte Testament erklärte und Kirchengeschichte vortrug, Gesenius geheißen, um kein Haar besser wäre.

Um es ehrlich zu sagen: Mein Verhältniß zur Theologie war bereits mehr das der Neugier, als das eines Berufes. Das Leben auf der Universität war mein Ziel, nicht das Leben in der Theologie.

„Wo wohnt die Burschenschaft?" war meine erste Frage, als ich, von langer Fußreise ermüdet, im Frühlinge 1826 in

Halle ankam. Sie hatte keine Adresse; sie war verboten, ward verfolgt wie eine hochverrätherische Verschwörung. Eine Studenten-Verbindung? Ja wol. Ich selbst habe an diesem Artikel zu zahlen gehabt bis tief ins Mannesalter hinein.

Die Burschenschaft war ein Ergebniß des Franzosenkrieges; Kaiser Napoleon I. hat sie eigentlich gestiftet.

Man irrt sich sehr, wenn man den eigentlich deutschen Patriotismus und das Verlangen nach einem einigen Deutschland weit zurücklegt in deutscher Geschichte. Diese Gesinnung und dies Bestreben sind modern. So lange formell ein deutsches Reich bestand, tauchte solche Gesinnung nur zuweilen in besonders hohen Geistern auf, wie Leibnitz zum Beispiele einer war. Männer wie Sickingen und Hutten mochten an etwas Aehnliches gedacht haben. Der Particulardrang, das Bedürfniß der Stämme, selbstständig zu sein, beherrscht unsere ganze Geschichte. Die sächsischen Kaiser brachten es unter den Ottonen am weitesten mit dem gebietenden Kaiserthume, vielleicht weil die Stammesmächte noch nicht hinreichend gesammelt waren. Die fränkischen und hohenstaufischen, beide süddeutsch, hatten ewige Kämpfe mit den Norddeutschen, und Heinrich der Löwe machte alle Anstalt, eine Mainlinie einzuführen, ja Baiern dazu zu nehmen, und je schwächer die späteren Kaiser wurden, die immer Süddeutsche waren, desto stärker entwickelte sich der Particularismus. Die Reformation gab ihm vollends die Weihe. Sie war norddeutsch und machte im Süden kirchliche Eroberungen, welche im dreißigjährigen Kriege großentheils wieder verloren gingen. Die Einzelherrlichkeit ging aber auf Kosten des Ganzen triumphirend hervor. Sie fand ihre Fortsetzung, ja ihre höchste Steigerung durch den absoluten Staat, welchen Ludwig XIV. mit blendendem Erfolge in Frankreich einführte. Diese Blendung wirkte in unserem Vaterlande überwältigend. Jeder Fürst eines Stammes, oft nur eines Gaues in Deutschland, wollte ein Louis Quatorze sein, und die Vereinzelung stieg zum Höchsten. Mitunter wol auch zum Vortheile der einzelnen Cultur, denn um sich glänzend zu zeigen in ihrer

Einzelherrlichkeit, widmeten manche Fürsten große Summen auf Kunst und Wissenschaft. Aber der Begriff eines einigen deutschen Staates und eines deutschen Patriotismus trat immer tiefer in Schatten.

Da kam der Eroberer Napoleon, da kam die Fremdherrschaft, da kam die Befreiung. In dieser Befreiung erst wurde der Begriff Deutschland wieder geboren, wurde der Wunsch geweckt, die deutschen Staaten in Einen mächtigen deutschen Staat zu vereinigen.

Dieser Begriff und dieser Wunsch brachte es wol zum „deutschen Bunde“; aber die Grund-Ideen des deutschen Bundes wurden bald verleugnet von den Machthabern, namentlich von den großen, von Oesterreich und Preußen.

Oesterreich sperrte sich ab, Preußen reagirte inquisitorisch gegen die vaterländischen Freiheitsgedanken, welche als revolutionär verfolgt wurden.

Diese Gedanken hatten vor und in dem Freiheitskriege einen Mittelpunkt gefunden im Tugendbunde, und aus diesem Tugendbunde entsprang nach dem Freiheitskriege die Burschenschaft. Die Ermordung Kotzebue's durch Ludwig Sand, welcher in Jena der Burschenschaft angehörte, und das Wartburgfest, wo die Burschenschafter des preußischen Ministers Kamptz Gendarmerie-Codex und dem entsprechende Edicte verbrannten, hatten zur Folge, daß sich die preußische Reaction mit voller Gewalt gegen die Burschenschaft wendete und sie zu einem Staatsverbrechen stempelte, welches zu jedem Amte unfähig machte und mit sechs Jahren Festung bestraft wurde.

Halle war eine preußische Universität, eine öffentliche Adresse der Burschenschaft konnte es also nicht geben. Wer dazu gehörte, trug nur zwei Farben, Schwarz und Roth; die dritte Farbe, das gelbe Gold, blieb weg. Komisch genug. Man wußte ja doch aus den zwei Farben, wen man vor sich hatte. Aber es hieß: dies bedeutet nur Neigung, nicht Wirklichkeit, eine eigentliche Burschenschaft ist nicht vorhanden. Und so war es auch; man bildete nur

Kränzchen, nicht einen Kranz, der darum doppelt verfolgt wurde, weil er zusammenhing mit allen solchen schwarz=roth=goldenen Kränzen auf sämmtlichen deutschen Universitäten. Gerade dieser allgemein deutsche Zusammenhang über die Particularstaaten hinweg war der Regierung das wichtigste Moment, das gefährlichste, das revolutionäre.

Die Criminalgerichte machten übrigens später nicht den geringsten Unterschied zwischen „Kränzchen" und vollen Burschenschaften. Dambach, der preußische Reim auf Hambach, wie man in den Dreißiger=Jahren den Groß=Inquisitor in Berlin gegen die Burschenschaften nannte, dieser blasse, lächelnde Mann sagte in der Hausvogtei zu mir: „Kränzchen, Kranz und sonst was, das ist nach Faust „nichts als Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsbild", will sagen Burschenschaft".

War nun dieser patriotisch deutsche Gedanke in den Studenten zu jener Zeit wirklich lebendig? Auch in den jüngsten in den sogenannten „Füchsen", wie ich einer war?

Ich möchte das nicht ohneweiters bejahen. Wegen der Verfolgung war es wirklich ein Geheimbund, und die höchsten Ideen und Zwecke kamen nicht von selbst an die theilnehmende Masse, sondern waren wie ein Mysterium der älteren sogenannten „Haupthähne". Man erfuhr sie allmälig und unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Auf unmittelbare Bethätigung war es übrigens nirgends abgesehen, nur auf mittelbare Verbreitung, auf Erziehung, auf eine geistige Propaganda.

Ich persönlich kam frühzeitig an jene „Haupthähne" und also zur Kenntniß der Mysterien. Man merkte mir den Eifer an, und ich hatte das Bedürfniß eines Inhalts für die neue Lebensepoche. Man sah auch bald, daß mir der Unterhalt fehlte, und arme Teufel empfehlen sich dadurch für Verbindungszwecke, daß sie nichts zu verlieren haben, daß man sie also als Kanonenfutter in vordere Reihen schieben kann.

Ich besaß geradezu gar nichts. Durch Unterrichtgeben hatte ich mich die Gymnasialzeit hindurch erhalten, und für die Univer=

sitätszeit rechnete ich auf ein kleines Stipendium von meiner Vaterstadt Sprottau. Sie hatte mir's auch bewilligt, und ich erwartete es in Halle. Statt seiner kam ein Brief meines Vaters mit dem Nachweise, daß die Familie die erste Jahressumme absolut gebraucht habe; ich hätte mich ja immer selbst durchgebracht und würde dies jetzt in erhöhter Stellung noch leichter zuwege bringen als sonst. In erhöhter Stellung! Darin lag der schwere Irrthum, welcher mich anderthalb Jahre lang oft zum Hungerleiden verurtheilt hat. Nicht um die Welt hätte ich als Student wieder Unterrichtsstunden gesucht. Dem sogenannten Studentenberufe wollte ich ganz und gar leben, leben als freier Mensch. Wohnung und Nahrung sollte sich finden, meinte ich, wie sie sich finden für die Lilien auf dem Felde, für die Vögel unter dem Himmel. Collegien wurden von den Professoren „gestundet", das wußte ich. „Gestundet" heißt: die Bezahlung wird bis zu der Stunde verschoben, in welcher der Studiosus ein Amt antritt.

Mein Idealismus bestand darin, daß ich die Studentenwelt für eine freie Gemeinschaft hielt, welche in allen Dingen außerhalb der bürgerlichen Lebensbedingungen läge, und welche nun auch eine Art von Communismus zu ihren Eigenschaften zählte. Es war immerhin etwas Wahres daran, und ich war auch nach der Lectüre des obigen väterlichen Briefes nicht übermäßig besorgt. Das kleine Gartenzimmer draußen an der Saale, welches ich schon bezogen, mußte ich freilich aufgeben, denn baar Geld wie Miethe stand nun gar nicht mehr in meinem Kalender. Wo also zunächst das Haupt hinlegen?

Dies bedenkend, ging ich den anderen Morgen die lange Strecke hinein in die Stadt, um das erste Collegium, Exegese bei Wegscheider, Erklärung des Neuen Testamentes, zu hören. Halle ist eine weitausgedehnte Stadt und hat in seiner Mitte die „Salzkoten", in denen von Halloren — einer slavischen Nachkommenschaft, sagt man — Salz bereitet wird. Es war Frühsommer, die Sonne schien prächtig, ich hatte Ruhe genug, um neugierig zu sein und mir im Vorübergehen diese weiten einsamen Plätze

der Salzkoten zu betrachten. Ein in die Fremde verschlagener Hallor hatte mich in Sprottau Schwimmen gelehrt — die Halloren sind alle gute Schwimmer. Er hieß Vinediger, und als Jemand kurz nach seiner Ankunft fragte: wo er denn her wäre, da hatte ein Schulkamerad weise geantwortet: Natürlich aus Venedig! Ich hatte aber bei dieser Gelegenheit erfahren, daß er aus Halle stammte. Mich heimelte es also an, dies Hallorenthum, und über das Vinedig des Schulkameraden nachträglich vor mich hinlächelnd trat ich auf dem Altmarkt hinaus. Da rief mich Jemand an aus einem Fenster des ersten Stockes. Nicht mit Namen, sondern mit dem Worte „Fuchs". Es war ein alter Student, welcher mir ansah, daß ich ein Neuling wäre. Natürlich hatte ich mir gleich eine schwarz-rothe Mütze gekauft. Sie war von rothem Kattun, mit schwarzem Muster bedruckt, und kostete nur einige Groschen. Sie verkündete dem alten Studio, da oben im ersten Stocke, daß ich zu seiner Fahne gehörte; er war ein verdienter Burschenschafter aus Pommern und ein gebildeter, seelensguter Kerl. Meine Antworten interessirten ihn, er lud mich ein, in sein Zimmer hinauf zu kommen, und ich stieg hinauf.

Um es kurz zu machen: Effeff — diese zwei F waren sein Spitzname — hatte sich den reinsten Idealismus des Studententhums bewahrt, und bot mir Wohnung, Brot und Tabak an, als er meine Lage kennen gelernt Ich zog selbigen Tages zu ihm und habe anderthalb Jahre glücklich bei ihm gewohnt, seinen Tabak rauchend, sein Hausbrot essend, wenn sich im Laufe des Tages keine andere Nahrung für mich erschwingen ließ. Gesegnet sei dieser liebenswürdige, feinfühlende Pommer aus der Greifswalder Gegend, des bürgerlichen Namens Puchstein!

Wenn ich mir jetzt klar mache, was von den weiten Ideen der Burschenschaft denn wol wahrhaft lebendig in uns war und wurde, so muß ich sagen, das eigentlich politische Moment war uns von geringer, eigentlich von gar keiner Bedeutung. Zeitungen lasen wir gar nicht. Eine dunkle Sage tauchte zuweilen unter uns

auf, daß ein deutscher Kaiser wieder erstehen müsse, und daß der König von Würtemberg, welcher seinen Schwaben eine Verfassung gegeben, Kaiser werden könnte. Das war Alles, was nach Politik schmeckte. Aber das gemeinsame deutsche Wesen war gründlich regsam unter uns. Wir verachteten die Landsmannschaften, in denen nur der Märker zum Märker, der Sachse zum Sachsen, der Westfale zum Westfalen stand. Je zahlreicher die Landsmannschaften unter uns vertreten waren, desto stolzer waren wir auf unsere reiche deutsche Landsmannschaft, und man suchte geflissentlich den Umgang mit den recht fern liegenden. Ich hatte eine Passion für das tiefste Niederdeutsch und suchte ihr Platt zu verstehen. Namentlich die Holsteiner imponirten mir. Sie mußten fünf Jahre studiren, so schwer waren ihre Examina, während wir uns mit drei Jahren begnügten. In Wahrheit zeichneten sie sich auch sichtlich aus durch reiche Kenntnisse, und ich hielt für nothwendig, mir ihre spitzen st und sp anzugewöhnen. Es hat mir große Mühe gemacht, sie mir später in Schlesien wieder abzugewöhnen, da der Lehrer und Prediger in Schlesien mit dieser spitzen Aussprache nicht bestehen konnte. Die Sprache überhaupt stand uns bei dieser immer gegenwärtigen Mischung der Stämme fortwährend im Vordergrunde der Betrachtung und der Debatte.

Außerdem herrschte ein starker Ernst unter uns für die Wissenschaft und moralische Gesinnung. Der lüderliche Verkehr mit Frauenzimmern war geradezu verpönt und das bloße Saufen, Pauken und Renommiren der Landsmannschafter wurde höchlich gemißbilligt. Dabei waren wir doch keineswegs Pietisten, und weil wir uns durch Grundsätze sichergestellt wußten, waren wir flott und lustig auf unserer Kneipe und pflegten die edle Fechtkunst dergestalt, daß wir die besten Fechter der Universität stellten. Ja, im engen Kreise scherzten wir wol auch über unsere strengen Grundsätze und behandelten uns wie einen Staat, der von seinen Unterthanen viel verlangen muß, um etwas zu bekommen.

6.

Einem Holländer legt man immer die Aeußerung über seinen ausgelassenen Sohn in den Mund: Jugend muß austoben. Nur wenn der Junge als Jüngling ausgetobt habe, werde er später ein solider Mann.

Auf diesen Holländer berufen sich viele Vertheidiger des ausgelassenen Studentenlebens, und sie sagen herzhaft: Wer als Bruder Studio nicht frei und fröhlich getollt hat, der ist und bleibt ein Duckmäuser, und dem ist nicht zu trauen.

Jedenfalls galt noch vor einigen Jahrzehnten die Freiheit des deutschen Studenten für etwas höchst Schätzenswerthes, ja geradezu für etwas Ideales.

Lief oder läuft da nicht viel Phrase mit unter? War oder ist diese gepriesene Frucht nicht hohl? Suchen wir die Beantwortung dieser Frage dadurch, daß wir jenes sogenannte herrliche Studentenleben einmal vom Morgen bis zum Abend, von einem Tage zum andern in all' seinen Einzelheiten betrachten.

Des Morgens war man einige Stunden wissenschaftlich beschäftigt. Dann ging man ins Colleg, etwa drei Stunden lang, vorzugsweise die Brotcollegia zu hören. Bei den Theologen gehört dahin die „Exegese", das ist Erklärung der Bibel, vorzugsweise des Neuen Testamentes — des Alten freilich auch — und Kirchen- und Dogmengeschichte. Ein philosophisches Collegium, namentlich Logik, darf auch nicht fehlen, obwol neun Zehntheile der Studenten keine Anlage haben zum theoretischen Philosophiren, und deßhalb bei diesen abstracten Vorträgen eine zeitlang bedenklich leiden, bis das Naturell obsiegt über gute Vorsätze und bis dann anmuthige Zerstreutheit oder ein sanfter Schlaf Logik und Metaphysik beseitigt. Wenigstens war es so damals in Halle; der Logik lehrende Professor machte uns den Effect, als ob wir im

Sande wateten, und es ist nicht ermunternd, im Sande zu waten. Man sagt freilich und Mephisto sagt es auch, der Geist werde da dressirt und in spanische Stiefel eingeschnürt, aber durchschnittlich entsteht keine Dressur. Es ist dasselbe Thema wie auf dem Gymnasium: dort ist Talent zum Lehren nöthig, hier Talent zum Vortrage. Ein guter Vortrag ist ja darum gut, weil er gut lehrt, oder weckt, oder reizt. Unser philosophischer Professor reizte nur zum Schlafen.

Auch Wegscheider, der berühmte rationalistische Exeget, reizte durch seinen Vortrag nicht, aber er war nicht ohne Geist, und seine trockene Erklärung der Wunder weckte jegliche Aufmerksamkeit. Gesenius endlich, welcher Kirchengeschichte las, trug lebendig vor, und selbst die eintönigen Propheten des Alten Testamentes — er las auch alttestamentliche Exegese — behandelte er in einem so natürlichen Tone, daß man aufpaßte.

Das Verhalten der Studenten in den Hörsälen war durchwegs solid und ruhig, und der Grundcharakter war der eines stillen, gesammelten Zuhörens. Man schrieb auf quartförmig gebrochenen halben Bogen Alles nach, was der Professor sprach, und daraus entstanden die sogenannten Collegienhefte. Dies Nachschreiben hatte ein völliges System von Abkürzungen, welches durch Tradition dem jungen Geschlechte, den „Füchsen", überliefert wurde, und welche wol die Grundlage geworden sind zu der später ausgebildeten Stenographie, zu der systematisch entwickelten Kunst des Schnellschreibens. Man war in Kurzem so gewandt darin, daß man längere Sätze abkürzte und überhaupt so frei genug blieb, um unbefangen allen Nuancen des Sinnes zu folgen und die wol vorkommenden heiteren Wendungen des Vortrages durch Lachen zu markiren. Dies Lachen war discret und artete niemals aus. Bei den meisten Professoren waren auch diese sogenannten „Witze" herkömmlich und kehrten alle Jahre wieder; man wartete geradezu auf sie. Das ist eben unvermeidlich, wenn derselbe Gelehrte alljährlich dasselbe Collegium liest. Er versteinert darin, wenn er nicht ein stets strebsamer Geist

ist, und auf diese Weise erstarren so viele Professoren und erwerben sich den Titel enger Pedanten. Ihre Aufgabe wird eng durch stete Wiederkehr, wenn ihre Triebkraft nicht darüber hinaus drängt.

So war man bis zur Mittagszeit mit lauter ernstem Studium beschäftigt, war Studiosus. Von da an wurde man Student im burschikosen Sinne des Wortes: man ging zu Tische, man ging auf den Fechtboden, man ging auf die Kneipe, man lebte. Nur die „Kameel" gescholtenen Studiosi besuchten auch Nachmittags bis in den Abend hinein Collegia. Von den eigentlichen Studenten thaten dies nur einige solide „alte Hähne" unter uns, welche Feinschmecker waren für irgend eine Nebenwissenschaft. Solche gab es, besonders unter den Burschenschaftern, und sie erzählten uns dann wol auf der Kneipe, was der besondere Professor da Besonderes vorgebracht und angeregt habe. Der Sinn für Wissenschaft war Grundgewässer.

Was das Zu-Tische-gehen anbelangt nach erledigter Studienzeit am Vormittage, so war ich persönlich einem recht mißlichen Bettelorden verschrieben wegen gänzlichen Mangels an Geldmitteln. Das Betteln selbst war meinem Charakter arg zuwider, es blieb also nur Mangel und Fasten übrig. Das mag einem Mönche zur Noth bekommen, einem jungen Studenten bekommt es schlecht; Tabak und trockenes Brot meines braven Stubenburschen Effeff half einigermaßen, aber doch nur einigermaßen, und für einen Groschen rohen Schinken dazu gewinnen, war einigemale in der Woche meine bestimmte Absicht. Eine Fertigkeit aus dem Jugendleben in Sprottau kam mir dafür zu Hilfe. Im „grünen Löwen" meines Onkels war ein Billard gewesen und war von mir redlich benützt worden; ich war ein fester Billardspieler, und das verwerthete ich in Halle, um den Schinkengroschen öfter zu erobern und die Fasttage jeweilig zu unterbrechen. Im Kaffeehause „zum Roland" auf dem Hallischen Markte, in demselben „Roland", welchen Heine in einem Gedichte verspottet, fand sich alle Tage eine Billardpartie zusammen, welche „Boule"

spielte — feinere Kenner schreiben „poule“ — diese Gesellschaft besteuerte ich so oft, als meine Kasse den Einsatz von zwei Groschen leisten konnte, und dort gewann ich in ziemlicher Regelmäßigkeit meine Schinkengroschen.

Gestärkt eilte ich dann auf den Fechtboden. Das Klirren und Trampeln dort war mir eine prächtige Musik. In Glogau schon hatte ich von einem zur Festungsstrafe verurtheilten alten Burschenschafter die Anfangsgründe der edlen Fechtkunst erlernt; in Schweidnitz, wo an freien Nachmittagen die große Classenstube der Prima zu wilden Fechtübungen benützt wurde, hatte ich Fortschritte darin gemacht, und jetzt meinte ich als Fuchs schon mit einiger Sicherheit auftreten zu können. Das mußte ich schwer büßen. Der alte Bursche, ein Pommer, welchem ich als einzuschlagender Fuchs zugetheilt wurde, nahm diesen Dilettantismus mißfällig auf, und bläute mich entsetzlich durch, wenn ihm der Aerger aufstieg. Oder richtiger: der vierschrötige Mann stammte offenbar vom nordischen Geschlechte der Berserker, von denen man erzählt, daß eine unbezähmbare Wuth über sie kommt während des Kampfes. Täglich kam diese Wuth über den alten Knaben. Eine halbe Stunde schlug er ruhig, dann erwachte die Leidenschaft und wuchs und wuchs — ich wußte genau, das endigt mit einem Hiebe, der einen Ochsen todtschlagen konnte, und dieser Hieb, gewöhnlich eine ellenlange Seconde, ging über meinen Leib. Auch wenn ich sie zweimal, dreimal parirte, die Berserkerwuth legte sich nicht, bis der Hieb saß, und endlich saß er doch. Wie ein Lazarus mit klaffenden Wunden bin ich damals monatelang herumgelaufen, das gehörte eben zum Kriegswesen des Studententhums, und machte mich in der That gleichgiltig gegen jedes drohende Schwirren und Sausen der Klinge.

Allerdings mag dies Fechtbodentreiben für Manchen die Rohheit steigern, welche in ihm nistet. Einige Mecklenburger zum Beispiel pflegten am Schlusse der Stunde ihre Hunde aufeinander zu hetzen und sich am Kampfe derselben zu ergötzen, sowie

denn auch jeder Hund nur danach geschätzt wurde, ob und wie er scharf und tapfer jeden Streit aufnahm und führte. Aber der Sinn für Tapferkeit, welcher entschieden geweckt wurde, ist für den jungen Mann doch recht viel werth, und mich unterhielt auch die Betrachtung der äußerst verschiedenen Eigenthümlichkeiten in den Charakteren, welche sich da wunderbar deutlich offenbarten. Der Gefahr gegenüber erscheint das innere Wesen jedes Menschen plötzlich nackt und unverhüllt. So war ein Fuchs neben mir, dessen Eigenthümlichkeit uns Allen zu schaffen machte. Er war auch ein Pommer, und klar oder unklar mußte man bei seinem Anblicke auf den Gedanken kommen: mit solchem Menschen ist kein Gesetz, kein Staat möglich, denn er respectirte gar keine Uebereinkunft. Er respectirte sie nicht auch auf die Gefahr hin, für seine Nichtachtung todtgeschlagen zu werden. Ist das ein Dickkopf! schrieen Alle. Er ging nämlich immer und immerfort, und durch nichts aufgehalten, geradeein auf seinen Gegner los. Hieb für Hieb dieses Gegners mochte auf ihn fallen, er ging vorwärts, bis er Nase an Nase vor seinem Gegner stand. Der beste Fechter — „Schläger" sagt man — wurde dadurch unmächtig, er mußte ihn mit der Faust zurückstoßen. Da waren alle Fechtregeln müßig, und wir sahen ein, daß eine Uebereinkunft vorausgesetzt würde, und daß alle Kunst nichtig würde, wenn der Andere diese Uebereinkunft nicht anerkennt. Solche Menschen werden wol furchtbare Helden oder furchtbare Verbrecher.

Der späte Nachmittag und der Abend gehörte der „Kneipe". Die war in der guten Jahreszeit für die Burschenschaft immer jenseits der Saale, oder wie man zu sagen pflegte, jenseits der Loire in Passendorf, während des Winters in einem Wirthshause der Stadt. Der Ausdruck „Kneipe" bezeichnete sehr viel. Er bedeutete unser Wirthshaus, einen Geselligkeitsraum, der nur uns gehörte, was man neuerer Zeit, den Engländern folgend, „Club" genannt. Dort fand man zu jeder Tageszeit Mitglieder der Verbindung, und vom späten Nachmittage an sammelte sich dort die ganze Schaar der wirklich theilnehmenden

Verbindungsmitglieder, oft mehrere Hundert an Zahl, denn die Burschenschaft zählte damals, alle Mitläufer eingerechnet, gegen dreihundert.

Dort, besonders in Passendorf, war jener heitere und ernste Kameradenverkehr in Blüthe, welchen man fröhliches und intimes Studentenleben nennt. Man gruppirte sich zu Gesprächen, gar oft zu sehr ernsten, wissenschaftlichen Gesprächen, man sonderte sich ab zu Erörterungen über Staatsangelegenheiten, will sagen über Angelegenheiten der Verbindung, man veranlaßte lustige Disputationen, denen alle geistreichen und witzigen Gesellen zudrängten, mit Einem Worte, man lebte sorglos und fragte lächelnd beim Geschicke an: Wo flattern die unzähligen Bänder des Glückes, des Wissens, des Vermögens, nach denen der Mensch nur die Hand auszustrecken braucht? Noch kürzer gesagt: man war Student in des Wortes geselliger Bedeutung, sorglos, lustig und doch wißbegierig.

So kam der Abend, und nun schaarte sich die Masse zusammen an langen Tischen; das Commerciren begann, ein Vorsitzender dirigirte mit dem Ziegenhainer, dessen Schläge auf den Tisch die Anfänge und die Ordnung bezeichneten. Der Massengesang erhob sich wie rollender Donner, denn wenn einige Hundert junger Stimmen aufsteigen, getrieben und getragen vom Inhalte der Lieder, da gibt es einen gewitterhaften Klang. Enthusiasmus trägt und treibt da. Die jetzigen Männergesang-Vereine mögen von diesen Studentengesängen stammen, aber sie sind doch etwas ganz Anderes. Der jetzige Männergesang bezweckt musikalische Kunst; für unsere Studentengesänge war die musikalische Kunst nur Begleitung, der Inhalt unserer Lieder war die Hauptsache. Welch einen Inhalt aber hatten wir auch! Einen prächtigen! Vaterland, Ehre, Freundschaft, Tapferkeit, Tüchtigkeit jeder Art waren seine Elemente, und die jungen Herzen machten sich begeistert Luft in diesen Gesängen. Das war ein Schwung, das war ein Leben von glühender Beschaffenheit! Und dies war eine wesentliche Eigenschaft der Burschenschaft, und nur der Burschenschaft. Denn nur sie hatte Ideale, nur sie knüpfte an die deutschen

Freiheitskriege, nur sie pflanzte sie fort, die großen Hoffnungen auf ein starkes, freies Deutschland, auf ein gründlich tüchtiges Geschlecht im Vaterlande. Für uns hatten die Körner, Arndt, Schenkendorf, Follenius ihre patriotischen Gesänge gedichtet und wenn Schenkendorf's Lied: „Wenn Alle untreu werden, so bleiben wir doch treu", wenn Arndt's: „Das ganze Deutschland soll es sein, o Gott vom Himmel sieh darein", brausend emporstieg, da flog ein heiliger Schauer durch uns Alle, da waren Hunderte von jungen Männern zweifellos bereit, Gut und Blut einzusetzen, da war ein echter, funkensprühender Enthusiasmus vorhanden, ein wirklich erhöhtes, poetisches Leben. Mit Entzücken denk' ich noch jetzt daran.

Endlich gehört denn auch noch zur Ausfüllung eines Studententages die Schilderung eines Duells, einer Paukerei, wie der Student sagt. Sie kam freilich nicht alle Tage vor, im Gegentheile: sie kam bei der Burschenschaft selten vor, denn sie wurde unter uns nur zugelassen, wenn ein Ehrengericht sie für zulässig erklärt hatte, und zwischen uns und den Landsmannschaftern herrschte Verruf. Man gab sich gegenseitig keine Satisfaction. Nur von Zeit zu Zeit wurde der Janustempel geöffnet, damit aufgehäuftes böses Blut abfließe und der lang verhaltene Groll nicht in rohe Thätlichkeiten ausarte. Aber die Paukerei gehört doch nothwendig zur Charakteristik des Studententhums, und gerade damals, in meiner Fuchsperiode, war der Janustempel offen, und ich kam als Schleppfuchs sogleich an dieses Schauspiel. Schleppfuchs heißt nämlich der junge Student, welcher den „Paukapparat", das ist sämmtliches Duellgeräth, zusammenschleppen muß. Der Student macht Alles selbst, er dingt keine Lohndiener, er hat dasselbe Princip wie jedes stehende Heer.

Der Paukapparat bestand aus den Schlägern, den Paukhosen, den Handschuhen, den seidenen Tüchern und einem weichen Filzhute.

Der Schläger, an einigen Universitäten auch „Hieber" genannt, ist ein scharf geschliffenes Schwert, entweder mit einem

Metallkorbe zur Deckung der Hand oder mit einer „Glocke“ zu diesem Zwecke. Diese Glocke ist eine flache Schale, golden aussehend bei den Burschenschaftern, welche Schwarz-Roth-Gold führen, silbern bei den Landsmannschaftern.

In Ost-, Mittel- und Norddeutschland herrschte der Glockenschläger. Nur Göttingen, stets apart und vornehm, machte eine Ausnahme: es hatte den Korbschläger, wie Heidelberg, Bonn und Würzburg. Würzburg hatte gemischten Comment; auch auf Stoß paukte man dort. Die Stichwaffe — Stoßwaffe sagt man — herrschte sonst nur in Jena und Erlangen. Wunderlich genug in der Mitte Deutschlands, während man diese französische Waffe an der französischen Seite, in Bonn und Heidelberg, nicht führt. Vielleicht ist's altes Frankenthum; denn Erlangen liegt mitten in Franken, und das thüringische Jena ist auch wol von fränkischem Zusatze.

Unter heiligem Schauer that ich meinen ersten Dienst als Schleppfuchs und sah zu, wie diese Geräthschaften verwendet wurden. Die Paukhose war eine neue Mode; sie ist ein wattirter Schurz, welcher Unterleib und Schenkel bedeckt. Hiebe in die Beine hießen Sauhiebe und waren unanständig. Die seidenen Tücher werden um Hals und Arm gebunden, um die Pulsader zu schützen, und das Hemd — man schägt sich im bloßen Hemde, sogar ohne Hosenträger — das Hemd wurde unter der Achselhöhle naß gemacht, damit auch dort die große Ader nicht leicht durchhauen werden könnte, denn feuchtes Leinen hemmt die Schwertesschärfe. Der weiche Filzhut schwächt ebenfalls den scharfen Hieb, und die großen Fechthandschuhe decken den Unterarm.

Nur gesteigerte Forderung „ohne Hut und Binde“ und in Ballhandschuhen entfernt diese Schutzmittel. „Binde“ ist die alte Bezeichnung trotz der Paukhose, welche statt der früheren Lederbinde um den Unterleib eingeführt worden.

Sind die „Paukanten“ unter großer Stille in verschiedenen Zimmern gerüstet, so treten sie, von Secundanten und Zeugen begleitet, in die Paukstube. Sie sehen schauerlich aus. Die beiden

Secundanten stecken nun den Kampfplatz ab. Der Eine legt sich mit seinem Rappier aus, so lang er kann; die Spitze seines Rappiers muß die Brust des Gegensecundanten erreichen, und mit Kreide wird da, wo der rückwärtige Fuß des sich Auslegenden steht und wo die Füße des anderen Secundanten stehen, je ein Strich gemacht. Dies ist die Mensur. Weicht ein „Paukant“ dergestalt hinter die Mensur, daß der Gegner auf dieselbe tritt, so heißt der Weichende „gechaßt“, und das bezeichnet Feigheit. In Halle, kam das nicht leicht vor, weil dort „voltirt“ wurde. Man bewegte sich im Kreise und wechselte so die Mensur. Dort hatte es also keine Bedeutung, auf die Mensur des Anderen zu kommen. Das „Chassen“ tritt nur ein, wenn der Eine direct so weit hinter seine Mensur entweicht.

Sechs Mann stehen nun auf der Mensur, wenn die Handlung beginnt, drei auf jeder Seite: der Paukant, zu seiner Linken der Secundant mit dem Rappier, welcher ihm auf dieser Seite den Unterkörper vor Sauhieben decken soll, zu seiner Rechten der Zeuge, welcher den Schläger in der Hand hält. Der unparteiische Zeuge, also die siebente officielle Person, steht beiseite dazwischen. Kurze Pause. Dann commandirt der Secundant: „Auf die Mensur! Ergreift die Waffen!“ — Die Zeugen überreichen den Paukanten die Schläger. „Legt euch aus!“ — Dies geschieht, und die beiden Zeugen treten zurück. — „Los!“ oder „X. haut aus!“ Dies ist an verschiedenen Universitäten verschieden, und nun beginnt der Kampf. Der Secundant bleibt hart an der Seite seines Paukanten, und wenn er geschickt ist, so deckt er ihn an der linken Seite mehr, als er soll, nicht blos unten, sondern auch oben, so lange es der Gegensecundant duldet. Auf scharfe Rede und scharfes Wesen des Secundanten kommt sehr viel an; er hat die „Paukerei“ in der Hand. Denn er entscheidet auch durch sein „Halt“ das Ende eines Ganges. Auf eine gewisse Anzahl von Gängen nämlich lautet die Forderung, und ein Gang soll nur aus sein, wenn ein Hieb „gesessen“ hat, das heißt wenn der Gegner getroffen worden ist. Mit diesem „Halt!“ springt der

Secundant ein und hemmt mit seinem Rappier den Schläger des Gegners: er bindet ihm die Klinge, wie der technische Ausdruck lautet. Gewöhnlich widerspricht der Gegensecundant, falls kein fließendes Blut gesehen wird, und der Wortstreit lärmt zwischen den Secundanten, wie zwischen den Helden Homer's, bis der Unparteiische entscheidet. Oft stumm nur dadurch, daß er einen Kreidestrich an die Wand macht. Jeder solche Strich bedeutet einen Gang.

Ich war in fieberhafter Aufregung, als ich das Klirren und Poltern der ersten Gänge, das Voltiren und das Schreien der Secundanten vernahm, und als unser Secundant nach dem dritten Gange rückwärts zu uns flüsterte: „Unausstehlich! Unser Kerl geht nicht drauf!“ — da meinte ich in einen Abgrund zu sehen. Ich hatte geglaubt, das sei toll genug; und jetzt sagte der: Es genügt nicht! Sein Wort war aber centnerschwer, er war unser bester Schläger, der erste Schläger auf der ganzen Universität, ein langer, blasser, schwarzhaariger Westfale, im Umgange ein ungemein sanfter Mann, ein Theologe obenein. Später hat er in Westfalen als Geistlicher zur frommen Partei gehört.

Die Beschäftigung bringt eben wunderliche Resultate zum Vorschein: damals focht er täglich und trieb es zur Virtuosität, später predigte er viel, und brauchte allmälig dazu einen virtuosen Inhalt.

Dies Waffenspiel um Wunden und Tod machte mir einen starken Eindruck, es steigerte mir das Studententhum zu einer verzweifelt ernsten Bedeutung, denn ich erlebte bald nach dieser ersten Hiebpaukerei eine Paukerei auf Stoßwaffen, welche einen tödtlichen Ausgang hatte.

Die ländliche Erziehung in meiner Vaterstadt nämlich hatte mich mit Pferd und Wagen vertraut gemacht; ich war deßhalb Kutscher geworden für eine Anzahl Studenten, welche aus Braunschweig, Hamburg, Mecklenburg über Halle nach Jena reisten. Es wurde ein Einspänner ohne Kutscher gemiethet; ich fuhr, blieb einige Tage in Jena und brachte dann das Gefährt wieder nach

Halle zurück. So kam ich in die anmuthige Welt der kleinen Universitätsstadt im Saalthale. Aeußerst behaglich sprach mich hier in Jena Alles an. Die hübsche Landschaft und das ganz andere Studentenleben hier, welches gleichsam familienhaft mit der ganzen Stadt verbunden war. Die Stadt schien nur für den Studenten vorhanden, und wie ein heutiges allerliebstes Mittelalter gemahnte mich das Treiben. Der Student trug sein leichtes Stoßrappier in der Collegien-Mappe mit sich herum, und auf dem Markte stellten sich die Paare einander gegenüber zu Fechtübungen. Keinem Menschen fiel das auf, es gehörte zum Alltagsleben. Dazu das süddeutsche Element, welches mich zum erstenmale wohlthuend anwehte, manchem Lüftchen ähnlich aus meiner schlesischen Heimat! Jena selbst ist noch nicht süddeutsch, aber es grenzt nahe daran, und über den Wald herüber aus Franken kamen damals zahlreiche fränkische Studenten, besonders aus Erlangen. Mit solchen wurde ich bekannt in dem historisch geweihten Burgkeller, von welchem das Wartburgfest ausgegangen war und der ganze Ursprung der Burschenschaft. Wie wohl gefielen mir diese so einfach natürlichen Franken, dies kernige, gesunde Wesen, welches künstliche Rede und Tagesmode nicht kannte und lächelnd nicht kennen wollte. Ein solcher Franke nahm mich mit hinaus auf die Wöllnitzer Berge, wo eine Paukerei stattfinden sollte, eine Paukerei, welche völlig verschieden war von dem Toben auf der Halle'schen Stube.

Im Freien fand sie statt auf einem der vielen spitzen Hügel, welche das Saalthal hier einschließen und welche eine liebliche Aussicht bieten. Das Geräusch des Duells war hier so gering in freier Luft und die Gefahr doch so groß, viel größer als auf unserer Stube. Ein sogenannter „Lungenfuchser", ein Stich in die Lunge, ist so rasch, so unscheinbar angebracht, der Unkundige bemerkt ihn gar nicht, und — der Tod springt wie ein grimmiges Raubthier dem Getroffenen auf die Schulter.

Ich war kaum nach Halle zurückgekehrt, da stürzte einer von meinen neuen Bekannten aus Jena in unser Zimmer. Hastig

und ganz verstört. Den Tag nach meiner Abreise hatte er auf demselben Wöllnitzer Hügel das Unglück gehabt, einen solchen „Lungenfuchser" auszutheilen. Der Getroffene war todt, der Sieger auf der Flucht, der Steckbrief ihm auf der Ferse, wir sollten und wollten ihm forthelfen. Er wollte nach Amerika, und nur ein Paß fehlte, ein Paß mußte ihm verschafft werden.

Wie fingen wir das an? Jeder Student hat eine Karte, welche ihn als Studenten ausweist. Sie ist auch nöthig, wenn der Student einen Reisepaß haben will. Einer von uns gab seine Karte her für den Flüchtling, und wir geleiteten ihn zum Gerichtshause, denn der Paß mußte wegen des einzuschreibenden Signalements persönlich geholt werden. Die Gefahr bestand nun darin, daß sein Steckbrief schon vorläge und daß er erkannt würde. An jeder Straßenecke blieb Einer von uns zurück. Als Wegweiser, wenn er fliehen müßte. Falls man ihn festhalten wollte nämlich, sollte er sich losreißen.

Es dauerte eine Viertelstunde. Diese Viertelstunde Spannung erschien uns wie eine Ewigkeit, und wir waren so gesteigert, daß wir den Rector selbst niedergeschlagen hätten, wenn er aufhaltend in den Weg getreten wäre. Polizeiliche Hindernisse galten dem Studenten für feindliche Anmaßung; ihre Bekämpfung galt für ein Verdienst. Wir stammten offenbar aus dem Mittelalter.

Er wurde nicht erkannt, und wir spedirten ihn glücklich nach Hamburg, wo er sich einschiffen sollte.

Nun kommt die Romantik. Dieser unglückliche Sieger war ein Poet; er hatte schon ein Trauerspiel geschrieben, er hatte bereits einen jungen literarischen Namen. Diesen verlor er nun aber für immer, denn er mußte jetzt auf den neuen Namen seines Passes weiterleben. So lange wenigstens, als er auf deutschem Boden war. Und ich habe die Ueberzeugung, daß er sich nicht eingeschifft hat, sondern auf deutschem Boden geblieben ist. Jener Paßname ist später ein bekannter Schriftstellername geworden — ich werde mich hüten, ihn zu nennen. Denn ich bin nicht mehr Student und respectire die Polizei.

7.

Es war der gefürchtete „deutsche Stoß", welcher das letzte Unglück auf den Wöllnitzer Bergen herbeigeführt. Der Stoßdegen und die Stichwaffe sind bekanntlich in Frankreich zu Hause, und wenn sie leicht gehandhabt werden, gelten sie auch für eine leichte Duellwaffe. Unter allen Umständen bieten sie eine zierlichere Fechtweise als die Hiebwaffe, und obwol ich persönlich die letztere handhaben gelernt, empfehle ich sie allen Denen, welche die Gewandtheit des Körpers durchs Fechten ausbilden wollen. Namentlich Schauspielern. In Jena war sie auch in leichter französischer Form einheimisch; aber die Erlanger Studenten brachten damals die deutsche Form in Uebung, den festen, nachdrücklichen Stoß, welcher geradeaus zum Ziele dringt, und ein gefährliches Ende macht. Man stritt damals viel darüber, ob man sich nicht dagegen auflehnen sollte. Jener tödtliche „Lungenfuchser" bot Anlaß genug zu solchem Streite.

Und zum Streite über das Duell überhaupt! rufen hundert Leser. Nicht wahr? Diese Rohheit aus der Welt zu schaffen, welche als Genugthuung so nichtig, als Urtheil und Entscheidung so unwahr, das wäre doch endlich an der Zeit. Namentlich in *unserer* Zeit, welche nüchtern, vernünftig, praktisch sich überall befreit von überlebten Formen, überlebt, weil ein ganz anderer Inhalt Gesellschaft und Staat durchdringt. Wenn das nur so leicht wäre! All' diese Gebräuche sind ja nichts Zufälliges, sondern beruhen auf einer tiefen Nothwendigkeit. Es ist so natürlich, gegen das Duell zu eifern! und doch erinnert mich dies Eifern immer an Jean Paul's Mittel gegen Zahnschmerz. Hundert Mittel — sagt er — gibt's gegen den Zahnschmerz, aber keines hilft.

Das Duell ist ein Auskunftsmittel, weiter nichts. Aber ein solches ist es, und das braucht man. Freilich ein blutiges und ein

gefährliches. Wüßten wir nur ein anderes, das nicht blutig und gefährlich wäre! Die bloße Abschaffung gelingt in Ewigkeit nicht, so lange nicht ein Ersatz geboten werden kann, und Ehrengerichte wie Ausgleichsgerichte — übrigens sehr werthvolle Einrichtungen — brauchen es immer als letzte Instanz und verlieren sofort ihre Macht, wenn sie diese letzte Instanz streichen wollen. „Wir tragen Jeder unsern Hundsfott im Leibe," hat einmal der alte Blücher gesagt. Diesen „Hundsfott" beizeiten zu knebeln, ist das Duell in jungen Jahren ein probates Mittel. Ich sage probat aus eigener Erfahrung. Das erste Duell beengte mir die Nerven recht unbehaglich, und ich mußte mich moralisch zur Herzhaftigkeit zwingen. Das gelang; später bedurfte es einer geringeren Anstrengung, allmälig bedurfte es gar keiner mehr. Dabei bin ich indessen immer der Meinung gewesen und bin es noch: die verschärften Duelle, selbst die Pistolen-Duelle, taugen nicht für die Universität. Der alte einfache Styl mit mannichfachen Schutzmitteln ist dem Zwecke entsprechend, und das Pistolen-Duell schließt die persönliche Behendigkeit aus, welche der Student sich aneignen soll.

Von all diesen Zweifeln und Fragen wußte ich damals nichts, nicht das Mindeste. Die Studentenwelt war mir ein Staat, der über aller Frage, über allem Zweifel thronte. Ein privilegirter Staat. Wie der hohe Adel seine Privilegien als etwas Selbstverständliches ansieht, so fühlten wir uns als privilegirte junge Herren der Welt. Es war eine prächtige Illusion, war eine volle Poesie. Sie hatte noch das vor dem hohen Adel voraus, daß sie nicht auf dem Zufalle der Geburt ruhte, sondern auf den erworbenen Kenntnissen, welche allein zur „Matrikel" befähigten. Matrikel ist das Document, welches zum Studenten stempelt, also der erworbene Adelsbrief. Unsere Poesie hatte ferner den Grundgedanken voraus, daß wir unsere Herrlichkeit für Jedermann zugänglich hielten, für Jedermann erreichbar. Wer genug erlernt, um das Abiturienten-Examen zu machen, der kann Student werden, der ist ein ebenbürtiger Genosse.

Mein Schulfreund aus Glogau, in dessen elterlichem Hause ich jahrelang wie ein Adoptivsohn gelebt, kam gleich im ersten Sommer nach Halle und brachte Geld in Fülle zu einer Reise. Wir wanderten in die sonnige Welt hinaus, zunächst nach Thüringen. Wie aber wanderten wir! Wie Götter. Das will sagen: unsere Brust war so voll von Zuversicht, daß uns die ganze Welt gehörte, daß wir uns Alles erlauben dürften, daß wir eben in des Wortes vollster Bedeutung Studenten wären, die privilegirten Herren der Welt.

Ja ein tüchtig Stück Mittelalter steckte fest im Studententhume, geradezu ein Stück vom Raubritterthume. Götz von Berlichingen wäre unser Held gewesen, wenn wir ihn gekannt hätten. Wir kannten ihn nicht; wir waren literarische Barbaren. Goethe lebte noch in Weimar, er lebte noch sechs Jahre, und zwar in unserer Nähe. Wir aufgeblasenen Bursche fragten nicht nach ihm und fragten nicht nach Weimar. In den Wald hinauf, wie man die thüringischen Berge nennt, welche hier Nord- und Süddeutschland scheiden, in den grünen Wald trachteten wir. Um schöne Landschaft war es uns zu thun, nicht um berühmte Menschen. Und doch stolperten wir zufällig über sie. Im westlichen Theile dieser mit Laubholz bedeckten, weichgeformten Hügel — nach süddeutschen Begriffen sind es doch nur Hügel — ist ein kleines, anmuthiges Thal, Wilhelmsthal geheißen, zu einer ländlichen Sommer-Residenz benützt worden für die weimar'schen Fürsten. Der Weg von hier nach der Wartburg hinüber gehört zu den schönsten Partien dieses Waldgebirges, und diesen Weg suchten wir. Neugierig schlenderten wir durch die parkartigen Anlagen Wilhelmsthals und schritten auf ein paar Zelte zu, welche auf einer Wiese standen. Da stürzten zwei riesengroße Hunde uns entgegen mit wildem Gebell und unter allen Zeichen eines ernsthaften Angriffes. Wir vertheidigten uns mit unseren Ziegenhainern und schrien wol auch fluchend in unserer Bedrängniß. Kurz, beide Zelte öffneten sich, und aus jedem trat ein Mann. Der Eine war klein und mit leichter Sommerjacke bekleidet, der

Andere war groß und trug einen Ueberrock. Der Kleine pfiff, der Große rief, und die Hunde ließen ab von uns. Statt zu danken für die Errettung, schalten wir wol weiter über solche Hundewirthschaft, welche friedliche Wanderer bedrohte, und schritten fürbaß. „Der Kleine hat auch noch gelacht!“ sagte mein Adoptivbruder grollend, und als wir nicht weit von den Zelten einem arbeitenden Gärtner begegneten, gaben wir diesem schuldlosen Manne unseren Unwillen zu erkennen. Er sah uns ernsthaft an und sagte gelassen: „Das sind die großen Hunde Sr. Durchlaucht gewesen, und der Herr Herzog selbst mit dem Herrn Geheimrathe hat Sie errettet, denn mit den vornehmen Beestern ist nicht zu spaßen“.

Der Herr Geheimrath war Goethe und der Herr Herzog war Karl August gewesen.

Das machte uns gar keinen Eindruck. Wir hatten noch kein Maß für bevorzugte Menschen; wir fühlten uns als Studenten selbst bevorzugt vor aller Welt.

Unser Weg ging nach Kassel. Dort sollte ein Lustschloß liegen ebenfalls nach einem Wilhelm benannt, welches erstaunliche Herrlichkeiten darböte. Dies ist die Wilhelmshöhe, das Versailles der hessischen Kurfürsten.

Wir wanderten durch die Pappel-Allee eine Stunde lang von Kassel hinaus nach diesen Hügeln, auf denen schloßartige Gebäude stehen, von reichen Baumgruppen eingerahmt. Ein steiler Waldhügel steigt auf von dem Plateau, welches die Schlösser trägt, und auf der Spitze dieses Waldhügels steht eine colossale Statue, ein Herkules. Von da herab brausen die Wasser, welche Sonntags losgelassen wurden, und unten zwischen den Schlössern öffnete sich mit einem Kanonenschlage die Riesenfontaine, welche höher als die Schlösser einen mannsstarken Strahl in die Lüfte schleudert.

Diese Sonntage waren das einzige Populäre, welches die Kasseler Herrschaft aufzuweisen hatte, und von Nah und Fern strömten die Menschen herbei, um die Wasser springen zu sehen.

Ganz so, wie jetzt noch Sonntags die Pariser nach Versailles fahren, wenn die Journale Samstags ankündigen: „Morgen springen die Wasser in Versailles!"

Das war bekannt in ganz Mitteldeutschland, und wir hatten unsere Reise so sorgfältig eingerichtet, daß wir Samstags in Kassel, Sonntags in Wilhelmshöhe wären. Politische Gedanken lagen uns ferne, und wir hörten gleichgiltig zu, als unterwegs in einem Wirthshause ein Weinreisender erzählte: Schiller habe in seinem Trauerspiele „Kabale und Liebe" Kassel und den dortigen Hof gezeichnet, und der Menschenverkauf nach Amerika, welchen der Kammerdiener in diesem Stücke brandmarkt, sei in Kassel geschehen, weßhalb denn auch dieses Stück dort nie aufgeführt werden dürfte.

Es lagen noch vier Jahre zwischen damals und der Juli-Revolution; der Wiener Friede war wie Mohnsaft auf die deutsche Welt geträufelt, und wenn man auch der damaligen Burschenschaft politische Ziele nachsagt, so ist dies nur ideal zu verstehen. Unser ideales Ziel eines deutschen Reiches nahm wenig Notiz von den politischen Einzelheiten des damaligen Tages.

Das Soldatenwesen, welches sich da zwischen den Schlössern auf Wilhelmshöhe entwickelte, war uns zudem aus der preußischen Heimat geläufig. Die Soldaten waren auch gerade so gekleidet wie die preußischen und marschirten in Parade gerade so vor dem Kurfürsten, der auf der Schloßtreppe stand, linealmäßig vorüber, wie wir's gewohnt waren. Ein blutjunger kleiner Lieutenant, welcher den Zug führte, hatte das Unglück, beim Salutiren mit dem Degen gegen den Kurfürsten diesen Degen aus der Hand fallen zu lassen, und er hatte kaum Zeit, ihn aufzuheben, denn das marschirende Lineal hielt nicht inne, und hätte ihn erbarmungslos niedermarschirt, wenn er mit dem Aufheben nicht fertig geworden wäre.

Dieser Vorfall oder Unfall war das wichtige Ereigniß des Tages. Ueberall hörten wir ihn besprechen; der arme

Lieutenant galt für verloren, denn so was vergäbe der Kurfürst nicht.

Dies charakterisirt jene Zeit. Der Kurfürst, ein mittelgroßer beleibter Herr, sah auch wirklich unwirsch aus, als er nun über den freien Plan hinüberschritt zu einer hohen, stattlichen Frau, welche ihn auf der Treppe des anderen Schlosses erwartete. Es war die Gräfin Reichenbach, die Geliebte des Kurfürsten. Seine vernachlässigte Gemalin war eine preußische Prinzessin, ich glaube eine Schwester des regierenden Königs von Preußen. Sie war als Märtyrerin verehrt, und man erzählte von dringenden Vorstellungen, welche von Berlin aus dem Kurfürsten gemacht wurden gegen so unwürdige Behandlung der Kurfürstin; man setzte aber hinzu, daß diese Vorstellungen ganz wirkungslos blieben, obwol sie von einem mächtigen Staate ausgingen. Der Gebieter des Kleinstaates fühle sich um kein Haar weniger souverän als ein mächtiger König, und lasse sich nichts dreinreden in sein herrschsames Leben. Besonders ein hessischer Kurfürst sei ganz unzugänglich in seiner eigenwilligen Machtvollkommenheit. Sie hatten alle einen starken Willenskern, diese hessischen Kurfürsten.

Das Kasseler Hoftheater war denn auch bis in die neueste Zeit das Theater strengster Censur. Die populärsten Stücke durften dort nicht gegeben werden, weil dieser oder jener unscheinbare Zug Serenissimo mißfallen könnte. Es war eine Aufgabe für die Phantasie, solche unscheinbare Züge zu entdecken, wenn ein neues Stück erschien. „Der geheime Agent“ zum Beispiele galt für unehrerbietig und wurde vom Kasseler Repertoire ausgeschlossen. Da kam der regierende Kurfürst einmal nach Wien, und ich hatte die Naivetät, ihm dies Stück vorzuführen auf dem Burgtheater. Da er's nicht kennt, meinte ich, wird es ihn besser unterhalten als ein anderes. Und ich hatte es getroffen! Aergerlich hat er seinen Adjutanten gefragt, warum denn dies Stück in Kassel nicht gegeben würde?! Und bei seiner Heimkehr wurde es gegeben. — Die Furcht

ist eben die Seele der Censur und verbietet mehr als nöthig ist.

Aus diesem hessischen Kurfürstenthume, welches heute als souveränes Fürstenthum verschwunden ist, wanderten wir nördlich in ein Königreich, welches heute ebenfalls seinen Titel verloren hat, ins Königreich Hannover.

Hannöverisch-Minden war unsere nächste Station, oder vielmehr der Mindener Wald war es. Da geschieht etwas, was uns interessirte: zwei Flüsse begegnen sich da, umarmen sich und ziehen in der Umarmung weiter, ein neues Wesen. Weser heißen sie von da an, wo die Fulda und die Werra zusammengeflossen sind, und sie wandeln langsam nach Bremen hinab und in die Nordsee. Diese Umarmung betrachteten wir aufmerksam im Mindener Walde, denn unser geographisches Interesse war lebhafter als unser politisches.

Das Göttinger Land, in welches wir dann einzogen, war uns auch viel wichtiger als das Königreich Hannover, zu welchem es gehörte. Der Name Göttingen hatte eine Bedeutung für uns, die Bedeutung einer aristokratischen Universität. Hier war immer ein vornehmes wissenschaftliches Leben gewesen, und zwar nicht blos darum, weil alle jungen Fürsten hier zu studiren pflegten und alle adeligen Sprößlinge, welche Diplomaten werden sollten. Nicht blos darum; auch die Professoren hatten etwas Vornehmes. Von Leibnitz her, welcher in Hannover die wissenschaftliche Bildung der Welt in großem Style vor Augen hatte und zu leiten suchte, war es Göttinger Styl geworden: nur die größten Capacitäten auf den Katheder zu berufen. Namentlich Jurisprudenz und Philologie hatten hier lange ihre stolzesten Vertreter, und es war ein ganz entsprechendes Ereigniß, als in den Dreißiger-Jahren hier sieben Professoren auftraten gegen den Verfassungsbruch des Königs Ernst August, und als sie wie Römer stolz ins Exil wanderten, den sittlich strengen Dahlmann an der Spitze. Auch die vornehmste Literatur-Zeitung, die „Göttinger Anzeigen“, eine echte Universitäts-Zeitung, kam von hier. Sie war das Ober-

Tribunal für alle Gelehrte; eine Kritik in den „Göttinger Anzeigen“ war ein Orden für jeden gelehrten Schriftsteller. Die Halle’sche und Leipziger Literatur-Zeitung wurden neben ihr wie redselige Parvenus angesehen. Sie sind alle dahin! Die moderne Zeitung hat Alles verschlungen, oder um höflicher zu sprechen, hat Alles in sich aufgenommen. Wer lacht da? Ein Gelehrter, welcher die große Wandlung in unserem Leben anklagt, welcher die jetzige Welt gefälliger Oberflächlichkeit zeiht, und den Untergang der Gelehrten-Herrschaft beweint. Umsonst entgegnet man ihm: Aber die Naturwissenschaft herrscht ja wie niemals! Auch dazu zuckt er die Achseln und sagt: Stofflicher und nur stofflicher Kram, brutale Thatsache blos mit kurzer Folgerung bis zur nächsten Ecke, nicht aber höhere Bildung! Das nächste Jahrhundert wird geringschätzig auf unsere Zeit blicken; denn alsdann werden unsere stofflichen Entdeckungen weit überholt sein; man wird die gedankenarmen Anfänge als etwas Selbstverständliches kaum noch beachten und wird ausrufen: Das achtzehnte Jahrhundert mit Voltaire und Kant war ja viel größer als das neunzehnte mit seinen bloßen Notizen!

So spricht heute ein Gelehrter aus der alten Göttinger Zeit.

Wir jungen Burschenschafter waren ganz betroffen von diesem Universitäts-Leben in Göttingen. Das war total anders, als wir es kannten. Eine Burschenschaft gab’s hier gar nicht, und bei näherem Zusehen fanden wir das ganz begreiflich. Die Burschenschaft wächst aus demokratischem Boden. Hier war Alles aristokratisch. Nicht einmal Landsmannschaften traten hier zusammen, sondern Alles sonderte sich in kleinere exclusive Kreise. Clubs hießen sie. Wol nach englischem Muster, wie denn überhaupt das regierende Welfenhaus, damals auch in England auf dem Throne, mannichfaltige Formen und Gebräuche englischen Wesens in Hannover veranlaßt hatte. Wir hätten im Gasthofe einkehren müssen, etwas Unerhörtes bei der studentischen Gastfreundschaft anderswo, wenn uns nicht ein alter Burschenschafter

der hier sein letztes Halbjahr studirend verbrachte, begegnet wäre. Staunend hörten wir seine Schilderüngen dieser von uns so verschiedenen Studentenwelt. Der Verkehr unter den Studenten war äußerst kühl, und im Uebelnehmen äußerst empfindlich. Letzteres, das ausgesuchte Uebelnehmen, ist überhaupt im nördlichen Norddeutschland zu Hause. Daher Paukereien hier in Fülle. Es gab eine eigene Classe von Anekdoten, welche fein malitiöse Veranlassungen zur Herausforderung — zum „Contrahiren“ lautete der technische Ausdruck — schilderten. Auf den entgegengesetzten Seiten der Straße zum Beispiele gehen Zwei aneinander vorüber, die ganze Breite der Straße liegt zwischen ihnen, sie haben aber etwas gegen einander, und wollen eine Veranlassung zum Ausbruch ihres Grolls. Sie bleiben also stehen, und der Eine ruft zum Andern hinüber: Sie haben mich „gerämpelt“ (gestoßen)! — Das weiß ich wohl! entgegnet dieser — und so haben sie „contrahirt“ und begegnen sich anderen Tages auf der „Mensur“. Der „Sie-Comment“ gehört natürlich dazu; unser brüderliches Du wäre hier grobe Beleidigung gewesen.

Heine hat bekanntlich eine zeitlang in Göttingen Jura studirt und promovirt. Von hier ist er nach Langensalza gefahren, und hat sich taufen lassen. Ein tiefer Grundton seiner witzigen Malice entspricht dem Göttinger Tone, welcher mich damals so überraschte. Es waren etwa fünf Jahre her, daß er hier umhergewandelt war.

Die vornehm strenge Gelehrsamkeit Göttingens war übrigens, wie ich in reiferen Jahren bemerkt habe, dem ganzen Bildungswesen der hannoverschen Lande tief entsprechend. Es gibt kaum irgendwo eine so gründliche Cultur unter den Gebildeten, eine so feine Ausbildung in Kenntniß und Geschmack wie hier. Der kleine Detmold aus Hannover selbst war ein rechter Typus dafür. Er stammte schriftstellerisch in gerader Linie von Lichtenberg, welcher seine jetzt vergessenen Satyren auch in Göttingen schrieb, und es ist recht schade, daß seine kleinen Broschüren über Kunst-

kennerschaft nicht gesammelt vorliegen in einem Bande. Sie sind von classischer Malice. Im ersten deutschen Parlamente setzte er sich aus Malice gegen die Uebertreibungen auf die äußerste Rechte, ja er trat aus blanker Malice in das letzte Reichsministerium, von welchem Niemand so gut als er wußte, daß es nur noch ein Puppenspiel aufzuführen hatte. „Denn Alles was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht“, sagte er lächelnd mit seinem hohen Tenor, als ich ihn damals um seine wunderlichen Gründe fragte, und sein geistvolles Auge zwinkerte dazu, sein breiter Mund verzog sich zum Mephisto-Winkel. Ein Stück Hamlet-Natur ist an unsern Nordseeküsten geradeso zu Hause, wie an der englischen Küste.

Von alledem gab mir Göttingen damals nur eine Ahnung; aber doch eine Ahnung, und diese verdarb mir ein wenig die Reise durch den Harz, welche wir von Göttingen aus antraten. Dieses waldige Hügelland, welches man in Norddeutschland das Harzgebirge nennt, und welches allerdings ein landschaftlicher Segen ist für die Flächen und Haiden nach der deutschen See hinab, genügte uns nicht. Unser heimatliches Hochland, mit noch größerer Ueberhebung Riesengebirge geheißen, galt uns für stattlicher, und wir stiegen göttingisch hochmüthig die Hügelketten hinab, welche sich nach Thüringen hinuntersenken.

Da kamen wir in ein flaches Thal und erfuhren: hier lägen die niedersächsischen Kaiser begraben, welche ihre Pfalzen oben im Harze gehabt. Diese einzige norddeutsche Kaiserreihe hatte uns da oben schon beschäftigt; wir waren in Goslar herumgekrochen und hatten nach Räumlichkeiten gesucht für die damaligen Reichstage; wir hatten gefragt, wo der erste Heinrich, ein starker, schöpferischer Mann, beim Vogelfang gesessen, als man ihm die Krone gebracht. Wunderliches Schicksal, daß deßhalb ein Mann von solcher Bedeutung durch alle Jahrhunderte hindurch den unbedeutenden Beinamen: „der Finkler“ mit sich schleppen muß! Jetzt suchten wir neugierig in Memmleben die Gruft dieser gewaltigen Herren. Nichts! Nichts! Alles zerbröckelt, verwischt in diesem kleinen Acker-

baufleckeu Memmleben. An den Ecken dieses flachen Thales liegen drei solche Flecken: Wiehe, Wolmirstädt, Memmleben, und der Volksmund läßt einen sterbenden Kaiser sagen: Wie wohl mir steht mein Leben!

Einer dieser Flecken hat denn auch richtig einen Kaiser heutigen Styls hervorgebracht, modern historischen Styles nämlich. Im Flecken Wiehe ist uns ein Historiker geboren worden, der Stand hält vor ganz Europa — Leopold Ranke.

Wie viel glückliche Stunden verdanke ich den Geschichtsbüchern dieses Mannes, glücklich durch die feine Beschäftigung des Geistes, welche sie gewähren. Man schätzt ein Ranke'sches Buch erst recht, wenn man das Geschichtswerk eines Anderen nach der Lectüre eines Ranke'schen Buches lesen will. Vor zwei Jahren versuchte ich dies mit Häusser's neuerer deutscher Geschichte. Vergeblich! Ich mußte ablassen. Die landläufigen Gedanken schmeckten wie schales Bier auf edlen Wein.

Ein feiner Historiker ist ein dauernder Schatz für seine Nation. Er mildert Alles, weil er den menschlichen Quellen der Handlung sorgsam nachforscht, wie ein Arzt den Lebensquellen nachforscht; er belebt Alles dauernd, weil er die Wahrhaftigkeit zur Geltung bringt. Niemand geht der Phrase so standhaft aus dem Wege, wie Leopold Ranke.

Im Jahre 1834 ging ich an einem trüben Frühlingstage mit Varnhagen Unter den Linden in Berlin spazieren, da blieb dieser plötzlich stehen und sagte: „Betrachten Sie den kleinen Mann da drüben, der so leise vorüberschiebt, das ist der Verfasser der römischen Päpste“. Dies war damals Ranke's neuestes Buch. Die rechte Schulter etwas vorausstreckend — der Schreibtisch mag das verschuldet haben — bewegt er sich leicht und leise. Später bin ich ihm ein paarmal in Gesellschaften begegnet. Er spricht ziemlich so, wie er schreibt, ohne Aufwand, unscheinbar der Bemerkung nachgehend und der Folgerung. Die sächsisch-thüringische Heimat hat etwas sächsischen Ton in seiner Rede zurückgelassen, und die harten wie weichen Consonanten genirten

ihn auf dem Katheder. Zur Erleichterung pflegte er sie mit griechischen Buchstaben zu benennen. „Pi, meine Herren," rief er, „nicht Beta!" Ein wenig hat mich Kopf und Figur Ranke's an Talleyrand erinnert, ein wenig. Er spricht mehr und trachtet nicht gerade nach Witz, weil er doch mehr Gesinnung hat als Jener.

Der Gesinnung halber betrachtete Varnhagen diesen Geschichtsschreiber immer ziemlich mißtrauisch. Die damalige gelehrte Politik des preußischen „Wochenblatts" von Jarke'scher Doctrin und die stockende Zeit waren recht gefährlich für Ranke. Er hatte das Bedürfniß, mitzusprechen, und fing an, sich auch in einer Zeitung zu äußern. Varnhagen zeigte schon mit Fingern auf ihn, als auf Einen, der ebenfalls in den künstlichen Sumpf geriethe. Aber Ranke bemerkte das zeitig genug selber, und zog sich rasch wieder zurück in seine Studien und weiter umschauenden Betrachtungen.

Ein Historiker beschädigt sich durch Parteipolitik. Er hat die Summe zu ziehen, und sich dafür unbefangen zu erhalten. Im Streite sagt man zu viel; vom guten Historiker verlangt man aber zuerst und zuletzt Weisheit.

8.

Im Winter schon, dem zweiten Halbjahre meiner Studentenzeit, begann das Strafgericht von Seiten des Staates für meine burschenschaftliche Passion. Es hat mich zwölf Jahre lang unerbittlich verfolgt, wie den Orest die Furien verfolgt haben. Daß die Furien nie schlafen, habe ich ganz deutlich erfahren. Ich weiß nicht, welch ein Hafer uns stach, bald nach Neujahr 1827 eine große Schlittenfahrt zu veranstalten. Hoher Schnee muß uns

verblendet haben; denn was wir sonst sorgfältig vermieden, das legten wir bei dieser Gelegenheit aller Welt vor die Augen: die ganze Burschenschaft präsentirte sich im Schlitten wie auf dem Präsentirteller. Es kommt ja manchmal solch ein Freiheitsgelüste über die vorsichtigsten Menschen; sie bilden sich plötzlich ein, die lang geübte Vorsicht sei unwürdig und unmännlich, und man müsse zeigen, daß man Selbstgefühl habe.

Meine Sprottauer Erziehung brachte es mit sich, daß ich mit der langen Schlittenpeitsche umzugehen und leidlich zu knallen wußte. „Klatschen", nennt man's mit schwächlichem Ausdrucke in einigen Gegenden. Diese Fertigkeit wurde mein Verderben. Sie brachte mich auf einen der sechsspännigen Schlitten, in welchem unsere „Haupthähne" saßen, und mein Eifer war nicht zu dämpfen. In der Ulrichsstraße raunte mir ein Haupthahn zu: „Da steht der Universitäts-Richter vor der Hausthür!" und plautz! knallte ich dem gefürchteten Manne herausfordernd unter die Nase.

Er hatte sich mein verführerisches Antlitz gemerkt, und am nächsten Vormittage stand ich vor ihm als bezichtigter Delinquent. Seine Schlußfolge lautete: Im Sechsspänner fahren nur Regenten, also auch Studenten-Regenten bei einer studentischen Schlittenfahrt, also sei ich ein Matador in der Burschenschaft. Umsonst berief ich mich auf meine Jugend im Studentenstaate, und daß jeder vernünftige Mensch doch wissen müsse, ein Brandfuchs könne kein Matador sein in einer Studenten-Verbindung. Umsonst! Er lächelte niederschmetternd, und verlangte genaue Auskunft über die in Halle bestehende Burschenschaft, widrigenfalls ich im Carcer Muße finden würde, mich zu besinnen.

Ich wurde denn durch den Pedell in den Carcer abgeführt. Die erste Gefangenschaft. „Für die gute Sache!" sagte ich vor mich hin, wie junge Fanatiker zu sagen pflegen, und richtete mich ein fürs Märtyrerthum. Nicht um ein Königreich hätte ich die geringste Notiz verrathen, und gleichfalls nicht um ein Königreich wollte der Untersuchungsrichter den gefangenen Burschen auf-

geben, von dessen Jugend er Aufschluß zu erzielen hoffte. So verging Woche für Woche.

Ein Umstand machte die Angelegenheit pikant: die Ernährung des Delinquenten. Geld besaß ich nicht, ein regelmäßiger Mittagstisch stand nicht in meinem Kalender. Als nun der Pedell fragte, von wo er mein Mittagessen holen sollte, und von mir zur Antwort erhielt, daß ich selten zu Mittag speiste und mich um gemeinen Geldbesitz nie gekümmert hätte — da nahm er das den ersten Tag hin wie eine renommistische Studentenformel, und ging achselzuckend fort. Auf seinem Rücken las ich die Worte: Hunger wird dich wol zahm machen! Als aber am zweiten Tage dieselbe Scene spielte, da wurde ihm doch angst, und er lief zum Richter mit der Meldung: der incarcerirte Student verhungert!

Flugs folgte neues Verhör. Der abgeschwächte Bursche, mochte der Richter meinen, wird nun wol bekennen. Als dies aber nicht eintraf, mußte doch Meldung gemacht werden an den Regierungs-Bevollmächtigten. Es war unerhört, daß ein Student im Carcer von der Behörde gespeist würde, wie man zweideutig sagt; aber was blieb übrig? Der Hungertod für eine Schlittenfahrt wäre doch zu arg gewesen; am dritten Tage brachte mir der Pedell eine bescheidene Freitisch-Portion. Mürrisch bemerkte er dabei, die Behörde sei sehr ärgerlich, und ich würde um so länger sitzen müssen.

Pedell Seebach war ein Wahrsager: ich mußte sechs Wochen sitzen; für bloße Untersuchung eine unerhörte Carcerdauer. Der Märtyrer war fertig, aber auch der unauslöschliche Makel für meine Zeugnisse: „Der Burschenschaft verdächtig".

Ich weiß nicht, welcher Zug von Instinct mir im nächsten Sommer sagte, es sei nun genug der reinen Studenten-Poesie, und es müsse eine neue, dem praktischen Ziele näher zustrebende Epoche an die Reihe kommen. Meine burschenschaftlichen Freunde widersprachen, und boten mir eine Sicherung der ökonomischen Existenz, wenn ich in Halle bliebe. Es waren viele ältere „Hähne"

abgegangen, der Nachwuchs mußte in die Führung einrücken auf dem Fechtboden, auf der Kneipe und im Rathe, und unter diesem Nachwuchse setzte man Vertrauen auf mich. Ich selbst blieb aber der Meinung, der Frühling sei vorüber, und ich zog im Herbste 1827 von dannen, an äußeren Besitzthümern noch ärmer, als ich gekommen war, denn das Bett und der Mantel mußten veräußert werden, an inneren Schätzen nicht unerheblich reicher. Das Leben mit weiterem Ausblicke war mir geläufig geworden, der Ueberblick über meine Brotwissenschaft, die Theologie, war mir gewonnen, und zwar im Wesentlichen gewonnen durch den Verkehr mit theologischen Kameraden, durch die Gespräche mit ihnen. Viel mehr hiedurch als durch den Besuch der Collegien. Endlich hatte der Zweifel in mir Wurzel geschlagen, der Zweifel an den Idealen. Dieser Zweifel war nicht giftig, aber er war nicht ohne Bitterniß. Alles hat eine Grenze, gar manches Schöne hat eine nahe Grenze — das war des Zweifels Inhalt. Leere Renommisten, eigennützige Bundesbrüder hatten das zweifelnde Nachdenken geweckt; die Bitterniß war gesund, sie bewahrte vor Faselei, ohne den idealen Sinn zu vernichten.

Ich wanderte nach der Heimat zurück; diesmal ohne Guitarre. Leipzig war die erste Station. Obwol nur fünf Meilen von Halle entfernt, und obwol eine zahlreiche Burschenschaft in Leipzig vorhanden, so stand doch Leipzig in geringem Verkehre mit uns. Es hatte einen ganz anderen Charakter. Halle war der Grenzort für die norddeutschen Stämme. Nach Halle kamen die Pommern, Märker, Mecklenburger, Hanseaten, Westfalen in großer Anzahl; nach Leipzig nicht. In Leipzig war der obersächsische Stamm weitaus überwiegend. Die Universität hier ist reich dotirt, der sächsische Sinn für Bildung hat hier reiche Stiftungen gegründet, und die Landeskinder finden hier ungemeine Erleichterung. Dadurch bekam aber auch die Studentenschaft einen specifischen Charakter. Selbst in der Fechtkunst unterschied sie sich specifisch von uns. Man schlug kürzer, feiner. Die Leipziger Terz, ein kurzer, feiner Hieb, war

berühmt im Gegensatze zur langen, wuchtigen Seconde von Halle.

Den einzigen Abend, welchen ich hier verweilte, suchte ich denn, weil ich mir fremd vorkam, die Burschenkneipe nicht auf, sondern gerieth ins Theater. Theater! Davon wußte ich kaum noch was. Zweimal etwa binnen anderthalb Jahren war ich zu Halle ins Theater gekommen und war nur mit dem Strome hingekommen. Frau Neumann, später Haizinger genannt, eine bildschöne Blondine, hatte gastirt, und bei dieser Gelegenheit zeigten sich zu unserer Ueberraschung einige Paare waschledener Handschuhe unter den Burschenschaftern. Hier in Leipzig sah ich „Minna von Barnhelm". Und wer spielte Tellheim? Herr Emil Devrient. Einundvierzig Jahre später, also in diesem Jahre noch, spielte er mit derselben Lebensfrische, wie es hieß, zum letztenmale in Leipzig. Er kann heute noch den Tellheim spielen. Das nennt man eine auf Dauer angelegte Constitution. Keines deutschen Staates Constitution kann sich mit der Devrient'schen messen. Dafür stammen auch diese De Vrients aus dem langlebigen Holland, und die Buchstaben ihres Namens werden richtiger deutsch ausgesprochen.

Die Herbstregen flossen hernieder, da saß ich wieder in Sprottau in unserer Vorderstube und studirte die Halle'schen Collegienhefte ohne Interesse, und erschrak, als die Mutter fragte, ob ich nicht bald predigen würde. Das Amt, auf welches ich zusteuerte, lag gar nicht tief in meinem Sinne. Aber um die Mutter zu erfreuen, schrieb ich eine Predigt nieder. „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet" — das war mein erwählter paulinischer Text. Paulus ist immer der Apostel für die Undogmatischen. Man sieht's dem Texte an, daß er dem Dogma sorgfältig aus dem Wege geht. Diese Predigt wurde meine Gastrolle, welche ich später an verschiedenen Orten des schlesischen Landes wiederholt habe. Es half in Sprottau nichts, daß ich sagte, ich sei ja nur Student und noch nicht Candidat, ein Superintendent aber, welcher die Erlaubniß

geben könnte, sei in Sprottau nicht vorhanden. „Er ist ja nicht weit!“ rief mein energischer Vater, „her mit der Predigt!“ Sie wurde einem Botenläufer eingehändigt, der trug sie in die Wälder.

Einige Meilen tief in den Waldungen nämlich, welche unsere Felder umsäumten, lag ein Haidestädtchen, und in demselben hauste und residirte ein Superintendent, welcher das Kirchenregiment führte über unsere Gegend. Wie ein Johannes in der Wüste lebte er da verborgen und hatte den Ruf eines sehr nüchternen, populären Wüstenpredigers, welcher sich mehr um Moral als um historische Dogmen kümmerte. Er hatte denn auch meine Predigt in der Geschwindigkeit gelesen und gebilligt, und binnen zwölf Stunden war der Botenläufer wieder da und brachte die Approbation des Seelenhirten mit dicker Feder und schwarzbrauner Tinte unter meinem Manuscripte. Jetzt konnte und mußte ich predigen.

Es geschah in einer Dorfkirche, eine Stunde von der Stadt entfernt. Dort hauste ein Prediger, welcher noch populärer war, als jener Superintendent, oder richtig gesagt, noch „gemeiner“ — so lautete bei uns der Ausdruck für „populär“. Er sprach auf der Kanzel vom Sauerkraut und vom Schweineschlachten zur Verwunderung der Stadtbewohner und hatte den Ruf eines Abraham a Sancta Clara. Dieser Realismus auf der Kanzel hat mir schon damals einen Eindruck gemacht, und wenn mir Pastor Leder — er hieß auch noch dazu wirklich Leder — auseinandersetzte, daß unser vornehmes Predigen in der Stadt seinen Bauern gar nichts nützte, so überzeugte er mich eigentlich. Das Verhältniß hat auch etwas vom Idealismus und Realismus in der Poesie. Man konnte beim Leder die Erhebung vermissen, bei unseren Predigern aber auch die treffende Wahrhaftigkeit und das gesunde Naturell des Talentes. Die Bauern waren mit Leder zufrieden und sagten: „Er schüttelt uns doch!“

Auf diese Kanzel trat ich denn im weiten schwarzen Sergerock, Reverende geheißen, und mit schneeweißen „Bäffchen“ von meiner Mutter Hand.

Meine Stimmung war nicht ohne feierliches Bangen. Ich war nicht eben religiös, aber auch nicht freigeistig erzogen. Die Kirche war uns geachtet, der Verkehr mit Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, war uns ein redliches, ehrfurchtsvolles Verhältniß. Das lebte in mir trotz Wegscheider's natürlicher Erklärung der christlichen Wunder. Diese rationalistische Erklärung paßte mir nun nicht recht zu meiner Stellung auf der Kanzel, denn ich wußte, daß ich der Gemeinde davon nichts sagen dürfte. Das gab eine Mischung von Ehrfurcht und Unsicherheit. Die Ehrfurcht überwog, und ich fühlte mich sehr erregt. Es peinigte mich deßhalb der Gedanke besonders, daß ich stecken bleiben könnte. Die Pein ging nicht eben auf mich, der dadurch blamirt würde, sie ging auf den heiligen Ort, welcher durch solche Unfähigkeit entweiht werden müßte. Dieser Gedanke, daß ich der Kirche und der Gemeinde ein solches Aergerniß bereiten könnte, ängstigte mich am meisten und trieb mich zur Hast, so daß ich viel eiliger sprach, als gut war, so daß ich viel schlechter sprach, als ich sprechen konnte. Die Leute da unten, dachte ich, während ich die auswendig gelernten Worte redete — die Leute da auf den Kirchenbänken haben ja gar keine Vorstellung davon, daß ihr Prediger auf der Kanzel ein Mensch sei mit der erbärmlichen Schwäche eines versagenden Gedächtnisses, im Gegentheile! er ist ihnen ein erhöhtes Wesen, und wenn er so gemein menschlich strauchelt und stecken bleibt, dann beschädigt, ja vernichtet er ihnen den hohen Begriff der Kirche und erregt einen tempelschänderischen Scandal.

Die Gefahr ging an meinem Haupte vorüber, ich verlor zwar einmal den Gedächtnißfaden, aber ich sprach mechanisch weiter, irgend etwas! Daß ich das konnte, das verlieh mir neue Sicherheit, und mit ihr fand ich den verlorenen Faden wieder. Ich hatte sogar nicht nöthig, nach einem Hilfsmittel zu greifen,

welches ich unserem Primarius abgelernt und mir für den Nothfall zurechtgelegt hatte. Dieser Primarius nämlich, ein sehr beliebter, einfach sprechender Prediger, brachte öfters Verse vor in seiner Predigt, besonders Gellert'sche, welche einen Seelenzustand rührend ausdrückten. Cousin Fritz hatte mich aufmerksam gemacht, und wir kritischen Buben waren durch längere Beobachtung zu dem Resultate gekommen: wenn so ein Vers kommt, da ist der Herr Primarius heraus aus seiner Predigt, da schiebt er ein, um sich zu besinnen. Denn diese Verse kann er ohne Nachdenken hersagen. Da Fritz auch Theologe wurde, so hatten wir uns dies Rettungsseil zurechtgedreht für den Nothfall.

Ich hatte es also nicht gebraucht und wurde beglückwünscht von den Meinigen. Ich selbst war nicht sehr erbaut von mir, besonders darum nicht, weil ich die Ueberzeugung hatte: das könntest du doch viel besser machen!

Man kennt oft in der Jugend instinctmäßig seine bestimmte Fähigkeit, ohne daß man ein Bewußtsein davon hat. Ich will sagen: ohne ein Verstandesbewußtsein. Ich hatte gewiß schon als Knabe Talent zu mündlichem Vortrage. Ganz deutlich erinnere ich mich, daß ich in der Sprottauer Bürgerschule dürftige Gedichte declamirte und Wirkung damit machte. Der Bürgermeister, ein vornehmer Herr von, der sehr zurückhaltend war, rief Bravo! nach meiner Declamation, was er sonst nie that. Das hatte meiner Mutter Effect gemacht, mir nicht. Auf dem Gymnasium in Glogau bekam ich die Hauptrolle in einem sogenannten „Gespräche“, welches der Rector selbst abfaßte für den Rede-Actus, und in welchem er die Modegebrechen der Schüler geißelte. Zweckdienliche Scenen also, sehr verhaßt bei den Schülern der höheren Classen. Diese machten mir, dem Quintaner, denn auch Vorwürfe über meinen wirksamen Vortrag. Cousin Fritz war deßhalb wüthend auf mich. Ich sah verdutzt drein, an die Ursache von alledem dachte ich nicht. Im nächsten Jahre — ich war Quartaner geworden — berief mich der Rector zu sich und trug mir auf, das diesjährige Gespräch den drei Quintanern einzustudiren. Die

erste dramaturgische Aufgabe also für den grünen Buben! Mein Verstand erhielt aber gar keine Kenntniß von dieser Fähigkeit; auch später nicht, als ich schon oft mit gutem Erfolge vorgelesen hatte. Trotz dieses Mangels an Kenntniß hatte ich jetzt nach der ersten Predigt die Empfindung: das könntest du viel besser machen!

Ich hab's auch beim späteren Predigen eigentlich nie viel besser gemacht. Die Form einer Predigt ist zu eintönig, wenn der Prediger nicht ganz sicher und behaglich ist in seinem Berufe. Ist er das, beherrscht er in Ruhe und Zuversicht den ganzen Bereich seiner Aufgabe, dann freilich kann er auch die Predigtform mannichfach beleben. Das war nun nie mein Fall, ich fühlte mich immer eingeschlossen in einen engen Gang. Das dramatische Naturell in mir suchte sich später wol einen Ausweg, aber auch dieser Ausweg gefiel mir nicht eben und war auch nicht gefällig. Ich wurde ein Eiferer auf der Kanzel. Bessert euch oder es hagelt des Himmels Strafe über euch! Das war etwa der ungefällige Fortschritt meines Predigertalentes. Ich wäre ein moralischer Zelot geworden der bloßen Rhetorik zuliebe.

Ich saß monatelang daheim, während ich in Breslau schon immatriculirt war und die Collegien dort längst begonnen hatten. Zunächst weil ich des Collegienhörens satt war und die Vorstellung hegte, gute Fachbücher, mit Aufmerksamkeit studirt, führten wohlfeiler zum Ziele. Ein paar Jahre Collegien hören ist ungemein lehrreich; es fällt sehr viel ab beim öffentlichen und gemeinschaftlichen Lernen, und man wird gleichsam in einer weiten Gegend ganz zu Hause. Dann aber soll man sich zusammendrängen lassen durch Fachbücher, in denen man des Kernes sicherer habhaft wird.

Außerdem wartete ich auf den Termin, welcher endlich eine kleine Summe des Stipendiums flüssig machen sollte. In einer neuen, größeren Stadt wieder mit nichts und Hunger zu beginnen, schien mir doch nicht rathsam. Freie Wohnung erwartete mich wol schon wieder bei einem Halle'schen Kameraden aus der Burschenschaft, welcher ebenfalls nach Breslau übergesiedelt war.

Aber ich war bei aller Armuth anspruchsvoller geworden, und wußte doch gar nicht, wie diese Ansprüche nur einigermaßen zu befriedigen wären. Mein Verhältniß zur theologischen Wissenschaft hatte starken Antheil an einen inneren Mißvergnügen, welches wie ein Nebel in mir herumzog. Ich ahnte unklar, daß dieses Verhältniß ein Mißverhältniß wäre. Und doch sah ich mich vergeblich um in allen Winkeln der Welt, ob und wo für mich eine ersprießliche Laufbahn zu finden wäre. Ich sah keine. Verstimmt reiste ich im Winter nach Breslau. Die größere Stadt lockte mich gar nicht, sie war mir Provinz neben der Burschenschaft, die sich in alle Stämme Deutschlands verzweigte, und wenn ich auch eine halbfertige burschenschaftliche Verbindung in Breslau zu erwarten hatte, die Grenzlage Schlesiens mußte es doch mit sich bringen, daß fast nur Schlesier zu finden wären. Polen etwa noch, für deren hochfahrendes Wesen ich von der Glogauer Schule her keinerlei Vorliebe empfand. Die Oder, welche durch das Flachland ganz Schlesiens läuft, an Breslau wie an Glogau vorüber, war auf ihrem rechten Ufer weit und breit von slavischen Elementen besetzt, und das hatte mir immer einen wüsten Eindruck gemacht. Links der Oder bis gegen Oberschlesien hinauf sind lauter urdeutsche Bewohner, ursprünglich wol fränkische und thüringische Einwanderer, und der Gegensatz ist ungemein grell. Die Deutschen sind hier strenger und abweisender als irgendwo, nicht ein Atom slavischen Wesens nahmen sie auf, und „polnische Wirthschaft“ war ein herrschender Ausdruck für jegliche Ablehnung.

Als ich den ersten Morgen in Breslau erwachte, stand der Pedell vor meinem Bette. Das Universitäts-Gericht wünschte meine persönliche Bekanntschaft zu machen wegen des steckbrieflichen Zusatzes in meinem Halle'schen Zeugnisse: „Der Burschenschaft verdächtig“. Wir waren wie gebrandmarkte Galeerensklaven, die überall den Rock ausziehen und den nackten Arm zeigen mußten, weil man die eingebrannte Marke sehen wollte.

Der Universitäts-Richter war indeß duldsamer als der Halle'sche, und ich konnte ungestört untertauchen ins Breslauer Leben. Das that ich denn bei Ermanglung eines festen, deutlichen Zieles in ausgiebigster Weise. Wenn das Ziel fehlt, dann wird man melancholisch oder liederlich; ich wurde liederlich.

Ich war bereits „alter Bursch", und war als solcher und mit dem Rufe einer „guten Klinge", mit dem Nimbus burschenschaftlicher Hingebung eine Notabilität, welcher man zutrauensvoll entgegenkam. Dies Zutrauen hatte lauter Folgen, welche mich zerstreuen mußten. Das „blaue Haus", der Anfang einer burschenschaftlichen Verbindung, sollte ausgebaut werden zu einer vollen Burschenschaft. Dazu mußte ich mitrathen und mitthaten. Zu dem „Mitthaten" gehörte die Ausmerzung bisheriger „Blauhäusler", welche in die strengeren Gesetze der Burschenschaft nicht paßten. Das waren aber rüstige Leute, welche sich nicht ausmerzen ließen mit Rosenwasser. Sie mußten genöthigt werden, und hinter solcher Nöthigung erschien gewöhnlich eine Forderung, eine Paukerei, die man „pro patria" wie der alte Ausdruck lautete, übernehmen mußte. Ich gerieth über und über ins Paukwesen hinein und hatte eine zeitlang jede Woche einmal zu secundiren. Das nimmt Zeit und Aufmerksamkeit arg in Anspruch, denn es läuft nicht immer glatt ab. Starke Verwundungen unter Anderem bringen gerichtliche Gefahr auch für den Secundanten. Gelegentlich wird man auch selbst verwundet und muß geheilt werden, wobei Müßiggang und Spiel an die Tagesordnung kommt. Kurz, es war ein Kriegsleben, welches jede Sammlung vernichtete. Ich hatte auch einmal das Unglück, einen Gegner durch eine sogenannte „Winkelquart", das ist ein steiler Kopfhieb, dergestalt zu verwunden, daß er besinnungslos zusammenstürzte und die „Pauk-Aerzte" Tod oder Wahnsinn in Aussicht stellten. Welche Angst und Sorge! Es wurde Flucht vorbereitet, und doch mußte weitersecundirt werden, weil eben zahlreiche Streitigkeiten „hingen", und sofortige Erledigung heischten. Zufällig verliefen auch diese Duelle wieder blutig; man kam sich wie

ein Fleischerknecht vor, und marschirte recta in die Rohheit hinein. Was Wunder, daß die Zwischenzeit mit Spiel ausgefüllt wurde! Wagniß und Hazard gehören zu einander, und „das edle Landsknecht" blühte auf allen Bierbänken. Die Bierhäuser waren charakteristisch für Breslau; in jeder Straße war ein berühmtes Schild vom „Wilden Saukopf" bis zum „Rothen Kegel". Nach alter Städteromantik hatten die meisten Häuser in Breslau noch ihre wunderlichen Namen, und die prosaischen Hausnummern spielten eine ganz untergeordnete Rolle. Vormittags schon saß man in solchem Bierhause und spielte, und draußen in Marienau jagte uns, wie oft! nur die aufgehende Sonne fort von den Spieltischen. Es war ein wüstes Leben. Ein verlornes, wenn man nicht die Anlage besaß, es als psychologische Studie zu verwerthen und mit Entschlossenheit einmal plötzlich zu sagen: Bis hieher und nicht weiter!

Dabei übergehe ich noch die Zwischenacte, welche zum Motto: „Wein, Weib und Gesang" folgerichtig gehören. Und dabei gehörten wir der Burschenschaft zuneigend noch zu den mäßigen, wie sehr wir uns unterschieden vom ernsten Style der Halle'schen Burschenschaft. Die Landsmannschafter und die Wilden waren noch viel ärger. Ein Lieblingswort lautete dort: Ist kein neues Lasterchen erfunden worden?! Wenn da der Holländer noch sagte: „Jugend muß austoben", so mußte er eben seines Grundsatzes sehr sicher sein.

Ich verwundere mich jetzt selbst, daß ich doch einigemale in das palastartige Haus gekommen bin, welches sich an der Oder hinstreckt und die Universität beherbergt. Ein altes Jesuitenhaus mit prachtvollen Sälen, ich glaube unter Kaiser Leopold eingeweiht, dessen Abbild noch darin prangt, eine Erinnerung an österreichische Herrschaft, welche mir Nachdenken verursachte. Alles gereicht zum Guten! sagt der Rabbi; die Jesuiten haben diesen Palast für ihre Zwecke gebaut und er dient jetzt Zwecken, welche den Jesuiten nicht gefallen.

War ich trotz liederlicher Lebensweise dennoch schon etwas

literarischer Gourmand, daß ich, der kein Brotcollegium besuchte, zuweilen ins Universitäts-Haus ging, um literarische Notabilitäten kennen zu lernen? Vielleicht. Ein Professor der Geschichte wurde allgemein verehrt und ein Philosoph galt für interessant. Der Geschichtsprofessor war der alte Wachler, ein Ideal des Studenten. Moralische Tüchtigkeit, Vaterlandsliebe, schlagende, wenn auch etwas gesuchte Kürze verfehlt nie ihren günstigen Eindruck auf die Jugend. Der alte Herr war von kleiner Gestalt und sprach mit ungemeinem Nachdrucke. Kein Wort ging verloren, der ganze Vortrag war auf unmittelbare Wirkung eingerichtet. Jahr für Jahr mochte er dasselbe wiederholen, gleichviel! Man wußte die Stichworte voraus! Gleichviel! sie waren gut, sie kamen mit etwas schnarrendem Organe immer warm aus dem Herzen, aus dem ganzen Manne, sie zündeten immer.

Wachler hing noch zusammen mit den Tendenzen des Tugendbundes und der Burschenschaft, seine Worte waren für mich ein Kuhreigen meiner Halle'schen Zeit. In der Literatur-Geschichte sprach er von Klopstock wie ein Sohn von seinem Vater und recitirte Oden, wie ich es später von Sophie Schröder gehört. Das war eine Signatur der Zeit: man wucherte dankbar und sparsam mit einem kleinen Pfunde poetischen Werthes.

Der Philosoph hieß Henrik Steffens, ein deutsch gewordener Norweger, dessen unwandelbarer Sprach-Accent die Studenten unterhielt. „Die alten Deutsken lagen unter den alten Eicken und Ficken“ war ein unvermeidlicher Refrain, wenn von Steffens die Rede war. Sein Vortrag war ein Gegensatz zu Wachler. Bei Wachler Alles fest, bei Steffens Alles flüssig. Er sprach in Dithyramben wie ein unerschöpfliches Genie von allem Möglichen. Anthropologie hieß das Collegium, sollte also vom Menschen handeln. Es handelte aber von der Erde, von den Evolutionen und Revolutionen der Erde, so weit man sie damals kannte. Jetzt kennt man mehr, die Steffens'schen Voraussetzungen

sind überlebt, was bleibt nun von seinen Folgerungen, was bleibt vom ganzen Collegium übrig? Wie niederschlagend für unsere Weisheit!

Seine Figur, sein Wesen, seine Begeisterung für eine wunderliche Mischung von Wissen, Geist und poetischer Schwärmerei ist mir übriggeblieben in der Erinnerung. Der hochgewachsene Mann sprach wie in Verzückung; er war uns eine männliche Pythia auf dem Dreifuße. Der Katheder war sein Dreifuß. Und das ist ansteckend. Man schüttelte wol anfangs den Kopf, aber bald hatte er uns beim Schopfe und riß uns mit fort. Begeisterung macht unwiderstehlich. Trunken oder betrunken waren wir, wenn dies Genie unermeßlicher Combination zitternd vor Erregung schloß und vom Katheder stieg. Wir taumelten ins Freie. Im Freien gestanden wir uns wol, daß es Schaumwein wäre.

Seinem Wesen ganz angemessen, schrieb er auch große Romane, welche damals viel Aufsehen machten. „Die vier Norweger" zum Beispiele und „Walseth und Leith", weit angelegte, aber immer etwas wüste Compositionen. Ganze Capitel über das tiefe, entdeckte Geheimniß des Pharaospieles erregten die leicht erregbaren Schlesier und drangen wol auch an unsere Landsknechttische. Vorüber! Wie beleuchtete Wolken vorüber! Wer liest jetzt noch „Walseth und Leith"! Das gesunde Rückgrat, das regelmäßige Knochengerüst hat gefehlt, und ohne dies hat keine Gestaltung Dauer, sei sie noch so genial.

9.

Ich war selbst eine Art Landsknecht geworden in des Wortes nüchternster Bedeutung: ich lebte vom Waffendienste. Was ich in Halle hartnäckig vermieden, das that ich in Breslau,

ich gab Stunden. Fechtstunden nämlich. Die Karten und die Klinge verschafften das nöthige Geld. Ja, ein Ereigniß führte mich an die letzte Consequenz dieses wüsten Lebens, will sagen auf den Punkt, daß ich meine ganze wissenschaftliche Laufbahn hinter mich werfen und ein handwerksmäßiges Amt annehmen wollte.

Dies Ereigniß kam über mich in Gestalt eines französischen Fechtmeisters, welcher an den Straßenecken einen „grand assaut d'armes“ angeschlagen, und auf den großen Zetteln jedermänniglich aufgefordert hatte, sich mit ihm zu messen. Schauplatz der Saal im „Hôtel de Pologne“. Diese öffentliche Probe seiner Fechtkunst sollte das Examen des Franzosen sein, ob er als Universitäts-Fechtmeister angestellt werden könnte.

Alle Studentenparteien schickten ihre Vorkämpfer hin; ich sollte die Aufgabe übernehmen für die burschenschaftliche Partei. In meinem damaligen Leichtsinne hätte ich beinahe auch diese mir so nahe liegende Aufgabe vertrödelt. Ich kam zu spät; es hatten sich wenigstens schon zwei Studenten mit dem Franzosen geschlagen, als mir die Französin, seine Frau, Entréegeld abforderte. „Warum nicht gar,“ rief ich, „Hiebe will ich zahlen, sonst nichts!“ Sie verstand mich nicht, und ich kümmerte mich nicht um sie, sondern trat ein. Ein interessanter Anblick! Ringsum auf erhöhten Sitzen lauter würdige ältere Herren, Regierungsräthe, Justizräthe, Präsidenten, die sämmtlich eine innere Theilnahme am tapferen Studententhume sich bewahrt hatten, und die jetzt das Turnier betrachten wollten mit einem Ausländer; natürlich Alle des lebhaften Wunsches: der deutsche Student möge siegen!

In der Mitte des Saales der Franzose, ein baumlanger Mann, wunderlich gerüstet mit einem Handschuhe weit über den Ellbogen hinauf und mit einer Drahtmaske vor dem Gesichte. Das zweite Gefecht ging eben zu Ende. „Wie steht's?“ fragte ich die Meinen, welche mir entgegenkamen unter Vorwürfen über meine Verspätung. „Was kann er?“ — „„Wir wissen's nicht.

Die Gänge mit den zwei Landsmannschaftern haben nichts ergeben. Er hat andere Rappiere, ohne Glocken; die beiden Landsmannschafter haben wol deßhalb nur vorsichtig getastet, 's ist nichts herausgekommen.""

Ich kam nun an die Reihe. Befangen war ich gar nicht, denn die tägliche Uebung seit Jahren hatte mir auch für Vertheidigung unerwarteten Angriffes Hilfsmittel genug und in diesem Betracht Ruhe erworben. Ich verlor die Ruhe nur dann und wurde leidenschaftlich, wenn ich angriff. Das Angreifen wollte ich hier aufschieben, bis ich über die Fechtweise meines Gegners auf dem Klaren wäre, und so verlangte ich zunächst nur, daß er abwechselnd auch mit meinen Waffen föchte. Drei Gänge mit seinen Rappieren, drei Gänge mit unseren! Das verweigerte er positiv und verlor dadurch an Achtung bei uns Allen, bei mir auch an Achtung für seine Fähigkeit. Mit größerer Zuversicht nahm ich's also an, nur mit seiner Waffe zu fechten. Nun schnallte er sich denn seine Drahtmaske vor's Gesicht und bot mir eine eben solche. Die lehnte ich ab — das Ding hätte mich nur gehindert — und wies ebenso seinen colossalen Handschuh zurück. Wie ein ungesattelt Rößlein stand ich in meiner fast kleinen Mittelfigur dem riesigen, über und über gepanzerten Schlachtrosse gegenüber. David und Goliath! rief ein alter Präsident, und ich hatte nun dreifach alle moralische Theilnahme für mich.

Wir begannen. Vorsichtig von beiden Seiten. Daß er auch vorsichtig blieb, bestärkte mich in der Meinung: dies ist kein großer Held. Das Halle'sche Voltiren, welches ihn zu rascher Bewegung nöthigte, setzte ihn sichtlich in Verlegenheit, und nach einigen Minuten hielt ich es für gerathen, zum Angriffe überzugehen. Er sollte mäßig geschehen, aber wie gewöhnlich riß mich die aufsteigende Hitze fort, ich drang heftig auf ihn ein, und da er blos retirirte, immer heftiger — kurz, ein voll ausgehobener Hieb über den Kopf schlug ein und durch, ein Krachen und Poltern folgte, seine Drahtmaske war auf den Boden geflogen, das Blut schoß

ihm aus dem Haare über die Stirn herab, ein donnernder Applaus der Zuschauer erhob sich, die Frau von der Kasse stürzte schreiend herzu und schrie mir französische Scheltworte ins Gesicht über solche Barbarei; die Niederlage war schreiend und wurde wie im Circus ausgebeutet als ein Sieg des deutschen Studenten über den Franzosen.

Das Verdienst war meines Erachtens gering. Ich war jetzt schon der Ueberzeugung, der Franzose wäre wol ein Fechtmeister auf Stoßwaffe, und hätte sich nur zur Hiebwaffe herbeigelassen, weil sie bei uns unerläßlich war, und weil er die Anstellung als Fechtmeister suchte. Er benahm sich übrigens tapfer und stellte sich, als das Blut gestillt war, zum zweiten Gange, obwol er nun sicher wußte, daß er unterliegen müßte. Im zweiten Gange versetzte ich ihm denn die lange Halle'sche Seconde, welche auf dem colossalen Handschuhe wie eine Petarde knallte. Sie konnte ihn nicht wieder verwunden, gewährte aber den vollen Knalleffect, und alle Zuschauer drängten applaudirend und lachend in den Saal herab, jede Fortsetzung abschneidend — die Niederlage war vollständig.

Tags darauf ließ mich die akademische Behörde rufen, und bot mir die Stelle eines Universitäts-Fechtmeisters an. Die Stelle war mit einem stattlichen Gehalte dotirt, und die Versuchung für mich war groß. Solch eine Summe jährlich und dauernd und sogleich zu haben, eine Summe, welche den stärksten Studentenwechsel verdreifachte und welche ich auch bei gelingendem Brotstudium nur vielleicht im Alter erreichte — das galt ringsum für einen außerordentlichen Treffer. Und dennoch waren nur die rohen Genossen zujauchzend, die näheren Kameraden sahen mich fragend an. Der Zweifel lag auf ihren Mienen. Ich selbst, eigentlich immerfort arm wie eine Kirchenmaus, holte wol tief Athem bei der Betrachtung, daß nun die ewige Sorge um das tägliche Bedürfniß erledigt sei; aber in Wahrheit erschien mir die Sache doch wie ein Roman-Capitel, welches man überschlagen müsse, um an etwas Erquicklicheres zu gelangen in der Erzählung

von Lebensschicksalen. Es regte sich ein literarisches Gewissen in mir, welches den Kopf schüttelte zu handwerksmäßig erworbenem Geld und Gut. Nein, nicht zu solchem Erwerbe, aber zu handwerksmäßiger Laufbahn für's Leben. Was dies literarische Gewissen bedeutete, wußte ich selber kaum, denn meine Brotwissenschaft interessirte mich nicht, und zu irgend einer eigentlichen Gelehrsamkeit spürte ich keine Anlage in mir. An schönwissenschaftliche Literatur dachte ich mit keiner Sylbe. Wie wäre ich auf etwas gerathen, was besondere Neigung und obenein besonderes Talent voraussetzte! Ich hatte keine Ahnung, daß von literarischem Talente auch nur ein Atom in mir schlummern könnte. Als Gymnasiast hatte ich wol wie mancher Andere mein Trauerspiel „Conradin" angefangen, und die verschiedenfarbigen Feldbinden genau verzeichnet, auch Monologe mit klingenden Reimen zahlreich angebracht. Ich hatte ferner bei verliebter Gelegenheit alltägliche Gedichte gemacht und sie öfters in die Wochenblätter von Glogau und Schweidnitz befördert. Aber das Alles war mir ein Dilettantenthum gewesen, das ich selbst im Studentenleben vergessen hatte. Nach dieser Richtung regte sich gar nichts in mir. Ich hatte auch von Jugend auf niemals Neigung gehabt für halbwüchsige Fertigkeiten. Was meinte also das literarische Gewissen in mir, welches die Fechtmeisterstelle ablehnte? Das ist schwer zu sagen. War's ein Dünkel? Vielleicht. Aber er entsprang gewiß aus einem tieferen Bedürfnisse.

Es hing vielleicht auch organisch damit zusammen, daß ich bald nach diesem Fechtereigniß auf literarische Theilnahme gelenkt wurde. In der Ohlauer Straße sah ich eines Tages einen Theaterzettel an — was mir bis dahin in Breslau nicht eingefallen war — und las: „Das Käthchen von Heilbronn von Heinrich v. Kleist". Das lockte mich zu meiner eigenen Ueberraschung. Ich griff in die Tasche, die acht Groschen für's Parterre waren vorhanden; ich ging seit der Leipziger „Minna von Barnhelm" zum erstenmale wieder ins Theater, und die Poesie

des „Käthchens“ erquickte mich vollständig. Ich weiß jetzt genau, daß der Wetter v. Strahl, ein angenehmer Conversations-Schauspieler, kein voller Ritter war, und daß Käthchen von einer schon bejahrten Soubrette gespielt wurde, der ich als Theater-Director die Rolle nicht gegeben hätte. Es war dieselbe, welche einmal in Weimar beim Gastspiele in Goethe's „Laune des Verliebten“ gespielt und die Ehre gehabt hatte, dem Herrn Geheimrath v. Goethe vorgestellt zu werden. Er hat ihr eine Artigkeit sagen wollen über ihr Spiel in seinem Stücke, sie aber, in behaglichster Unkenntniß und Soubretten-Gleichgiltigkeit für die Verfasser von Comödien, hat den Herrn Geheimrath mit den Worten unterbrochen: „Ach reden wir nicht von dem Schmarrn!“ Ihr war also die poetische Bedeutung des Käthchens nicht zuzutrauen, sie hatte aber ein echtes Talent, und dies überholt ja so oft jegliche Bildung — sie hatte mir sehr gefallen und das Stück rumorte in mir. Die Vorhänge waren plötzlich in meinem Innern aufgezogen, die Vorhänge aus der Sprottauer Reitbahn; die Aussichten lagen wieder vor mir in reizende Gegenden, unklar gemacht durch farbige Nebel. Und diese nebelhafte Unklarheit gehörte zum Reize.

Ich erzählte davon, und unter den studentischen Genossen ging einer so darauf ein, daß er mich interessirte. Er hieß „Fähndrich Pistol“ mit seinem Spitznamen, weil er ein Shakspeare-Schwärmer war und Heinrich den Vierten, namentlich die Reden Falstaff's immer im Munde führte. Diese Reden frappirten mich, der Humor darin schmeckte mir. Ich ging einigemale des Abends statt ins Wirthshaus zu diesem „Fähndrich Pistol“, der ein feiner Gesell war, und er bereitete Grog und las mir Fallstaff-Scenen vor. Sie harmoniren ungemein mit studentischem Tone und Wesen, sie lockten mich zu näherer Bekanntschaft dieses Dichters, der mir eigentlich noch ganz fremd war. Ich las Shakspeare, und als ungeleckter Naturbursche in dieser Literatur fand ich nicht Alles wohlschmeckend. Ich klagte über Schwulst, der mich ermüde, und gerieth dadurch in Debatten mit meinem

Fähndrich Pistol und mit anderen Studenten, welche sich Abends bei ihm einfanden. Es zeigte sich bald, daß sie sämmtlich schöngeistig geartet waren, ja daß sie schrieben. Sie zogen dicke Manuscripte aus den Taschen und lasen vor. Natürlich in erster Linie Gedichte, dann aber auch Dramen. Geistreiche, dem Humor nachlaufende Reden waren die Hauptsache in diesen Dramen. Shakspeare war nachgeahmt und Ludwig Tieck. Von Letzterem waren die „Genovefa" und der „Kaiser Octavian" die Vorbilder. Das Alles waren mir böhmische Dörfer, und mit Erstaunen entdeckte ich, daß ich in einen poetischen Verein gerathen war. Ich entschuldigte meine Anwesenheit und bekannte, daß ich nicht daher gehörte, denn ich sei völlig Novize und könnte nicht den geringsten Anspruch darauf machen, hier mitzureden. Ich entschuldigte ferner mein vorlautes Debattiren über Shakspeare und wollte mich entfernen. Sie ließen mich aber nicht gehen, sondern versicherten, mein naiver Standpunkt sei ihnen willkommen, er bringe ihnen neue Gesichtspunkte.

In diesem Kreise fand ich denn eine völlige Schule und hier hörte ich Collegien: Poesie und Literatur-Geschichte. Vielleicht, weil ich über ein Jahr gewildert und gar nichts gelernt hatte, waren alle Organe in mir bereit und empfänglich: ich faßte und sammelte, wie ein Hamster faßt und sammelt. Wie fruchtbar wirkt auch jede Lehre, welcher man Neugier, Wißbegier und das Bedürfniß eines Interesses entgegenbringt. Auch die Scham über meine Unkenntniß so mancher literarwissenschaftlicher Dinge trieb mich über die Maßen an, mich eilig und gründlich zu unterrichten. Oft über Nacht, um in der nächsten Versammlung kampffähig zu sein. Denn auch hier war der Kampf eine stehende Form. Ich war Laie und schuf nichts, ich bedeutete also nur etwas als Zuhörer, der seine Eindrücke in unbefangener Weise aussprach. Die Mitglieder meinten, ich urtheilte ganz anders, als sie selbst urtheilten, und sie schmeichelten mir mit der Versicherung, ich hätte Anlage zu einem Kritiker. Ich war eben der Naturalist unter Fachmännern, und der Gegensatz mochte sie

unterhalten; dieser Gegensatz aber war die Veranlassung zu lebhaften Kämpfen, und bei diesen Kämpfen lernte Niemand mehr als ich. Die Shakspeare-Erklärung von Franz Horn zum Beispiele war damals im Schwunge und spielte eine große Rolle in unserem Vereine. Ich allein fand sie süßlich, weichlich, überschwenglich, und machte mir's zum Geschäfte, sie für jedes Shakspeare-Stück neuerdings auf's Tapet zu bringen und ins Streit-Repertoire zu setzen.

Den Mitgliedern jenes poetischen Vereins in Breslau bin ich zu großem Danke verpflichtet; sie ertrugen wohlwollend meine Unarten und sind die eigentlichen Lehrer meiner schriftstellerischen Laufbahn geworden. Nur Einigen bin ich spät, spät im Leben flüchtig wieder begegnet. Einmal des Abends in Berlin, dreißig Jahre nach jener Breslauer Zeit, gehe ich in der Friedrichsstraße an einem hochgewachsenen Manne vorüber und bleibe erstaunt stehen. Er ebenfalls; wir erkennen uns. Es war jener „sanfte Heinrich" aus unserem Vereine, der Unterrichtetste und am mannichfaltigsten Begabte, von dem ich zumeist gelernt. Er ist auch mit poetischen Arbeiten in die Oeffentlichkeit getreten. Jetzt war er ein hoher Beamter in Preußen, ich war Director des Burgtheaters in Wien, und unser Austausch über Lebensschicksale seit der poetischen Vereinszeit — wir gingen trotz schlechten Wetters und im Dunkeln eine Stunde lang in der Friedrichsstraße auf und ab — war reich an Inhalt. Im Grunde, das heißt im innersten Sein und Wesen, fanden wir einander gar nicht verändert.

Einem Zweiten war ich einmal in Paris begegnet. Oder vielmehr er hatte mich aufgesucht und stand plötzlich vor meinem Krankenbette. Ich lag gefährlich danieder, und da er Arzt geworden, so curirte er mich in der Geschwindigkeit durch ein gewagtes Mittel. Wagesam, phantastisch war das kleine, zierliche Männchen als französischer Arzt noch gerade so, wie er's als immer schwebender, immer klingender Poet in Breslau gewesen war, ein ganz unmittelbarer Abdruck jener sorglosen Menschen,

wie sie die Romantiker Tieck, Arnim, Brentano, Eichendorff so zahlreich geschildert. Sie berühren nur mit den Fußspitzen die Erde, sie leben von Aepfeln und Weintrauben, haben gar keine Galle und warten lächelnd des Glückes, das ihnen in den Schooß fallen wird.

Dann war noch ein Romanzendichter unter uns, der sich vornehmer spanischer Abkunft rühmte und der etwas Unstetes, Fremdes an sich hatte, aber wirklich vom spanischen Romanzenwesen war. Er ist wie auf dem Zaubermantel Faust's in die Luft geflogen, es weiß Niemand, wo er hingekommen. Wol auch sein Bruder nicht, ein bekannter Maler.

Fähndrich Pistol habe ich nie wieder gesehen, ein Gedicht von ihm aber, die Ballade vom „schwarzen Douglas“, nie vergessen. Ich glaube, sie würde jetzt noch werthvoll befunden werden, wenn sie auf dem Markte erschiene. Ueberhaupt waren die meisten Mitglieder, wenn ich sie mir jetzt mit meinem gesteigerten Ansprüchen vergegenwärtige, begabte Menschen mit eigenthümlicher Physiognomie. Das ist doch recht Deutschland! In wie viel stillen Winkeln sitzen die tausend Originale voll Kenntniß und Talent, welche durch Zufall im Schatten bleiben, während die unternehmende, leichtere Sorte, zu welcher ich vielleicht selber gehöre, auf den öffentlichen Plätzen erscheint.

Meine ganze Existenz wurde verändert durch Theilnahme an diesem poetischen Vereine. Auch wissenschaftliche Studien fanden sich wieder ein. Ich brauchte sie ja! Wenn ich die unverdiente Ehre einer kritischen Kraft bewähren wollte, da mußte ich doch Kenntnisse entwickeln, Grundlagen verrathen können. Die Debatten im „Vereine“ berührten alle möglichen Gegenden der Literatur. Ich fing wieder an zu lesen, und gut zu lesen. Man liest immer gut, wenn man aufmerksam den Kern der Bücher aufsucht, wenn man mit der Absicht liest, den Inhalt des Buches sogleich zu benützen. Und wie schnell entdeckte ich, daß ich das vermochte! Recht im Gegensatze zu meinen theologischen Brotstudien. Da hatte ich stundenlang über den Büchern ge-

sessen und nichts lebendig in mich aufgenommen. Jetzt schlug Alles Wurzeln. Es war eben wol jetzt Alles meinen Neigungen, also auch meinen Fähigkeiten entsprechend. Wir haben ja gar keine Fähigkeit, die nicht mit unserer Neigung eng zusammenhinge.

Und nun kam ein zweiter Factor hinzu, das Theater. Seit dem Besuche des „Käthchens" war ich öfters in ernste Stücke gegangen, in poetische, wie wir sagten. Wir besprachen sie im „Vereine", und es zeigte sich, daß ich auch darin durch eine naturalistische Auffassung mich absonderte von den Mitgliedern. Durch eine realistische, würde man jetzt sagen. Man bekämpfte mich, ich vertheidigte mich und mußte also nach Gründen suchen.

Bald wurde ich dem Theater noch näher gebracht. Ein paar erste Schauspieler suchten mich auf und sprachen mich um Hilfe an. Ich galt für einen Führer der burschenschaftlichen Partei, und jene Schauspieler suchten Massenhilfe gegen eine Ungerechtigkeit der Direction. Diese wollte ungerechterweise ein Talent beseitigen und würde daran verhindert werden, wenn wir zahlreich ins Parterre kämen und unsere Meinung ausdrückten über das Spiel dieser Dame. Es war eine Dame, und leider war sie nicht hübsch und hatte auch nur ein sehr mäßiges Talent. Aber sie war verfolgt, die Ritterlichkeit gebot unseren Beistand. Seufzend leisteten wir ihn und geriethen darüber in Discussionen, welche doch wiederum geeignet waren, meine Theater-Kritik auszubilden. Und diese Einleitung für's Theater-Interesse erhielt plötzlich noch einen Ruck nach vorwärts und eine wohlthätige Erschütterung nach der Tiefe. Der Heldenspieler Kunst gab den Ruck nach vorwärts. Er trat auf als Karl Moor und allarmirte uns über die Maßen. Eine Antinousgestalt, ein mächtiges Organ, eine kräftige Natürlichkeit wirkte besonders im ersten Acte fortreißend. Als er sich auf die Erde warf und mit den Fäusten auf den Boden schlug, Mitleid „aus den Steinen" zu erwecken, da jauchzten wir wie elektrisirt. Das Drum und Dran seiner

Persönlichkeit erhöhte die Illusion. Er sei zu Pferde angekommen, hieß es — es war mitten in einem sehr kalten Winter — und in Einem Striche sei er von Braunschweig nach Breslau geritten. Das Pferd sei aus dem Marstalle des Herzogs und Kunst sei ein Liebling des Herzogs gewesen. Ein Streit habe den stolzen Künstler verstimmt und mitten in der Nacht sei er von dannen geritten. Wir fragten nicht danach, ob er das Pferd zurückgeschickt, wir fanden das Alles Karl-Moorisch.

Es war in diesem Kunst ein tüchtig Stück realistischer Künstlerschaft, und dies traf uns. Ein viel feineres Stück realistischer Künstlerschaft folgte diesem Karl Moor auf dem Fuße in der Gestalt des Carlos aus dem „Clavigo". Das war die wohlthätige Erschütterung nach der Tiefe, oder richtiger die geistige Erschütterung von der Bühne herab. Sie traf mich wie ein Blitzstrahl, und sie ging aus von Karl Seydelmann.

10.

Seydelmann stammte aus der Grafschaft Glatz, einem gebirgigen Grenztheile Schlesiens, und hatte in Breslau als junger Mann längere Zeit gespielt. Comödie gespielt! wie er zu sagen pflegte. Und recht mittelmäßig. Wie herkömmlich, war er im Liebhaberfache verwendet worden, und das war eben eine Verwendung gewesen und geblieben. Das Herz saß ihm nicht auf der schweren Zunge, die Figur von Mittelgröße hatte nichts Verführerisches, sein ganzes Wesen war kühl. So lebte er denn in der Erinnerung der Breslauer kein besonderes Leben, und als er jetzt gastirend auftrat, lockte er die Leute nicht ins Theater. Zudem trat er auch noch im „Clavigo" auf, der nirgends ein großes Publicum hat.

Er hatte sich später im Charakterfache ausgebildet, war in

Darmstadt zur Bedeutung gelangt und kam jetzt von Stuttgart, wo er neben Döring eine erste Stellung einnahm. Von Stuttgart ist er später unter großer Auszeichnung nach Berlin gekommen und dort nach wenigen Jahren hochgeschätzter Wirksamkeit gestorben. An einer Herzkrankheit. „So geht's," sagte er zu mir kurz vor seinem Tode, „die Leute haben mir immer kein Herz zugetraut, und nun leide ich so bitter daran und muß am Ende daran sterben. Ich habe also leider ein Herz." — Ich glaube, er war noch in den Fünfziger-Jahren, als ihn der Tod ereilte.

Ich wußte gar nichts von diesem Schauspieler, der als Gast auf dem Zettel stand, aber mich und meine poetischen Genossen interessirte der „Clavigo". Goethe war mir erst in unserem „Verein" nahe gekommen, und er hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht durch seine einfache Wahrhaftigkeit, durch seine reizende Unmittelbarkeit des Ausdruckes. Ich meine nur die Schriften seiner ersten Perioden; über die seiner letzten Perioden ward ich als Ketzer berüchtigt in unserem Vereine, und darüber gab's immer Streit.

„Clavigo" als Jugendstück lag mir am Herzen. Fähndrich Pistol hatte mir erzählt, daß Merk sich so abfällig darüber geäußert und dem jungen Goethe das Fortschreiten in dieser Form und Richtung verleidet hatte durch die Bemerkung: „Das können Andere auch!" Darüber war ich sehr zornig, denn ich fand schon damals, daß Goethe in keinem seiner Dramen so eigentlich dramatisch geschrieben, wie im „Clavigo". Wenn ihn der naseweise Merk nicht gestört und Goethe seiner vorgefaßten Absicht gemäß, in dieser Form und Richtung weiter geschaffen hätte —! „Nein," riefen meine dichterischen Brüder, „er war zu Besserem bestimmt, als zum Theaterdichter!"

Das Theater stand diesen Jüngern eben nicht in erster Linie. Sie waren und wurden auch Buchdramatiker, gemaltes Feuer.

Dennoch wurden sie nicht minder als ich getroffen von der

ersten Scene dieses Seydelmann-Carlos. Das Haus war schwach besucht, kein Mensch war dieser Wirkung gewärtig.

Man gab „Clavigo" damals noch fälschlicherweise in modernem Costüme. Nur Seydelmann kam in Escarpins. Seine Erscheinung und Haltung war vornehm; die Rede klang ein wenig schwerfällig, als ob die Zunge zu groß wäre, und der Ton hatte fast etwas Schnarrendes. In den ersten Minuten befremdete er, aber man empfand Respect. Es wehte wie eine geistige Luft um den Mann, der ungemein ruhig sprach und sich geberdete. Diese geistige Luft drang von Satz zu Satz stärker auf uns ein, es wurde in allen Punkten, auch in den kleinen Pausen, welche das Auge oder der Mundwinkel erklärte, es wurde in jeder leichten Handbewegung klar: dieser Schauspieler unterscheidet sich von allen anderen, der weiß genau, was er spricht, ja, der hat die Tragweite jedes Wortes in sich durchgelebt, der spielt gar nicht Comödie, der ist echt. Und mit dieser rasch sich aufdrängenden Ueberzeugung wuchs im Publicum die Theilnahme reißend schnell, es wurde todtenstill im Hause, denn man wollte nicht einen Hauch dieses Carlos verlieren, und als er die letzten unscheinbaren Worte dieses zweiten Actes sprach, als er mit mäßigem und doch tief eindringlichem Accente sagte: „Da macht wieder einmal Einer einen dummen Streich" — da rief das ganze Haus einstimmig den Namen Seydelmann, das ganze Haus bekundete durch Aufregung und Zuruf die Empfindung: das ist ein erster Schauspieler.

Wir Verbündete sahen uns förmlich betroffen an. Was ist das? — Etwas Außerordentliches. Warten wir mit Definitionen den vierten Act ab, da hat er die große Hauptscene.

Er machte Furore mit diesem vierten Acte, und wir kamen wie berauscht in unsere Vereinssitzung, in der nichts getrieben wurde, als der Versuch, diese unerwartete Macht zu definiren, das heißt zu ergründen.

Es ist die Macht des Geistes in der Kunst! lautete das Resultat. Ja, was will das sagen? Ist der Geist nicht überall

nöthig in der Kunst? Nein, hieß es, nicht in so vorherrschender Art. Das Gefühl und die Schönheit sind ja auch herrschende Potenzen; sie sind es aber nicht, welche bei Seydelmann hervortreten. Wer weiß, ob er Rollen spielen kann, welche Gefühl und Schönheit brauchen. Wahrscheinlich ist er auf einen bestimmten Rollenkreis beschränkt.

Das war gar nicht unrichtig. In Berlin nöthigte man ihn später zu manchen Rollen, die seiner eigenthümlichen Macht ganz fern lagen. Da mußte er einen Columbus spielen, von dessen Natur er nichts besaß, einen Hohenstauffen-Kaiser Friedrich, dessen getragene Jamben seine Zunge und Lunge bitterlich quälten. Er eignete sich nur für einen kleineren Kreis von Rollen. Die Verstandeswelt, scharf, fein, vornehm ausgedrückt, das war seine Domäne. Einige herbe Töne verwitterten Gefühles mochten dazutreten, aber sie mußten verwittert sein und an Erfahrungen mahnen. Leicht und von selbst klang es da nicht aus ihm. Cromwell zum Beispiele war ihm fast ganz erreichbar. Sein Werth in der Theatergeschichte wird nur darum so oft — besonders von Schauspielern — angefochten, weil man ihm zu viel nachsagen will. In seinem Bereiche war er vortrefflich, war er classisch.

Der Eindruck seines Carlos war auf mich persönlich geradezu entscheidend. Nach einer gewissen Richtung hin ist er mir fürs ganze Leben maßgebend geworden. So gerade lag in mir die Vorstellung einer gut gesprochenen Rede, das Bild eines nachdrücklichen Vortrages. Und daß dies im Drama, daß dies auf dem Theater möglich und so außerordentlich wirksam sei, das hat mich dem Drama und dem Theater eigentlich zugeführt. Darin beruhte meine Neigung zu künstlerischer Schaffung; das entdeckte ich hier zum erstenmale. Was war es, was ist es in kurzen Worten? Der Rede eine Ueberzeugungskraft verleihen dadurch, daß man ihr seinen Geist wahrhaftig einprägt.

Das ist und bleibt nur Prosa! riefen meine Vereinsfreunde. Ich aber meinte, daß von dieser Grundlage aus jede Steigerung

möglich und daß jede Steigerung nur von dieser Grundlage aus wahrhaftig wirke.

Legen wir unsere Streitfragen Seydelmann selber vor! hieß es. Und wir gingen zu ihm. Wie ein freundlicher Diplomat empfing er uns, wie ein überlegener ruhiger Diplomat wirkte er auf uns. Wir waren ihm junge Enthusiasten, und zu meiner besonderen Genugthuung warnte er uns vor den Shakspeare-Uebertreibungen durch die Shakspeare-Erklärer, welche der Bühne Schaden brächten, ja, er spöttelte mit großer Sicherheit über Franz Horn und dessen Verhimmelung Shakspeare's. In unserer Streitfrage trat er natürlich auf meine Seite; jegliche Ueberschwenglichkeit lag weit von ihm ab. Sie mußte von sehr festem Boden aufsteigen und mit seltenen Kräften ausgerüstet sein, wenn er sie nicht mit Achselzucken aufnehmen sollte. Ihm selbst, seinen eigenen Kräften war sie gar nicht erreichbar.

So gerieth ich damals Schritt für Schritt — und die Schritte folgten eilig auf einander — mitten in literarische Frage und Thätigkeit hinein. Das wüste Studentenleben versank hinter mir, und wissenschaftliches Studium auch nach anderen Seiten erwachte wieder. Namentlich Studium der Geschichte, selbst theologischer Geschichte. Die Entwicklung der Glaubenssätze in den ersten christlichen Jahrhunderten, was man kurzweg Dogmengeschichte nennt, interessirte mich wieder bis auf einen gewissen Grad, und die unerschöpfliche Fülle von Wendungen, ob der heilige Geist vom Vater allein oder auch vom Sohne ausgegangen sei, ob die menschliche Natur Christi eine einige, von seiner göttlichen Natur selbstständig abgesonderte gewesen sei, fing an, mich künstlerisch zu unterhalten. Ich sah darin das unerschöpfliche Gedankenspiel eigenthümlicher Charaktere, welche sich wie Helden einer Tragödie festrannten auf einzelnen Punkten. Und nun gar die Secten mit ihrem wunderlichen Ausbaue der Glaubenswelt, die Manichäer an der Spitze, die Gnostiker mit ihren geistvollen Spitzfindigkeiten, und das Alles in seiner Ausbreitung auf die lebendige Welt, auf die großen Kirchenver-

sammlungen, Concilien geheißen, auf diese mächtigen Schlußscenen, in denen abgestimmt wurde über so künstlich erdachte Glaubensartikel — das Alles erhielt jetzt Gestalt für mich, seit ich schriftstellerische Fassung zu erstreben anfing, seit ich Feuer gefangen für dramatisches Leben. Ich war eben wol von Natur aus ziemlich unfähig für jegliche bloße Theorie, und die Gestaltung mußte hinzutreten, um meinen wirklichen Antheil zu erwecken.

So kam ich denn auch unvermerkt dazu, allmälig selbst etwas niederzuschreiben, um es im „Vereine" vorzutragen. Das Schriftstellern begann, ohne daß ich es eigentlich gewahr worden bin. Die Aneignung, die Anempfindung, welche wir in der Kritik so zuversichtlich tadeln und verspotten, sie ist für mich wol eigentlich Anfang der Schriftstellerei gewesen. Wenn Balladen und Romanzen vorgelesen wurden, so kreißte es in mir mit solchem Thema, mit solchem Tone. Das ist noch heute in mir der Fall: jede Schrift von Bedeutung prägt mir ihre Stimmung, ihren Rhythmus ein für kurze Zeit, und wenn ich schlechte Stücke gelesen habe, so komme ich mir selbst erbärmlich vor in dramatischer Fähigkeit. Nur die handlungslosen Lustspiele, welche meine Genossen reichlich anfertigten, trafen und erregten mich gar nicht. Sie entstanden aus dem redseligen, Witz haschenden Style in Shakspeare's Lustspielen, mit Zuthaten aus den Romantikern, besonders aus den Märchen der Romantiker. Das Märchen galt für eine Quintessenz der Poesie. Diese Lustspiele waren endlose Dialoge, und das Spiel des Geistes — es fehlte nicht an Geist — wurde in jeder Nuance höchlich gewürdigt. Mich langweilten diese Schöpfungen immer bald, und ich verhehlte das nicht. Dadurch ärgerte ich meine Brüder in Apollo, ich errang aber doch durch Behauptung meines nüchternen Standpunktes mehr und mehr die Stellung eines unbestechlichen Kritikers, dem man seine Schrullen nachsah um seiner Wahrhaftigkeit willen. In Sachen Shakspeare's zum Beispiele, dessen Lustspiele mich nicht reizten, gewann ich Boden gegen die Genossen, seit ich eines Abends aus

einer „Hamlet“-Vorstellung begeistert und entzückt in den Verein gekommen war. Das war mein Shakspeare, und nun wurde meine Abneigung gegen manierirte Shakspeare-Formen aufmerksamer hingenommen.

Ein Ereigniß hob mein Ansehen höher, als ich's verdiente. Die „Schlesischen Provinzialblätter“, eine Monatsschrift, hatten einen Preis ausgeschrieben für das beste Gedicht. Wir Alle hatten unsere Bewerbung eingeliefert; auch ich, der ich im eigentlichen Gedichtemachen gar nichts bedeutete. Und es begab sich, daß mir der Preis zuerkannt wurde für eine spanische Romanze, welche ich hingeschickt. Niemand war erstaunter als ich. Einen berauschenden Eindruck machte mir aber diese Auszeichnung gar nicht. Jene Romanze — ich habe sie nicht einmal aufgehoben — war das Ergebniß der poetischen Studien, welche ich in unserem Vereine gemacht hatte, war — um es gemein auszudrücken — ein Fabricat. Offenbar empfand ich das, und deßhalb machte mir die Ehre keinen besonderen Effect. Nicht einmal insofern, als sie doch ein gewisses Talent in mir bekundete. Meine Seele war gar nicht dabei betheiligt gewesen, es fiel mir nicht ein, mich deßhalb als Dichter zu betrachten, und ich hatte auch ganz Recht mit dieser Geringschätzung. Meine spätere Entwicklung hat gezeigt, daß ich nach dieser Richtung kaum eine untergeordnete Fähigkeit besitze.

Aber auf die Vereinsbrüder wirkte diese Auszeichnung stark. Sie fanden unsern Verein dadurch geadelt, und ein alter Plan wurde nun ernstlich in Angriff genommen. Der Plan bestand darin, eine poetische Zeitschrift herauszugeben. Jetzt, meinte man, sei der Redacteur in mir gefunden, und die Studentenwelt werde unser Publicum sein. Der Titel der Zeitschrift war natürlich „Aurora“, und die Sache wurde wirklich ins Werk gesetzt.

Da war ich denn mitten in der Schriftstellerei, ja mitten in sogenannter Literatur. Ein Redacteur ist eine Art Regent, er muß also doch wenigstens sein Land, muß die Gesetze desselben

ungefähr kennen. Himmel! das kostet Aufmerksamkeit und Lectüre! Was mußte ich da Alles nachlesen! Was kann aber auch ein junger Mensch lesen, verschlingen, verdauen! Nie lernt man so rasch und so viel, als wenn man das Gelernte auf der Stelle braucht.

Das Alles geschah unter der angenehmen Einbildung, wir hätten einen Kreis von mehreren hundert Abonnenten. Wir hatten sie auch, aber als der Zahltag kam, hatten wir sie nicht. Zahlen ist ein chimärisches Wort für den Studiosus, und chimärisch war dies ganze Reich unserer „Aurora", welches wir anfangs mit feierlichem Ernste regierten. Allmälig — denn wir waren gesunde Leute — entdeckten wir jedoch, daß wir auf Wolken wandelten, und wir fanden die Fassung, den curiosen Zustand mit Humor zu betrachten. Die interessante geistige Beschäftigung blieb uns doch, auch wenn sie nicht bezahlt wurde, und die Schulden — ja die Schulden, welche im zweiten Vierteljahre schon beim Buchdrucker ein stattliches Haupt erhoben, die wurden auf meinen Namen geschrieben. Welche Ironie! Auf den Namen desjenigen, der am allerwenigsten hatte. Ich habe noch viele Jahre später von wirklich erworbenem Schriftsteller-Honorare abzahlen müssen für jene „Aurora"-Studien in der Schriftstellerei. Es waren also wiederum „gestundete" Collegiengelder.

Im Grunde hatten wir aber doch ganz Recht, uns kein graues Haar wachsen zu lassen um die lumpige Geldfrage. Wir lebten ja, lebten ein literarisches Leben, welches all unsere besten Kräfte anmuthig beschäftigte und steigerte, lebten wie in der Fabel, mit Hoffnungen getränkt, von Plänen gesättigt und immerfort lernend. Wer spielend lernt, der gehört zu den Glücklichen dieser Erde.

Natürlich gerieth ich dabei auch mehr und mehr ins Theaterleben hinein. Ich war ein Redacteur, und die „Aurora" brachte Theater-Recensionen. Das Theater-Personal, ja die Direction kümmerte sich darum, es regnete Bekanntschaften,

es lockten Liebschaften, das phantastische Dasein dehnte sich aus.

Damals fing ich denn auch an, Stücke zu schreiben. Dürftige, sehr dürftige Waare! Nur Eins war der Rede werth daran: ihre Entstehungsweise. Sie entstanden nicht abstract, wie bei meinen Genossen, sondern sie entstanden aus meinen Lebensschicksalen. Diese erhöhte und erweiterte ich in romantischer Weise, und solchergestalt war ich bei jeder Person, bei jedem Vorgange wahrhaft betheiligt. Der Weg war ganz gut, aber mein Marschiren war herzlich schwach. Anempfindung und Aneignung in der Form spielte mir auch jetzt noch eine zu große Rolle. Da tauchte zum Beispiel damals in Breslau ein neuer dramatischer Dichter auf, dessen Namen wol jetzt nur noch Wenige kennen. Er ist später als Historiker neuer französischer Zeit aufgetreten und wird als solcher Manchem bekannt sein. Eduard Arnd ist der Name. Er brachte in den letzten Zwanziger-Jahren Tragödien („Zwei Edelleute von Venedig"), welche an die Atmosphäre Byron's erinnerten: tiefe Unzufriedenheit mit dem geistlosen Treiben der Welt, und doch Andeutungen tiefer Hingabe an dies und jenes geheimnißvolle Etwas, kurz Romantik verzweiflungsvoller Signatur. Buchhändler Max, in den „Sieben Kurfürsten" am Ringe, ein Verleger höheren Styles, brachte diese Arnd'schen Tragödien neben der deutschen Ausgabe Oehlenschläger's — wie ist dieser Deutsch-Däne jetzt vergessen! — und empfahl sie uns. Max war als ein geschmackvoller Mann eine Autorität für uns, und er war auch nebenbei Commissionär der „Aurora". Wir schwelgten in dieser Arnd'schen Romantik, und meine ersten Stücke entliehen ihren Athem ganz von ihr.

Im Grunde blieben es Schul-Exercitien, und der kritische Sinn war doch so stark in mir, daß ich mich über ihre Werthlosigkeit nicht täuschen ließ und sie nicht einmal den Vereinsbrüdern mittheilte. In Wahrheit hatte ich noch immer keine Vorstellung, ob und wie Schriftstellerei ein Lebensberuf sein

könnte; ich blieb in diesem Betracht immer noch Theologe und machte deßhalb eines Tages dem mehrmals erwähnten theologischen Hauptprofessor, dem Consistorialrathe David Schulz, einen Besuch, um mich sicherzustellen. Ich fragte den gestrengen alten Herrn, der immer ziemlich mürrisch dreinsah, ob es der theologischen Behörde vereinbar erschiene, daß man als angehender Geistlicher belletristische Schriftstellerei triebe und zum Beispiele auch Theaterstücke verfaßte.

Ich sehe den gestrengen Mann noch vor mir. Mein Eintritt ins Zimmer hatte ihn überrascht; er war im Begriffe, ins Collegium zu gehen und sich für diesen Zweck die Stiefel anzuziehen. Er saß in Hemdärmeln da und hatte einen großen blanken Stiefel in der Hand, wie man sie damals noch trug und über das enge Beinkleid bis zum Knie hinauf anzog. Bei meiner verfänglichen Frage hielt er inne in seinem Geschäfte, ließ den großen blanken Stiefel in der Luft baumeln und sah mich von unten herauf schweigend an. Kurzes ergrauendes Kopfhaar, schwarze buschige Augenbrauen über kleinen, stechenden Augen und starke Lippen gaben dem Kopfe etwas Drohendes, als er mich so von der Seite von unten bis oben maß. Ich meinte, es werde ein theologisches Donnerwetter losbrechen. Es war wol auch im Entstehen, aber der grundsätzliche Rationalismus mochte es in dieser Pause zertheilen. Er ließ den baumelnden Stiefel auf den Fußboden nieder, und während er ihn langsam anzog und seinen Blick nur auf diese Beschäftigung richtete, sagte er trocken vor sich hin: Wenn der Theologe übrigens ein tüchtiger Theologe sei, so werde man's ihm nicht verargen, daß er Schriftstellerei treibe, vielleicht auch nicht verargen, daß er für's Theater schreibe. Es komme freilich darauf an, welcher Art seine Theaterstücke wären. Und — jetzt war der Stiefel angezogen, und der Blick schoß wieder auf mich — und aufpassen wird man allerdings, ob der also schriftstellernde Gottesgelehrte nicht seine Zeit und Sammlung zersplittere an abliegende Nebensachen.

Ein Wink mit der Hand, welche nach dem zweiten

Stiefel griff, verabschiedete mich, und ich war so klug wie zuvor.

Der anerzogene Trieb, einem Amte nachzustreben, behauptete sein Recht. Meine dreijährige Studienzeit war um, auf meinem Collegienbogen standen alle nothwendigen Vorlesungen als „gehört" verzeichnet, obwol ich in Breslau ein gründlich unregelmäßiger Collegiengänger gewesen; ich reichte also diesen Bogen ein und bat um die Aufgaben zum schriftlichen Candidaten-Examen. „Ueber die Erbsünde", lautete die Antwort. Ich sollte also meine Kenntniß und meine Anschauung von der Erbsünde in lateinischer Sprache entwickeln. Was ist Erbsünde? Wie zeigt sie sich bei dir? Die belletristische oder poetische Spielerei gehört wol auch dazu? Diese Fragen denkend, legte ich die feierliche Aufgabe zu den profanen Manuscripten und beschloß, ihr eine zeitlang mein Nachdenken zu widmen, wol auch in unserem „poetischen Verein" eine Disputation darüber zu veranlassen.

II.

Die Schwingen wachsen schnell, wenn man sie braucht. Das Theater faßte mich beim Schopfe, und ich mußte eilig fliegen lernen, denn man traute dem jungen Kritiker viel mehr zu, als er an Zutrauen verdiente. Der Heldenspieler Kunst brauchte eine neue Rolle, und da ich mehrmals erzählt hatte, daß ich mich mit dem Schwedenkönige Gustav Adolph intim beschäftigte, so hieß es: Vorwärts! vorwärts! das ist ein gutes Thema!

Ich weiß absolut nicht mehr wie ich auf die Idee gekommen, und weiß ebensowenig, woher ich die Mittel geholt zu einer fünfactigen historischen Tragödie. Was ich an Dramen in der

Stille geschrieben, war unbrauchbare Studie gewesen. Das Anschauen größerer Stücke im Theater, wohin ich als Redacteur der „Aurora" jetzt täglich ging, muß auferbaulich gewirkt haben in mir.

Kritischer Streit hatte wol auch sehr gefördert. Es war eine öffentliche Polemik ausgebrochen in Breslau über die Dramen Schiller's, und in diesen Streit war ich mit beiden Beinen gesprungen. Vielleicht hatte ich dadurch rascher laufen gelernt. Der jetzt berühmte Professor altdeutscher Wissenschaft, Wilhelm Wackernagel, war von Berlin nach Breslau gekommen und war in Karl Schall's Breslauer Zeitung als Recensent aufgetreten. Er hatte mit ästhetischen Ansichten begonnen, die uns neu waren und die uns zum Theile nicht gefielen. Eigentlich waren sie, wie ich jetzt glaube, besser, will sagen reifer als die unsrigen. Er war von Goethe voll und betonte nachdrücklich, daß Goethe seine Charaktere persönlicher bildete, als Schiller, ja, bei einer Kritik der „Braut von Messina" führte er das in einer Weise aus, daß ganz Breslau aufsprang und für Schiller in die Schranken rief. Die Beatrice hatte er einen blos „lyrischen Hauch" genannt. Dieser lyrische Hauch stieg uns zu Kopfe, mir besonders, der ich Schiller zum höchsten verehrte, und ich war denn mit Einem Satze in den Schranken und fuhr wie ein bellender kleiner Köter auf den mir weit überlegenen Wackernagel ein.

Seine Schwäche lag darin — und diese Schwäche ist eine ganze Kategorie, welche in Deutschland stehend geworden — daß er das eigentlich dramatische Moment, welches in Schiller weitaus stärker ist als in Goethe, nicht zu schätzen wußte und über den Mängeln der Charakteristik die große Kraft dramatischer Führung übersah. Uebersehen mußte, weil er selbst keine dramatische Ader hatte; eine Erscheinung, die noch alle Tage unter uns auftritt und unsere dramatische Kritik verwirrt.

Um zu streiten, muß man die Waffe führen lernen; ich lernte also in unseren Vorbesprechungen über den Schiller-Feind

wiederum eine Menge literarischer Gesetze, und die mögen mir wol hilfreich gewesen sein, ein den ganzen Abend füllendes, historisches Trauerspiel hastig niederzuschreiben, welches die Theater-Direction sofort annahm und in Scene setzte.

In Wahrheit ist's eine Studenten-Arbeit gewesen, und daß man sie aufführte, ist eben nur ein Zeugniß für leichtsinnige und oberflächliche Bühnenleitung. Gerade in Bezug aufs Theater spricht man so gern von der guten alten Zeit, und namentlich von deren Strenge und Gewissenhaftigkeit. 's ist alles nicht wahr, sagt Nestroy. Im Gegentheile! Seit dreißig Jahren wird dem deutschen Theater viel mehr literarische Aufmerksamkeit zugewendet, als in den dreißig Jahren vorher.

Damals wohnte ich zum erstenmale einer Probe bei. Ohne Eindruck, ohne Nutzen. Niemand konnte seine Rolle ordentlich, und das befremdete Niemanden, es war also herkömmlich. Ich selbst hatte nicht die Einsicht, das tadelnswerth zu finden und da mir ein befreundeter Schauspieler zuraunte: Gelt, das kommt Ihnen curios vor! so bildete sich in mir die Vorstellung, das sei in der Ordnung und könne gar nicht anders sein. Breslau aber hatte ein wohlberufenes Theater, nur einige Jahre vorher war Anschütz von hier ans Burgtheater übergegangen.

Bei der Aufführung selbst indessen fand ich doch dies Nichtwissen der Worte bedenklich. Gustav Adolph selbst, Herr Kunst, leistete darin mehr, als ich vertragen konnte. Der letzte Act war natürlich die Schlacht bei Lützen in voller Ausdehnung. Daß Shakspeare's Schlachten für eine anders eingerichtete Bühne und für eine andere Geschmacksbildung geschrieben wären, kam einem dramatischen Jünglinge nicht zu Sinn. Ich hatte ja überall gehört und gelesen, daß dies vortrefflich wäre. Da es nun auch leicht war, so hatte ich mich mit aller Bequemlichkeit gehen lassen. Daß es höchst jämmerlich auf der Bühne zum Vorschein kam, bestürzte mich freilich. Aber neben mir saßen Officiere der Garnison, und die zeigten lebhaftes Interesse für solche theatralische Strategie. Jetzt muß von d e r Seite der Angriff und dann von

jener Seite die Umgehung kommen, richtig, richtig! riefen sie und winkten mir beifällig zu. Wir saßen in erster Reihe dicht an der Bühne, denn das Orchester war geräumt, es war Sonntags, und die große historische Tragödie eines einheimischen Studiosi hatte das Publicum gelockt. Dies Publicum wollte denn auch nicht umsonst gekommen sein und applaudirte übermäßig, wo sich nur entfernte Gelegenheit dazu bot, selbst das Schlachtgebet des Schwedenkönigs Kunst. Dies Schlachtgebet ist mir unvergeßlich geblieben als Theater-Symptom. Kunst wußte kein Wort davon auswendig, und kniete als kluger Kriegsmann dicht vor dem Souffleurkasten nieder; die Generale und Soldaten, welche keinen Souffleur brauchten, weil sie nichts zu reden hatten, weit zurück nach dem Hintergrunde. Umsonst! Diesem Schwedenkönige, der bald sterben sollte, konnte kein Souffleur helfen. Wir auf der ersten Reihe verstanden jedes Wort des Einbläsers; der dem Tode geweihte König war aber nicht so glücklich. Und darüber wüthend, schalt er denn immer nach jeder mühsam gesprochenen Zeile leise ins Souffleurloch hinein, vergessend, daß das Orchester geräumt war und daß wir so gut wie der Souffleur seine Scheltworte hörten. Man denke sich nun in die Seele eines Poeten, der laut seine Worte, leise aber die gemüthlichen Aeußerungen des Schauspielers hört, wie folgt: „Sieh' du auf uns herab, du Herr der Heerschaaren“ — nichtswürdiger Bengel, sperr' das Maul auf! — „und segne unsere Waffen, sei mit uns!“ — der Kerl ist nicht einen Schuß Pulver werth — —

Die Officiere lachten anständig ohne Geräusch, das Publicum, welches die Zwischenreden nicht vernommen, applaudirte, als der fromme König aufstand, und ich, ich hatte einen Blick in das Handwerk gethan, der mich bestürzte.

Diese Erfahrung blieb wol nicht ohne Einfluß auf mich. Obwol ich kein theatralischer Idealist gewesen, wurmte mich doch solche Wirthschaft, und ich wurde frühzeitig hart gegen Comödiantenthum. Der scheinbare Theater-Erfolg ging spurlos an mir vorüber, und die Wiederholungen des Stückes vor schwach besetztem

Hause belehrten mich auch, daß der Erfolg hohl gewesen. Ich hatte aber Blut geleckt und schrieb schleunig einen fünfactigen „Moriz von Sachsen". Nur im letzten Acte schrieb ich langsam und hielt mitunter inne. Die Schlacht bei Sievershausen war wieder unumgänglich, und die Schlacht bei Lützen griff mir stauend in die Zügel — es dämmerte mir die Ahnung, daß diese schließenden Schlachtacte mißlich wären. Kurz, ich stockte in meiner Zuversicht und gab das Stück gar nicht an den Director, welcher es für einen neuen Sonntag verbrauchen wollte. Das ist „Futter für Pulver", flüsterte es in mir, und äußerliche Veranlassung warf mich gerade um diese Zeit auf eine andere Seite. Ich hatte Karl Schall, den Redacteur der Breslauer Zeitung, kennen gelernt, und er übertrug mir plötzlich die Theaterkritik für diese Zeitung. Er that dies wol gerade in Folge unserer Gespräche über meine historischen Trauerspiele. Meine ausgesprochenen Zweifel, ob solche Stücke des Schreibens und Aufführens werth seien, sprachen ihn an. Er war ein Humorist und meinte: ich sollte nur so fragsam und nach dem Stein der Weisen suchend die Recensionen für sein Blatt schreiben. Da käme man aus der Schablone heraus, und das würde die Leser interessiren.

Ich bin Karl Schall lebhaften Dank schuldig; er behandelte mich mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit, und durch ihn erst wurde ich in die actuelle Literatur eingeführt, in die Literatur, welche lebte. Wir in unserem poetischen Vereine gehörten zur halbtodten Buchliteratur; Schall aber hatte seit Anfang des Jahrhunderts alles Literarische persönlichst mit durchgelebt. Er kannte die Romantiker persönlich, er kannte Goethe persönlich, er war Goethe gefolgt, wie ein Registrator seinem Chef folgt, bis in die kleinste, nichtigste Aeußerung. Sie war notirt bei ihm, als ob sie in den „Faust" gehörte.

So wurde ich wie in einen Freimaurer-Orden eingeführt, besonders während unserer kleinen Diners. Wir speisten allein, er und ich, und wenn der Hunger gestillt war — das dauerte

eine gute Weile bei ihm — und er ans Trinken kam, was auch eine gute Weile dauerte, da erzählte und schilderte er mir die innersten Zusammenhänge und die intimsten Begebenheiten der weimar'schen Periode und der romantischen Sprünge. Das Alles bildete seine Bibel. Er war ein Apostel und war dies mit Bewußtsein. Aus dem Kaufmannsstande hatte er sich als junger Mensch schon dieser Aufgabe gewidmet, hatte all seine Zeit und all sein Geld darangesetzt, die damals in der That hochwichtige Entwicklung deutscher Literatur in allen Ritzen kennen zu lernen, und als das Geld völlig aufgezehrt war, hatte er mit großer Geschicklichkeit eine Zeitung in Breslau gegründet, die Breslauer Zeitung, eine Concurrentin für die allein herrschende Schlesische Zeitung, dem reichen Hause „Korn" gehörig. Auf das literarische Moment hatte er diese Concurrenz gegründet, und mit diesem Momente hatte er gesiegt. Er und seine Zeitung waren der literarische Mittelpunkt des großen Herzogthums Schlesien geworden, eines Herzogthums so groß und bedeutend wie manches Königreich. Für Schlesien, welches immer reichhaltige literarische Fähigkeit entwickelt hat — man denke nur an die Opitz, Lohenstein, Hoffmannswaldau, Logau, Günther, an Holtei, Freytag! — ist Karl Schall ein wirklicher literarischer Apostel geworden.

Goethe war sein Mittelpunkt und Endpunkt. Bis auf das kleinste und feinste Aederchen kannte er diesen großen Dichter, und in all seinen Formen wußte er ihn auf das geschickteste nachzuahmen, namentlich in Gedichten. Das Reimen der zwei letzten Worte in Goethe'scher Manier war ihm geläufig wie die Muttersprache. Und keineswegs blos die Formen, nein, die Gesinnung, die ganze Gedankenwelt, das große, freie Wesen des Meisters lebte auf und fort in ihm. Freilich unmächtiger, weil er eine viel schwächere Natur war als Goethe, eine viel leichtere Natur; aber dieses Fortleben eines so reichen Mannes auch in leichterer Persönlichkeit war doch sehr werthvoll und gewährte mir eine ungemeine Belehrung.

Daneben war er witzig, war aufmerksam und geübt für Ergreifung der Tagesbegebenheit, war ein Lustspieltalent, war ein guter Vorleser, war ein ehrlicher Dolmetsch des Shakspeare-Humors. Ehrlich, denn er betonte nur das, was er wirklich wiedergeben konnte; er gestand, daß er mit dem und Jenem nichts anzufangen wüßte. Dadurch unterschied er sich vortheilhaft von den Shakspearomanen, die auch das Unverstandene preisen und auch das Unverdauliche empfehlen. Es steht damit wie mit allem Geschichtlichen: nur das lebt wirklich fort, was auch die Nachwelt mit ihrem Odem beleben kann.

Sein Vortrag des Fallstaff strotzte von Wahrheit. Er hatte völlig das Aeußere Sir John's; wenn er in Wamms, Hosen und Stiefeln des dicken Ritters fuhr, da bedurfte es nicht der geringsten Zuthat, keiner Watte und keiner Schminke, er brauchte nur hinauszutreten aufs Theater, und das ganze Haus hätte geschrien: Das ist er wirklich, der dicke Schäker! Auch das kleine Auge, listig und lüstern lachend, war da, und das selige Gelächter über jede Kleinigkeit, ein Gelächter, welches sich Selbstzweck ist, eine fraglose Lebenswelle heiteren Daseins. Auch der Gegensatz fehlte nicht, kläglicher Kleinmuth bei Widerwärtigkeit. Von mir jungem Poltron ließ sich der alte Herr trösten und aufrichten, wenn ein empfindlicher Angriff ihn niedergeworfen. Dabei war er jeden Augenblick bereit, sich zu verlieben, jeden Augenblick bereit, wohlthätig zu sein weit über sein Vermögen hinaus. Vom Honorarsatz für meine Recensionen zum Beispiel war nie die Rede. Von Zeit zu Zeit sah er mich mit glitzerndem Auge an, lachte brausend und schrie: Wieder nichts in der Tasche?! — „Nichts." — Verderbliche Jugend — da! Nicht anseh'n! Ich hab' auch nicht viel. — Und so gab er mir zehnmal mehr, als ich verdiente, und so machte er mich zum Journalisten.

Plötzlich trat ein Zerwürfniß ein. Er ließ mich im Stich bei einer Polemik, er begünstigte in seiner eigenen Zeitung meinen Gegner und verstümmelte meine Worte. Auf meine Vorwürfe zuckte er blos die Achseln; entrüstet ging ich von

dannen. Er war nicht ohne starke Schwächen, und ich wußte damals noch nicht, daß man ohne Schwächen selten liebenswürdig ist.

Ich selbst hielt meine Polemik für so wichtig, daß ich sie um jeden Preis ausfechten mußte, und ich war nichtswürdig genug, auf den Ruf der Capulets zu hören. Korn mit der Schlesischen Zeitung war Capulet, Schall mit der Breslauer Zeitung war Montague. Auf allen Straßen zogen sie gegen einander vom Leder, und selbst der Uebertritt eines so unreifen Burschen, wie ich einer war, machte Aufsehen. Schall schäumte, und ich fühlte mich sehr unbehaglich. Ich vermißte da unter den Capulets jeden literarischen Ton, und als mir Vater Capulet zu einer langen Recension über „Hamlet" sagte: über solch ein altes Stück dürfe eine Zeitung nicht noch eine Kritik bringen, da büßte ich mein Verbrechen in Sack und Asche. Ich bedurfte dringend einer Erholung. Sie kam in unerwarteter Weise.

Paganini trat zum erstenmale in Breslau auf und begann seine Concerte im großen Musiksaale der Universität. In diesen Saal hatten nach ehrwürdigem Herkommen die Studenten Zutritt zu den Proben. Wir strömten natürlich in Masse hin, und der Saal war ganz gefüllt, als das bleiche, schwarzhaarige Männchen in schwarzer Kleidung vortrat, um sein Solo zu spielen. Unheimlich schweifte sein dunkles Auge über die Studentenfülle hin, und Kundige unter uns flüsterten: „das ist ihm sehr unangenehm, denn er sieht sich sehr viel zahlende Zuhörer für den Abend entzogen; er ist ja unter Anderm auch geizig!" — Sein moralischer Ruf galt überhaupt für sehr unsicher, war wie sein dürftiger Leib in schwarze Stoffe gehüllt, in düstere Sagen. Er sollte einen Menschen getödtet haben, wol gar seinen Bruder, und deßhalb in langer Kerkerhaft verhalten worden sein. Da habe er sich eine Geige verschafft, aber nur Eine Saite erlangen können. Auf dieser Einen Saite habe er sich jahrelang geübt und es solchergestalt zu dieser enormen Fertigkeit gebracht, zu dieser dämonischen Fertigkeit.

Richtig! Als die Einleitung des Orchesters vorüber war und sein Solo beginnen sollte, da — markirte er blos.

Das war nicht unsere Rechnung, und das Grollen des Sturmes begann; bei der zweiten Nummer aber, als er es wieder geradeso machte, da brach ein Sturm los, wie ich ihn mein Lebtag nicht gehört habe. Ein paar hundert Studenten, die mit Energie trommeln, pfeifen und schreien wollen, bringen einen Höllenlärm zu Stande. Umsonst ließ Paganini das Orchester fortissimo spielen, um uns zu übertönen, das Orchester wurde von uns überschrien, die ganze Musica erlag der Rohheit. Da faßte Paganini einen weisen Entschluß: er lächelte. Wir schwiegen verblüfft vor diesem Lächeln, und in die plötzliche Stille hinein spielte er die ganze Nummer auf seiner Teufelsgeige.

Das gab denn einen Erfolg, wie er ihn vielleicht nie erlebt: wenn ein paar hundert Studenten fanatisch applaudiren, so machen sie einen Himmelslärm. Und nun sagten die Flüsterer: „Das ist in Ewigkeit kein Mörder, das ist ein guter Kerl!“ Und der Ruhm des schauerlich interessanten Geigers wurde durch alle Gassen posaunt, Furore auf Furore folgte des Abends, und Breslau sprach wochenlang von Paganini. Die Stadt war wie verwaist, als er von dannen gezogen.

Am ersten Tage dieser Verwaisung trat früh am Morgen ein Schauspieler in mein kleines Zimmer der „Hutschachtel“. So hieß das vorspringende flache Häuschen in der Ohlauer Straße, welches ich bewohnte. Der Breslauer Humor für Häusernamen war damals noch in Blüthe und „polnischer Herrgott“, „Laterne“, „Löwengrube“ und derlei Titel spotteten noch der prosaischen Hausnummern. Der Schauspieler wünschte ein kleines Stück von mir, in welchem Paganini die Hauptrolle spielte; er selbst wollte den Paganini darstellen auf der Bühne. Er, der Schauspieler, könne gerade so viel Violine spielen, um die Absonderlichkeiten und Kunststücke des Paganini'schen Geigens nachzuahmen, und gerade so wenig, daß man's für

nichts Anderes halten könne, als für eine Travestie. Er habe Weib und Kind und würde sich damit eine Existenz gründen, wenn ich ihm das verlangte Stückchen schriebe. — Ich? — „Ja, gerade Sie!“

Ich war angenehm betroffen von diesem Zutrauen, erklärte ihm aber ehrlich, daß ich das absolut nicht könnte. Traurig ging Herr Just — dies war sein Name — aus der „Hutschachtel“, und ich sah ihm nach die Ohlauer Straße entlang, sah ihm nach wie Einer, der einen curiosen Trank verschluckt hat.

Der Trank verursachte eine Gährung in meiner Phantasie, und aus der Gährung entwickelte sich ein possenhafter Plan. Das Stück sollte in China spielen; eine wunderschöne Prinzessin gibt dem Drängen ihrer Vasallen nach und verspricht, sich endlich zu vermälen. Aber sie ist eine artistische Natur, sie erklärt, nur demjenigen ihre Hand zu reichen, welcher sie durch irgend eine Kunstleistung zu Seufzern und Thränen rühre. Bon! rufen die Vasallen, und nun beginnt das Turnier. Ein Tenor flötet; die Prinzessin bleibt ungerührt, er fällt durch. Ein Tänzer springt; die Prinzessin gähnt, er fällt durch. Bestürzung verbreitet sich. Da tritt Paganini im schwarzen Frack unter die chinesischen Großen, und schon seine Erscheinung pikirt die Prinzessin. ’s ist doch was Anderes, ein Mensch ohne Zopf und in diesem merkwürdigen Gewande, in einem Fracke! Vorn, wo man die Bekleidung braucht, kurz abgeschnitten und hinten mit gespaltenen Zipfeln für den schäkernden Wind. Die Aufmerksamkeit der capriciösen Dame ist geweckt, und nun spielt er in chinesischer Form und doch mit so fremdartigem Reize. Nach der ersten Nummer seufzt die Prinzessin hörbar, und die Vasallen gerathen in fragwürdige Bewegung; nach der zweiten Nummer entladet sich die Hysterie der vornehmen Dame in einen Strom von Thränen, es folgt die nothwendige Umarmung und das unerläßliche Ballet, welches allgemeines Entzücken ausdrückt; der Vorhang fällt über seligen Gruppen.

Dies dumme Zeug hatte ich bis Nachmittag niedergeschrieben und mit dem Titel versehen: „Nicolo Zaganini, der große Virtuos“, und Abends gab ich Just das Manuscript mit der Bemerkung: da sei mein guter Wille für seine Existenz, aber ich verstünde eben nicht, so was zu machen. Er sah hinein, zwinkerte mit den Augen und sagte: „Warten Sie nur!“

Acht Tage später sah ich auf dem Theaterzettel: „Nicolo Zaganini, der große Virtuos“. Und Abends wurde der „Schmarrn“ wirklich aufgeführt. Und was noch mehr: er machte Glück. Es ist ganz erstaunlich, was dem Publicum geboten werden kann, wenn es als Lächerliches geboten wird. Das Bedürfniß des Lachens ist geradezu so gebieterisch wie das Bedürfniß des Essens und Trinkens. Deßhalb war, ist und bleibt die Posse eine so wichtige theatralische Form, und es verwundert mich immer, daß sich so selten dramatische Talente derselben bemächtigen. Sie macht nicht einmal den allerdings schwierigen Anspruch eines Lustspieles: daß die Seele der Handlung eine heitere Seele sei. Sie verträgt einen ernsten Kern und das erleichtert die Composition gar sehr. Wer in gedrängter Form erzählen kann, braucht sich nur einem lustigen Dialogschreiber zuzugesellen, oder umgekehrt, und es würden sofort sogenannte solide Possen entstehen, welche das Alltags-Repertoire sättigen, so lange es an poetischen Talenten Raimund-scher Art dafür fehlt. Nestroy, der nur satyrische Fähigkeit hatte, ist stets diesen Weg gegangen; nur ließ er sich seinen Mitarbeiter immer bloß auf die linke Hand antrauen. Er heiratete vorhandene Erzählungen, vorhandene Stücke. Weisflog's „Arme Seele von Zwickau“, welche mich als Gymnasiasten in Glogau unterhalten hat, habe ich jetzt einige vierzig Jahre später als „Lumpaci-Vagabundus“ wieder gesehen. Weisflog's Erzählung ist lange todt, Nestroy's Verheiratung mit ihr lebt noch.

Jener „Schmarrn“: „Nicolo Zaganini“ gründete wirklich auf einige Jahre die Existenz des Schauspielers Just. Er reiste als Theater-Paganini durchs ganze deutsche Reich und beglückte namentlich die kleinen Städte, welche den wirklichen Paganini

nicht gesehen. „Ist doch Eau de Cologne selten echt, warum sollten wir auf dem echten Paganini bestehen!“ riefen die Kleinstädter.

Zwanzig Jahre später trat Just-Zaganini zu meiner Ueberraschung in Wien vor mich hin und empfahl sich zu neuem Dienste. Schwarzer Frack und Geige waren verbraucht, aber die Theater-Erfahrung war üppig gewachsen. Ich machte ihn zum Inspicienten und Comparsen-Director am Burgtheater, und seine fabelhaft wuchernde theatralische Phantasie hat mir manchen ersprießlichen Wink geschenkt. Ein Theater braucht immer phantastische Leute, wie der Weinstock heiße Sonne braucht, sonst wird es schal wie ungenügend ausgesonnter Wein.

Mich ließ der alberne Erfolg dieser Paganini-Posse ganz gleichgiltig; aber es war mir gar nicht gleichgiltig, daß sich Karl Schall danach erkundigt hatte, und daß er in seiner Zeitung wohlwollend darüber hatte berichten lassen. Ich fühlte lange, daß ich zu ihm gehörte, daß ich unrecht gegen ihn gehandelt, daß ich eine Debatte mit ihm brauchte über die Begriffe Posse und Lustspiel — denn gerade das war ein beliebtes ästhetisches Fahrwasser bei ihm — daß ich ihn besuchen sollte. Und der liebenswürdige alte Herr kam mir zu meiner Beschämung mit dem ersten Schritte entgegen: eins seiner winzig kleinen rosenfarbenen Billets fand sich wieder ein in der „Hutschachtel“ — eiligst und stürmisch wie ein Liebhaber, der seine Geliebte, wie dick sie auch war! — nach langer Trennung wiedersehen konnte, stürzte ich hin und gehörte nun für immer wieder zum Hause Montague.

Das Lustspiel war Schall's steter Gedanke. Er hatte mit kleinen Comödien, namentlich mit der „Unterbrochenen Whistpartie“ glücklich debutirt vor Jahren und war nun jahrelang mit einem großen Lustspiele beschäftigt. „Schwert und Spindel“ hieß es schon lange, aber es wurde noch immerfort daran gearbeitet. Daß dies immerwährende Daranarbeiten fehlerhaft, verstand ich damals nicht. Jetzt weiß ich's. Schall war ein

Autodidakt. So nannte man diejenigen, welche keine gelehrte Universitäts-Bildung genossen, und daher stammte es, daß er sein Lustspieltalent verdarb. Gerade deßhalb wollte er gelehrt, grundsätzlich ästhetisch componiren, und übersprang er sein einfaches, natürliches Talent. Der alte Goethe hatte seinen redlichen Theil an diesem Irrgange. Ihm folgte Schall durch alle Windungen der Composition, welche mit dem Gedanken allein auszukommen meint und die kaum noch vorhandene schöpferische Frische des Talents entbehren zu können glaubt. Sie ist nicht zu entbehren für Composition. Von Jahr zu Jahr wird's deutlicher, daß die Schriften Goethe's aus seinen letzten zwanzig Jahren in undurchsichtige Nebel zurückweichen für das lesende Publicum. Und so blieb Schall's großes Lustspiel, weil es abstract empfangen wurde, in den Nebeln der Vergessenheit hängen. Es wurde einmal, ich glaube in Berlin, aufgeführt und ging unter.

Raupach war in jenen letzten Zwanziger-Jahren allein thätig für das Lustspiel. Dürr und recht trocken. Er veranlaßte mich zu Lustspiel-Exercitien, die natürlich noch dürrer und trockener ausfielen, und insbesondere unwahr. Der Raupach'sche Lustspielweg entstand aus einem possenhaften Gedanken und aus diesem allein. Deßhalb führte sein Beispiel ins Unwahre. Ich mußte mir und Schall eingestehen, daß ich gar kein Talent zum Lustspiele hatte. Er lachte und sagte: „Junger Freund! Humor, der sich behaglich breitmachen kann, kommt erst mit den Jahren". — Wenn er kommt! setzte ich hinzu. — „Freilich," antwortete er, nächste Woche kommt Holtei von Berlin, der wird Ihnen schildern, wie man in der Stille wächst. Seine „Lenore" wird aufgeführt."

12.

Das Schauspiel „Lenore", von Holtei, machte damals das größte Aufsehen; es wurde auf allen Bühnen, auf den großen wie auf den kleinen, mit durchschlagendem Erfolge gegeben. Die populären Lieder, für deren Auffindung Holtei geradezu eine Wünschelruthe besaß, waren auf allen Straßen zu hören, ja das „Mantellied" grassirte wie eine sentimentale Marseillaise.

Denselben Erfolg fand das Stück in Breslau. Der Balladenstoff mit seinem poetischen Schauer am Schlusse erhob auch das große Publicum, welches durch bürgerliches, allgemein verständliches Leben hineingeschmeichelt worden war in das Thema. War das nicht sehr anerkennenswerth vom Standpunkte des Theater-Kritikers? Gewiß. Aber Unsereiner wollte den Theater-Kritiker tief unter sich sehen, wollte ein literarischer Kritiker sein und verstand nicht das Mindeste von irgend einer neuen Bahn.

Zu neuen Bahnen hatte Holtei sehr viel Anlage. Er bewahrte sich immer eine unerschütterliche Naivetät. Er war naiv im Erfinden, naiv im Ausführen, arbeitete nie nach der Schablone und erfand viel, weil er mit gesundem Auge da Wirkungen entdeckte, wo die gelehrten Schriftsteller nichts bemerkten. Seine Schwäche war immer nur im Geschmacke zu suchen. Und das ist ganz folgerichtig: wer neu und frei wählt, der wird leicht gegen herkömmliche Maßstäbe verstoßen, und was wir Geschmack nennen, das ist stets mehr oder minder dem herkömmlichen Maßstabe unterworfen.

Zu Ende der Zwanziger-Jahre, als in Berlin das Königsstädter Theater rüstig voranging in leichter theatralischer Arbeit, war Holtei auf dem Höhepunkte seiner dramatischen Production, und „Lenore" war wol sein größter Erfolg.

Bei mir half ihm das Alles nichts. Ich war recht ein Urbild jener jungen Recensentenbrut in Deutschland, die ohne Erfahrung abspricht und zerfasert. In keinem Lande Europas ist die Production so preisgegeben wie bei uns; in keinem Lande Europas ist die allgemeine literarische Wehrpflicht so im Schwange, wie bei uns. Kaum unter den Flügeln trocken, krähen wir gelehrte Weisen und geberden uns wie gebieterische Hähne. Nirgends wird auch so viel und so Unreifes gedruckt, wie bei uns, und die Klage unseres Buchhandels, daß unser Kaufpublicum so klein sei, ist gewiß zum Theile aus dieser steten Ueberfüllung des Marktes entsprungen, aus einer Ueberfüllung mit mittelmäßiger Waare.

Statt zu untersuchen, wo denn die unmittelbare Macht läge, welche diese „Lenore" doch ersichtlich aufs Publicum ausübte, legte ich meine kaum erlernten Maßstäbe an das Stück, und da sie nirgends paßten, so riß ich das Stück in hundert Fetzen. Ich that mir noch was darauf zugute, daß ich dem armen Schall zumuthete, seinen Freund Holtei so behandeln zu lassen in seiner Zeitung. Unparteiische Gerechtigkeit! In Wahrheit unreifes Geschwätz. Schall ließ es auch wirklich abdrucken, und ich machte ihm am Morgen, da die grimmige Kritik in der Zeitung erschienen, meinen Besuch, um ihm pathetisch zu gratuliren zu seiner großliterarischen Unbefangenheit.

Als ich eintrat, saß ein Mann in der Fensterbrüstung und las. Er war in einen langen blauen Rock gehüllt, trug eine breite weiße Halsbinde und hatte ein blasses, ernsthaftes Gesicht. Schall schrieb in großer Entfernung von ihm an seinem Redactions-Tische. Der Mann mit der weißen Halsbinde fragte just bei meinem Eintritte mit lauter Stimme: „Aber, Schall, wer ist denn der Flegel, der das geschrieben hat?"

Schall lachte über's ganze Gesicht, indem er meiner ansichtig wurde, und statt einer unmittelbaren Antwort stellte er mich dem Herrn im blauen Rocke und weißer Halsbinde feierlich vor: Herr Laube.

Erst nach einer schalkhaften Pause vollendete er die Lustspielvorstellung und sprach zu mir: Dies ist Herr v. Holtei.

Ich habe Holtei erst sieben Jahre später in Berlin kennen gelernt, denn an jenem Morgen bei Schall las er ununterbrochen in seiner Zeitung und kümmerte sich mit Fug und Recht nicht im geringsten um den Recensenten-Flegel.

Ich kümmerte mich indessen während der nächsten Monate recht dringend um mich selbst, denn meine Schriftsteller-Laufbahn kam mir bedenklich vor. Das heißt: wie ein Dilettantismus. Und vor allen halbreifen Bestrebungen habe ich von Jugend auf einen Widerwillen gehabt. Hier aber war meine Bedenklichkeit doch sicher am Orte: es konnte sich um mein ganzes Leben fragen. Je intimer ich mit literarischer Welt bekannt geworden war, desto deutlicher sah ich ein, wie viel mir dazu fehlte. In erster Linie Talent. Was ich in etwa zwei Jahren Alles zusammengeschrieben hatte für die „Aurora", für die Zeitungen, für das Theater, das erschien mir doch bei ernstlicher Prüfung leicht, lose, haltlos, und namentlich ohne die Signatur dessen, was man Talent nennt. Erfindung, freie, starke Erfindung, meinte ich, ist das Grundkennzeichen literarischen Talentes, und dies Grundkennzeichen konnte ich mir nicht zusprechen.

Ach, das waren verdrießliche Monate, als ich mich wieder nach der Theologie umsah und mich mit dem Gedanken vertraut machte: die Aufgaben zu erledigen für's Candidaten-Examen. Consistorialrath David Schulz mit dem blanken Stiefel in der Hand sah mich mit spöttischem Auge an, und die langweilige Exegese mit hundert Auslegungen unbeschreiblich einfacher Bibelzeilen gähnte mir entgegen — und doch geht's nicht anders, raunte mein Gewissen, denn dies ist das Einzige, was du professionsmäßig erlernt hast, und eine Profession, oder, wie meine Mutter zu sagen pflegte, ein Handwerk hat allein einen sichern Boden.

Diese verdrießlichen Monate fielen in den Frühling des Jahres 1830. Die Weltgeschichte kam meinem Entschlusse zu Hilfe.

Ich hatte beide Zeitungen, die Schlesische und die Breslauer, täglich des Morgens gratis auf meinem Zimmer, und ich las sie jeden Morgen. Ich las, ohne zu lesen; etwa wie man über China liest. Es geht Einen nichts an, man sieht es gedankenlos durch, nichts haftet, nichts macht einen Eindruck, denn man hat keine wahrhafte Anknüpfung, man hegt für nichts ein wirkliches Interesse. So lange Einen die öffentlichen Dinge nicht irgendwie persönlich berühren, bleiben sie abstract, bleiben sie leblos.

So hatte ich denn auch Alles gelesen, was in Paris vorging, den Abgang Martignac's, den Eintritt Polignac's, die Ordonnanzen des Letzteren und die Prophezeihungen, welche sich daran knüpften, Alles aber war nur bei mir durchmarschirt, nichts hatte sich niedergelassen. Da kam die Juli-Revolution selbst, da kamen Thatsachen, Donnerschlag auf Donnerschlag, das wurde dramatisch, das weckte meine Aufmerksamkeit; nun fielen mir die vorhergehenden Motive ein, nun entstand ein Zusammenhang, nun erwachte mein Antheil, nun las ich plötzlich meine Zeitungen mit voller Aufmerksamkeit und nun verstand ich auch die Anwendungen auf unsere vaterländischen Zustände.

Zur Schriftstellerei reizte mich dieses übrigens nicht, es brachte mir nur einen neuen Inhalt, der sich langsam in mir aufbaute. Langsam, denn nur allmälig wurde ich inne, daß oppositionelle Schulgedanken und daß namentlich burschenschaftliche Gedanken organisch zusammenhingen mit diesem politischen Liberalismus. Das Alles wollte verarbeitet sein und drängte mich viel mehr zu geschichtlichen Studien, als zu irgend welchen Aeußerungen. Ich glaube, dies war der letzte Druck, welcher mich geradezu von der früheren Schriftstellerei hinwegtrieb, welcher mich aus der Stadt trieb und in die Einsamkeit drängte.

So machte ich mir denn mit Gewalt klar, daß ich im Grunde ein Ex-Studiosus der Theologie wäre und den herkömmlichen Gang eines solchen Ex-Studiosus einzuschlagen

hätte. Dessen „vidimirte Heerstraße“ war eine Hauslehrerstelle. Da unterrichtet man Kinder von Gutsbesitzern, lebt in einem reizlosen Dorfe, kriegt zu essen und zu trinken und einen jährlichen Gehalt von 150 Thalern, führt sich würdig und tugendhaft auf, der Jugend zum erbaulichen Vorbilde, und beschäftigt sich Abends mit den Examen-Arbeiten, welche Einem das Consistorium auferlegt hat.

Das Idyll beginnt! sagte ich nicht ohne Trübseligkeit, als ich Abschied nahm von den poetischen Genossen, von den Mädchen und lustigen Kameraden und vom alten Freunde Karl Schall, der mich versicherte, daß ich ein Esel wäre und diesen Zustand nicht vier Wochen aushalten würde.

Er irrte sich. Ein treuer Kamerad aus dem Breslauer Patrizierstande hatte mir eine Hauslehrerstelle verschafft bei seinem Oheim, der zwei Meilen von Breslau ein Gut besaß und zwei Mägdlein wie zwei Knäblein. Die Gegend war von erschreckender Nüchternheit, aber mein Principal war ein geistvoller Mann, der früher Arzt in Breslau gewesen war und Welt und Menschen kannte, wie Aerzte sie zu kennen pflegen. Das heißt gründlich realistisch und nur realistisch. Das war eine heilsame Kost für meine phantastischen Schriftgedanken. Ihm war es sichtlich erwünscht, daß sein Hauslehrer kein eingefleischter Theologe war und die Wahrheit suchte; daß er reiten konnte und Zeitungen las und bei einem Glase Rothwein für ein Gespräch brauchbar wurde. Er lachte auch mit überlegener Unbefangenheit, als er entdeckte, daß seine Tochter besser Französisch verstand als ich, der ich sie in dieser Sprache unterrichten sollte, und als ich einen coq d'Inde als „Hahn von Indien“ übersetzte. Truthahn ist kürzer! rief er lustig und ließ sich das Buch zeigen, dessen Schwulst uns viel zu schaffen machte. Es war Victor Hugo's „Hernani“, der damals neu war und die romantische Schule in Frankreich mit Sturmglocken einläuten half.

Ich wurde ein stiller, arbeitsamer Mensch, der es geradezu

ablehnte, wenn man ihn Sonntags einmal mit nach der Stadt nehmen wollte. Nur einmal lockte es mich wie der alte Kuhreigen: ich las in der Zeitung, daß man an Schiller's Geburtstag ein Schillerfest feierte. Das traf mein Herz, und ich wanderte bei abscheulichem Wetter zu Fuße nach Breslau, unterwegs einen Toast in Versen componirend für meinen idealen Dichter.

Die Städte meiner literarischen Jugend, Breslau und Leipzig, waren darin den großen Hauptstädten lange voraus: sie feierten Schillerfeste, ehe in Wien oder Berlin an so etwas gedacht wurde. Doch nein! in Berlin gab's frühzeitig eine vornehme Gemeinde für Goethe, die oft einen Anlauf nahm zu Goethe-Feierlichkeiten, aber immer stecken blieb im vornehmen Anlaufe; denn es fehlte das Publicum für das Fest und es fehlte das schöpferische Talent unter den Anstiftern. Gedanken allein und Bildung reichen nicht zu, wenn man etwas schaffen will.

Eigentlich war auch die damalige Schillerfeier in Breslau recht dürr und trocken; sie hatte sogar etwas Trübseliges, als an langer Tafel hie und da ein pathetischer Redner sich erhob, um einen wirkungslosen Vortrag aufzusagen. Das hing wol eng zusammen mit dem leeren Tone der Zeit: trotz Juli-Revolution fehlte es an Schwingung in den Gemüthern, fehlte es an frischer Bewegung im Sinne der bureaukratischen Staatsmenschen. Und streng bureaukratisch waren sie Alle erzogen.

Nur Einer machte eine Ausnahme, und er hatte mich schon mehrmals lebhaft angesprochen. Es war eine lange, sehr lange Gestalt mit einem kleinen Vogelkopfe und mit Augen in diesem Kopfe, welche immer lustig schimmerten. Er sprach mit starkem Anklange ans Niederdeutsche, was in Breslau auffiel und was mich angenehm an die niederdeutschen Burschenschafter in Halle erinnerte. Dazu eine ganz unmodische Tracht: ein mantelartiger Rock, der die Mitte hielt zwischen einem Bettelmönche und einem fahrenden Schüler, und auf dem Kopfe ein malerisches Zipfelmützchen. So hatte ich ihn mehrmals in dem abgelegenen Theile

Breslaus gesehen, welcher zum sogenannten „Sande“ führt, zu einer Insel, welche wol früher eine Sandbank gewesen und jetzt eine katholische Kirchenresidenz war. Hier saß er tagsüber in einem Klostersaale als Bibliothekar, und wenn er in die Stadt herüberkam, da war er lustig und sprach verwegen. Wackernagel, welcher mit ihm verkehrte, hatte mich ihm vorgestellt, und er sprach mit mir wie ein Meistersinger, der auf Reisen ist: die Gesetze der freien Kunst frei behandelnd. Frei! das war der Charakter, welcher von ihm herabwehte auf mich.

Dieser lange Mann mit dem reinlichen Vogelantlitze war der Einzige, welcher einen herzhaft klingenden Toast auf Schiller sprach. Er hieß und heißt noch Hoffmann von Fallersleben. Was hat ihm dies „v. Fallersleben“ für giftige Nachrede verursacht! Adels-Koketterie! schrie man in demokratischer Zeit und höhnte den eigenen Genossen. Denn gerade demokratisch war Wesen und Talent Hoffmann's von jeher. Eine alte Manier der Minne- und Meistersänger hatte ihn veranlaßt, sich nach seiner Heimat, nach dem braunschweig'schen Städtchen Fallersleben „v. Fallersleben“ zu benennen; eine literar-historische Grille war's gewesen, weiter nichts, wol auch ein wenig literarische Eitelkeit, um nicht im Meere der Hoffmanns zu verschwinden. Ist das nicht erlaubt, wenn man Hoffmann oder Müller heißt?

Einige Wochen nach diesem Schillerfeste kam mein Principal aus der Stadt — es war ein gräuliches Spätherbstwetter — und schrie mir zu: Revolution in Warschau! Nun geht's über Europa!

Er war ein kundiger Politiker und machte mich auf alle Fäden aufmerksam, welche Europa zusammenhielten; er bewies mir, daß ich eine polnische Revolution unterschätzte. Sie haben eine Armee! rief er, und sind die besten Soldaten der Welt!

Ich unterschätzte diese Revolution, weil ich in Glogau und Breslau in steter Berührung mit Polen gewesen und durch-

drungen davon war, daß sie in ihrem streitsüchtigen Hochmuthe sich nicht vertragen und nichts gestalten könnten. Der Ausdruck „polnische Wirthschaft“ war in Schlesien so landläufig, daß man dort absolut nicht an die Möglichkeit eines polnischen Staates glauben mochte. Persönliche Sympathien fanden die Polen außerdem nirgends unter uns. Der Begriff einer Adelsrepublik spritzte überall aus ihnen hervor und machte sie unangenehm für unsere demokratische Empfindung. Das war ganz naturgemäß, und das gerade hat ihnen bisher jedes Gelingen erschwert. Es ist nicht ihre Schuld, es ist ihr Schicksal. Der herrschende Stamm hat sich als Adelsstamm apart gehalten, hat die große übrige Bevölkerung niedergehalten. Was nützte es, daß der polnische Adel unter sich demokratische Gleichheit standhaft durchgeführt und dem ärmsten Edelmanne immer ebensoviel Ansprüche zugestanden, als dem reichsten? Die erobernde Kaste ist Kaste geblieben, hat die Emancipation der niederen Stände, des eigentlichen Volkes, zu lange versäumt, und hat damit versäumt, ein gleichmäßig theilnehmendes Volk heranzubilden. So sind die unterjochten slavischen Stämme keine eigentlichen Polen geworden und verstehen unter dem Namen Polen nur die herrschende Adelskaste. „Ich bin Masur,“ zum Beispiel, „nicht Pole!“ kann man heute noch hören. Wäre unser Feudal-Adel nicht vom deutschen Bürgerthume überfluthet worden, so wäre es uns vielleicht ähnlich ergangen; in Polen aber ist das Bürgerthum ausgeblieben, und an dieser Lücke krankt das polnische Wesen immerdar.

Daher stammte auch die Unpopularität der polnischen Gymnasiasten und Studenten die ich in Glogau und Breslau kennen gelernt. Sie geberdeten sich als eine bevorzugte Kaste, geberdeten sich übermüthig! Dazu das Renegatenthum, an welchem wir Deutsche leiden, unsere widerliche Hingebung an prätentiös auftretende Fremde, dies Verleugnen deutscher Herkunft, deutschen Namens — dies bezahlten wir den Polen mit erhöhter Abneigung. Kurz, die polnische Revolution fand nirgends

wol geringeren Anklang, als bei uns in Schlesien, wenigstens in dem Odergebiete Schlesiens.

Mein Principal behielt indessen Recht: daß ihnen Großfürst Konstantin eine treffliche Armee organisirt hatte, das wurde von entscheidender Wichtigkeit. Grimmige Schlachten folgten, und die Polen blieben obenauf. Wir an der Grenze waren reichlich mit Detailnachrichten versehen, und gewaltige Thatsachen, wie eine dreitägige Schlacht bei Warschau, verdrängten auch in mir die ursprüngliche Gleichgiltigkeit. Es war doch wirklich ein interessanter historischer Witz, daß Großfürst Konstantin, der Bruder des russischen Kaisers, immer seine Freude nicht verbergen konnte, wenn die Russen geschlagen wurden von den Polen. Er war ein Vater dieser polnischen Armee, und es war ihm eine Genugthuung, wenn er von seinen Schülern besiegt wurde.

So verbreitete sich dieser polnische Krieg über unseren ganzen Winter, will sagen über alle Interessen desselben, und ich gerieth allmälig in Feuer und Flamme. Partei zu nehmen ist meiner Natur angemessen, und ehe der Frühling kam, war ich trotz alledem und alledem ein entschlossener polnischer Parteimann. Mein Principal schürte so wacker, daß ich im Stande gewesen wäre, mitzufechten.

Ich ersetzte das durch historische Studien nach dieser Richtung. Als der polnische Krieg auf der Höhe stand und das Zünglein der Wage mitten inne hielt, brachte der alte englische Reformheld Lord Brougham — denn da drüben auf der sogenannten Freiheitsinsel wurde die große Reformschlacht geschlagen — ein historisches Essay über die polnische Frage. Er rief auf geschichtlicher Grundlage Europa auf für die Polen. Ich verschlang die Schrift, ich studirte, was er nur angedeutet, ich meinte, selbst schreiben zu müssen — die Schriftstellerei wollte mich wieder beim Schopfe fassen.

Mein Principal lächelte dazu und schüttelte das Haupt. Er war ein praktischer Mann welcher meinte: es sei gute Politik,

sich nicht voreilig und unmittelbar an fremden politischen Händeln zu betheiligen. Man müsse die Dinge an sich kommen lassen, nicht aber zu ihnen laufen. Die große Politik sei Unterhaltung — ich sollte Hauslehrer bleiben.

So geschah's. Aber der Faden war doch wieder angesponnen, und der Seiler, welchen wir Schicksal nennen, spann den Faden in der Stille weiter. Die Familie zog im Spätwinter einige Monate in die Stadt, und ich natürlich mit ihr. Da kam ich nicht nur mit den alten Genossen wieder in Berührung, welche meinen theologischen Rückzug bespöttelten, ich kam auch in eine Berührung, welche mich dem polnischen Kampfe unmittelbar nahe brachte. Das geschah im russischen Dampfbade, eine damals neue Einrichtung. Ein schöner Mann lag neben mir und stöhnte; ich fragte nach seinem Leiden und erfuhr, daß ihn eine Wunde peinigte. Er sprach gebrochen Deutsch, und es ergab sich bei näherer Erkundigung, daß er ein Pole wäre, daß er in der Schlacht bei Iganie verwundet worden, daß er zu seiner Heilung nach Breslau gekommen und daß er eiligst in den Krieg zurück wollte, sobald seine Wunde sich geschlossen. So war ich denn persönlichst mitten in den Dingen, welche mich schon lange beschäftigten! Und da der Pole sah, daß ich allen Vorgängen genau gefolgt und warmen Antheil hegte, so öffnete er alle Schleusen der Mittheilung und wurde Feuer und Flamme, als er hörte, daß ich ein Schriftsteller und daß ich ein Memoire skizzirt hätte. Das gerade wäre es, was sie suchten und brauchten: die Presse und historische Memoires für auswärtige Mächte. Wielopolski werde eben nach England geschickt, ein Anderer sollte nach Paris. „Schreiben Sie, schreiben Sie! wir fahren nach Leipzig" — der Pole fährt immer, wenn er von Reisen spricht — „und lassen dort drucken, und dann fahren wir mit der gedruckten Broschüre nach Paris."

Der Seiler drehte also heftig. Mein Principal hatte just ein großes Gut gekauft, welches weit, weit drüben im sandigen Schlesien des rechten Oder-Ufers lag, da wo Schlesien selbst

polnisch (wasserpolakisch) und über die Maßen unschön wird — dahin mochte ich nicht. Wir schieden von einander, nicht ohne Weh. Er war ein tüchtiger Mann, welcher mich liebevoll gefördert; ja es war mir fast ängstlich zu Muthe in meiner neuen Freiheit, denn der tägliche Verkehr mit meinem Polen belehrte mich bald, daß wir grundverschiedener Nationalität angehörten und daß uns kaum ein allgemeines Princip gemeinschaftlich war.

Die ganze Wahrheit zu sagen: wie brav er war, wie tüchtig in völliger Hingebung, in frageloser Aufopferung für sein Vaterland, er muthete mich bei längerem Umgange doch wildfremd an, er schreckte mich zurück durch Züge despotischer Rohheit, und was das Schlimmste war: er langweilte mich. Immer und immer nur Vaterland! Vaterland! — „Oicisna“! glaube ich, rief er — und für nichts weiter auch nur eine Aufmerksamkeit, viel weniger einen eingehenden Sinn, das war doch gar zu öde! Und das ist keine Ausnahme, im Gegentheile, es ergeht uns mit Slaven, auch wenn sie recht gebildet sind, französisch gebildet sind — und die französische Art ist stets die Art ihrer Bildung — es ergeht uns mit ihnen wol immer so. Mit dem Mittelstande, welcher ihnen fehlt, fehlt ihnen das mannichfaltige Geflecht von Interessen, welches uns belebt.

Wir waren ins Gebirge hinauf „gefahren“, weil er in einem Badeorte, in Salzbrunn, die Heilung seiner Wunde vollenden wollte. Hier wohnten wir auf Einem Zimmer, und ich schrieb täglich an dem Memoire. Es wurde eine genaue Schilderung aller Vorgänge und Persönlichkeiten, welche den polnischen Revolutionskrieg charakterisirten. Mein Pole kannte Alles und Alle bis in die verborgensten Falten, jeden Schlachtplan, wie er entworfen, wie er verändert, wie er ausgeführt worden, jeden General, jeden Minister. Ich lernte Strategie, für welche ich Fähigkeit in mir zu entdecken meinte; ich lernte ein Staatstreiben mit all seinen Intriguen kennen, ich lernte lebensvolle Charaktere kennen und die Konstantin, Kaiser Nikolaus, Paskiewitsch,

Chlopicki, Skrzynecki, Dwernicki, Czarnowski bis auf den unerschöpflich erfinderischen Strategen Prondzinski wurden mir sämmtlich nach dem Leben portraitirt. Auch in Betreff der Fassung lernte ich reichlich. Die Schrift hatte einen bestimmten Zweck, einen diplomatischen, und mein Pole beanstandete oft meine schönsten Phrasen. „Nicht zu viel, nicht zu stark!“ rief er einmal und das andere, „kein Superlativ, der macht die Staatsmänner scheu!“

So war der Frühsommer gekommen, wir waren dem Ende unserer Arbeit nahe; die polnische Armee war auf dem Höhepunkte ihres Glückes, war in voller Offensive über die Narew gegen den Bug vorgedrungen und hatte überall die Russen geworfen; der Tag unserer Abreise nach Leipzig war festgesetzt, und ich kam von einem Besuche im Pfarrhause zurück. Dort erholte ich mich in deutscher Familie, welche ich von meiner Schweidnitzer Gymnasialzeit kannte. Ich kam über den Fürstenstein und durch den romantischen Fürstensteiner Grund zurück, eine romantische Landschaft kleinen Styls, welche die Perle der dortigen, sonst ziemlich dürftigen Landschaft heißt; ein Naturgenuß, den ich immer allein suchen mußte, denn mein Pole hatte kein Auge für Landschaft, er blickte nur nach Innen und seufzte: „Oicisna“! — Da stürzte er mir entgegen, ein Zeitungsblatt in der Hand, geknickt, vernichtet, eine wirklich tragische Gestalt, welche mich tief rührte. In der Zeitung stand die Nachricht von der Schlacht bei Ostrolenka. Die russischen Garden hatten Skrzynecki über die Narew zurückgedrängt, er hatte an der Brücke eine Schlacht geliefert und sie verloren. Der Wendepunkt war eingetreten, Polens Kriegswagen rollte abwärts.

Mein Pole machte sich keine Illusion. „Wir sind in Lebensgefahr,“ rief er, „und ich muß hin!“

Den Abend noch nahm er Abschied. Unsere Schrift kam nun zu spät. „Ehe sie gedruckt ist,“ sagte er weinend, „werden wir todt sein!“ — Und so stieg er in den Wagen, ich

hab' ihn nie wieder gesehen; er ist in der letzten Schlacht bei Warschau gefallen, wie mir polnische Flüchtlinge später berichtet haben.

Ich selbst wollte wenigstens das Meine thun, die Schrift in die Welt zu bringen: ich schrieb sie rasch zu Ende und schickte sie nach Hamburg an Hoffmann und Campe. Dies war die Buchhandlung, welche sich zum Stapelplatze machte für freisinnige Bücher und welche denn auch später von einzelnen Regierungen in den Bann gethan wurde. Der Bann lautete dahin, daß alle Verlagsartikel dieser Firma unbesehen verboten waren und nicht verkauft werden durften. Die Erbsünde im Staatsleben wurde decretirt, ein weltliches Papstthum kam in Mode. Allerdings hatte diese Hamburger Buchhandlung Veranlassung gegeben, ihr Seelenleben arg zu verdächtigen: sie verlegte die Bücher Heinrich Heine's und hatte soeben eine Gesammtausgabe von Börne's Schriften gebracht. Beide Schriftsteller waren zwar eigentlich damals noch nicht so nackt hervorgetreten in revolutionärer Gestalt; sie trugen Beide noch artige belletristische Feigenblätter. Das Directeste, was Heine gebracht, war eine Vorrede gegen den Adel, und in der Börne'schen Sammlung — großentheils Auszüge aus seiner kleinen Zeitschrift: „Die Wage“, welche er in Frankfurt herausgegeben — war neben liberalen Buchkritiken humoristischer Nachtisch die Hauptsache. Sein „Eßkünstler“ von der Table d'hôte im „Schwan“ zum Beispiele war ein gesuchter Artikel. Aber die strengen Regierungen hatten doch die richtige Witterung; es wurde damals schon deutlich, daß sich die liberale Partei die Namen Heine und Börne zu Fahnenträgern erwählen würde. Beide stammten aus freien Städten, aus Hamburg und Frankfurt, Beide hatten sich in die Stadt der Juli-Revolution, hatten sich nach Paris begeben.

Es lag also nahe genug, daß ich mich mit meinem polnischen Buche an Julius Campe, den Chef jener liberalen Buchhandlung in Hamburg, wendete. Im Salzbrunner Pfarrhause wartete ich die Antwort ab.

Ich schwebte schon wieder einmal zwischen mehreren Winden. Die Hauslehrerei, der Vorhof zur gottesgelehrten Wohnung, war wieder aufgegeben, und von ganz neuer Seite war ich wieder in das Zeltlagerleben der Schriftstellerei gerathen. Wohin endlich?

Die Pastor-Familie, besonders das zahlreiche Töchter-Contingent in derselben, hörte kopfschüttelnd zu und sichtlich mißvergnügt, wenn von solcher Schriftstellerbahn die Rede ging. Freie Künste! war das Schreckenswort, welches man dafür bereit hielt; unter diesen freien Künsten figurirte aber neben dem Schauspieler auch der Kunstreiter und der Kammerjäger. Kammerjäger war der wandernde Mann, welcher Ratten und Mäuse vertilgt in Haus und Hof.

Selbst der alte Pastor, ein recht lebhafter Kopf, warnte dringend vor abenteuerlichen Schritten und bestritt mir zuversichtlich, daß ich ungeeignet wäre für das Amt eines Pastors. Wenn er Sonntag Mittags stark gespeist, da schickte er mich zur Nachmittagspredigt auf seine Kanzel; die ganze Familie hörte meine stereotype Predigt an und zeigte sich sehr erbaut von meiner Rednergabe, der Pastor selbst aber ging dann mit mir durch Wald und Feld und wies mich auf die Verehrung hin, welche ihm, dem Seelsorger, alle Begegnenden ausdrückten. Das sei doch eine Stellung im Leben, welche großes Genüge biete. „Und sie macht Einen selbst" — setzte er hinzu — „von Tag zu Tag besser. Ganz von selbst trachtet man, jener Verehrung würdig zu werden, welche uns die Menschen entgegenbringen."

„Aber das Dogma", rief ich, „das Dogma! All diesen Leuten ist es unzweifelhaft, und ich, der Lehrer, glaube nicht daran — welch ein lügenhafter Beruf!"

„So ist es auch nicht, so wenigstens nicht. In der Praxis lernen Sie bald, daß der schwache Mensch seinen Stab braucht. Diesen oder jenen. Der eine ist vorhanden, ist bereit für Jedermann, hat das Zutrauen von Jedermann. Binnen Kurzem finden Sie, daß dies ein unschätzbarer Vorzug ist und daß der Stab auch Ihnen handlich und werthvoll wird. Was wissen Sie denn?

Was Besseres? Nein. Und das Bedürfniß haben Sie auch, wie jeder denkende Mensch. Sie bilden sich also selbst Vorstellungen von einem Jenseits, vom Verhältnisse zum Schöpfer. Diese Vorstellungen sind und bleiben vag und willkürlich. Sie wechseln mit ihnen. Ihr Verstand aber sagt Ihnen bald, daß man solche Willkür, solche Vagheit, solchen Wechsel nicht der großen Menge zumuthen darf, denn diese würde dadurch nur beunruhigt, würde irre, würde wüst. Eine wüste Menge beschädigt sich und die Anderen fortwährend, ja zerstört sich und die Anderen; für eine solche ist kein Zusammenleben, kein Staatsleben möglich; der ewige Krieg, die Barbarei bricht dann über uns herein. Das Religionsleben ist ja in seiner wichtigeren Hälfte Moralleben; geräth dies ins Schwanken, ins Zweifeln, ins Streiten, dann hält kein Grundsatz mehr fest und kein Verhältniß ist mehr sicher. Und wenn Ihr Verstand Ihnen dies Alles gesagt hat, dann setzt er auch hinzu: Seien wir froh, daß ein durch Tradition geheiligtes Tempelhaus vorhanden und den Menschen ehrwürdig, ja tröstlich ist! Für dich selbst — setzen Sie hinzu — wird es von Tag zu Tag werthvoller, weil es hundertfachen Anlaß bietet zu guter Mahnung, zu heilsamer Folgerung. Nicht wahr?"

Ich schwieg.

„Mit Einem Worte," schloß der alte Herr, „das Dogma wird Ihnen allmälig ein bloßer Rahmen, und an den Rahmen selbst gewöhnen Sie sich."

So bearbeitet, kam ich nach Breslau zurück, miethete mir ein kleines Zimmer und begann wieder einmal uneingeschränkt theologische Studien. Das Examen wenigstens wollte ich erledigen. Des Morgens um Fünf schon kam ein junger Israelit zu mir und lehrte mich die Propheten des Alten Testamentes verstehen, denn diese alten eifrigen Männer lagen mir am fernsten. Es ging mir aber wie in Halle, wo ich in früher Morgenstunde Logik erlernen wollte: ich lernte nichts. Mein junger Lehrer war vortrefflich und ist später eine Notabilität

geworden in semitischer Sprachwissenschaft, des Namens Fürst; ich junger Schüler aber war geradezu unfähig. Das Thema interessirte mich nicht, und man lernt eben nur das, was Einen interessirt.

Und nun kam obenein Antwort aus Hamburg von Hoffmann und Campe. Julius Campe schrieb, er werde mein Buch über Polen sogleich drucken. Das warf Feuer ins Dach, ein Feuer, welches die alten Propheten verzehren mußte. Jetzt zeigte sich's, wohin die Neigung drängte, und jetzt wurde ich auch gewahr, daß ich mein kleines Paterrezimmer in der Taschengasse gesucht hatte. Dort in der sogenannten „kalten Asche“ stand das Theater, dort verkehrten zu jeder Stunde des Tages Schauspieler und Dichter, dort war der ungünstigste Platz für das Alte Testament; also denn! schloß ich —

Da schob sich wiederum ein Balken vor meinen Schluß: ein Brief von einer Dame. Ich hatte diese Dame kennen gelernt, als ich draußen auf dem Dorfe Hauslehrer gewesen am linken Oder-Ufer. Die Dame wohnte am rechten Ufer in einem schloßartigen Herrenhause. Dort war ich einigemale zum Besuch gewesen und dort hatte es mir sehr wohl gefallen. Die Dame selbst, die Herrin des Hauses, war literarisch gebildet, war eine Freundin Karl Schall's, sah öfters die Koryphäen Breslaus in Kunst und Wissenschaft bei sich und verfügte über eine ausgesuchte Bibliothek. Ein ganzes Zimmer war angefüllt mit guten, sogar schön eingebundenen Büchern, und so wie ich als Knabe einen schweigsamen Bäcker in Sprottau für den glücklichsten Menschen gehalten hatte, der jeden Nachmittag auf der warmen Ofenbank liegen und Romane „schmöckern“ konnte, so hielt ich es jetzt für einen idealischen Zustand, sich täglich in ein solches Bibliothekzimmer setzen und gute Bücher lesen zu können. Ich hatte ein tiefes Bedürfniß, noch jahrelang lernen zu können, aber nur lernen, was mich anspräche, nicht den Zorn Ezechiel's und Habakuk's. Und nun schrieb jene Dame: Wollen Sie Hauslehrer für meine beiden Kinder werden, so kommen Sie

zu uns heraus. Aber Sie müssen sich binnen drei Tagen entschließen!

So stand Herkules wieder am Scheidewege. Ach, Herkules ohne herkulische Eigenschaften!

13.

Julius Campe, der liberale Hamburger Verlagsbuchhändler, welcher mich Anno 31 durch sofortige Annahme meiner ersten historisch-politischen Schrift in neue Zweifel stürzte, war ein eigenthümlicher Kauz. Man kennt ihn aus seiner unerquicklichen Correspondenz mit Heine, deren Abdruck mancher redliche Leser verwünscht hat. In Leipzig und Hamburg habe ich ihn persönlich kennen gelernt, und ich muß immerhin sagen, daß er ein ziemlich merkwürdiger Mann war. Eine gedrungene Gestalt, ein reinlich norddeutsches Gesicht mit scharfen lichten Augen. Er sprach sorgfältig und sauber, und was er sprach, war ein eigenes Gemisch von Tarif und Grundsätzen. Der Tarif betraf die Buchkäufer in den verschiedenen deutschen Ländern, welche er wie ein literarischer Geograph classificirte, und die Grundsätze beruhten auf hausbacken republikanischem Freisinne, welcher immer an die freie Stadt Hamburg anknüpfte. Er war in den Freiheitskriegen Kriegsmann gewesen, ich glaube Husar, und dies war die Grundlage all seiner historischen Folgerungen. Von dieser Grundlage aus docirte er. Das politische Dociren war ihm ein Bedürfniß; er hatte sich allmälig daran gewöhnt, eine politische Instanz in Europa zu sein, wenigstens in Deutschland. Wenn etwas vorging, was seinen Grundsätzen widersprach, da erhob er sich wie ein buchhändlerischer Staatsanwalt und sagte: Dagegen muß eingeschritten, dagegen muß eine Broschüre oder ein ganzes Buch

verlegt werden. Er hatte auch völlige Recepte für solche Broschüren und Bücher, und mir selbst hat er mehrmals diese Recepte ausführlich entwickelt. „Vor allen Dingen Humor, junger Freund!" — sagte er — „nie ohne Humor! Der ist heutzutage unerläßlich, er verdoppelt die Zahl der Käufer."

Manuscripte gingen ihm zu wie einem Theater-Director, das heißt viel mehr, als er lesen mochte und konnte. Er besoldete denn auch Hilfsleser und sah nur an, was auserwählt worden war. Seine Hauptthätigkeit verwendete er auf die Correspondenz, welche er in schöner Handschrift schreibselig führte.

Sein Verlag wäre unmöglich gewesen ohne den deutschen Bund. Der Bund als politische Macht nämlich verbot zwar diesen Verlag und ächtete ihn, aber der Bund als ausführende Behörde sorgte dafür, daß er entstehen und bestehen konnte. Folgendermaßen: In neununddreißig Staaten gab es neununddreißig Regierungen, und das war recht schlimm für einheitliche Durchführung beschlossener Maßregeln, war aber recht vortheilhaft bei Durchführung von Maßregeln, die von zweifelhaftem Werthe waren oder gar von schädlicher Beschaffenheit. Die schlechten Maßregeln waren ebenso schwer durchzuführen wie die guten; denn einige Regierungen blieben immer übrig, denen dies und jenes Gebot oder Verbot nicht dringlich erschien. Besonders wenn der angrenzende Staat heftig dafür ins Zeug ging, dann war dies schon Grund genug, sich die Sache zu überlegen. „Warum geht der Staat dafür so heftig ins Zeug?" — fragte man mißtrauisch — „steckt dahinter nicht eine für uns bedenkliche Absicht? Und jedenfalls müssen wir zeigen, daß wir auch was bedeuten!"

Dieser mannichfaltigen Macht, welche man jetzt Particularstaat nennt und welche grunddeutsch ist, germanisch, um das Kind beim Taufnamen zu nennen, dieser mannichfaltigen Persönlichkeit im Staatsganzen schreiben denn auch Historiker das Gelingen der kirchlichen Reformation in Deutschland zu. Die kirchlichen Rebellen fanden Zuflucht in Sachsen, in Hessen und da und dort, und der Kaiser scheiterte mit seinen Verboten. Auch in England

schiebt man es der germanischen Grundlage zu, daß die kirchliche Reform sich durchsetzte, und die Schweiz war ja erst recht ein Herd für mannichfache Regierungen. Unter den romanischen Völkern dagegen war Frankreich in erster Linie, trotz mächtigen Hugenottenthums, gerade durch seine Neigung zur einheitlichen Macht im Stande, und nur dadurch im Stande, die Reformation zu unterdrücken.

Aehnlich erging es von der Juli-Revolution an im deutschen Vaterlande. Was in Preußen verboten wurde, blieb in Baden erlaubt; wer hier ausgewiesen wurde, flüchtete zum Nachbar; eine völlige Vertilgung war nicht erreichbar, und unter lächelndem Schweigen des Hamburger Senats verlegte Julius Campe.

Es muß eben Alles bezahlt werden: die deutschen Unitarier werden sich wundern, wenn sie ihr Ziel erreichen, sie werden sich wundern, daß es monoton wird in unserer Geisteswelt und daß die wichtigen Widersprüche verstummen.

Ich persönlich fand die Kraft, dem Sirenenrufe zu widerstehen, welcher aus Campe's Annahme meiner Schrift durch meine Ohren säuselte; ich entschied mich für die Bibliothek in meiner neuen Hauslehrerei. Ob ich Theologe bliebe und würde oder ob sonst was? ich sah es nicht am Horizonte, aber ich wußte ganz bestimmt, daß ich noch lernen müßte, lernen — und so wurde ich wieder „Hofmeister“, wie die alte wunderliche Bezeichnung lautete für solches Amt.

Jene Bibliothek war eigentlich zum Besuche da, sie gehörte einem leichtlebigen Edelmanne, der reisemäßig in der Welt draußen lebte. Er galt für einen geistvollen Epikuräer, der in origineller Weise das Leben genösse, sich aber vorsichtig einen literarischen Boden bewahrte. Er hieß Baron v. Vaerst und sein Name war sehr bekannt in Schlesien. Ich weiß nicht, ob er aus Schlesien selbst stammte, ich bezweifle es fast, aber die Mischung seiner Eigenschaften hatte etwas Schlesisches. Vielleicht die nahe Berührung mit dem glänzendsten Slaventhume, mit dem polnischen,

hat in manchem schlesischen Gutsbesitzer eine Neigung entwickelt zu epikuräischer Weltanschauung. Genießen! Genießen! Die Rechtfertigung eines leichtsinnigen Systems legt man sich zurecht durch zupassendes Studium. Rechtfertigung gibt ein Ansehen, gibt einen schätzbaren Anhalt für Stunden trüber Laune, und wenn man von Athen herab bis London und Paris die Sprüche heiterer Menschen von Epikurus bis Rochefoucauld und Shaftesbury nachliest, so findet man eine Menge anmuthiger Spazierstöckchen, auf die man sich zu stützen scheint. Ein Führer dieser Richtung war Baerst. Er kam nach meiner schlesischen Zeit auch wieder zurück ins schlesische Land, übernahm nach Schall's Tode dessen Zeitung und gab ein Buch heraus, welches Grundsätze heiterer Lebens-Philosophie schmackhaft zu entwickeln suchte. Mancher Landjunker an der Oder und Spree hat's gelesen und würzt sein Gespräch mit den Spezereien dieses Buches.

Für seine Bibliothek bin ich ihm zeitlebens dankbar; sie hat mich ein Jahr lang ausgiebig genährt. Namentlich mit historischen Werken war sie gut versehen, und so wie mich Kirchengeschichte immer mehr interessirt hatte als Exegese, so entwickelte sich jetzt in mir die Neigung zu Geschichtsstudien ganz und gar. War es mangelhafter Sinn für Abstraction und recht im Gegensatze davon Sinn für all das, was wirklich gewesen, wirklich vorhanden? Doch wol. Gestalt, greifbare Gestalt brauchte ich, wenn ich Antheil hegen sollte.

Die laufende Zeit und das Leben im ländlichen Herrenhause sorgten reichlich dafür; der polnische Krieg dauerte trotz Ostrolenka noch eine zeitlang fort und nahte der Katastrophe. Flüchtlinge kamen schon jetzt und kehrten bei uns ein. Edelleute beim Edelmann. An diesem geselligen Verhältnisse erkannte ich erst recht deutlich, daß es eine aristokratische Bewegung war, welche da ostwärts einige Meilen von uns in blutigem Kriege stand. Als nun gar der letzte Kampf diesseits der Weichsel vor den Thoren Warschaus ausgekämpft, als Warschau gefallen war, da

kehrten die Fliehenden in ganzen Trupps bei uns ein, lauter Officiere, darunter die stolzesten polnischen Namen. Sie strömten Alle nach Frankreich, welches sie trotz steter Enttäuschung immer wieder als ihr Rettungsland betrachten. In abgerissenen Uniformen, aber in feiner Salonhaltung saßen sie bei uns zu Tische und sprachen wie vornehme Leute von den Begebenheiten in Polen, die kaum vor einer Woche sich ereignet hatten, wie von fernliegender historischer Angelegenheit. Sie waren nicht minder Patrioten als mein „oicisna“ seufzender Stubengenosse in Salzbrunn gewesen, aber sie waren vornehmer. Die gesellige Form stand voran, und sie verlangt Fassung, scheinbare Gleichgiltigkeit auch bei den grimmigsten Vorfällen. Die ewige Hoffnung des Polen fehlte natürlich auch nicht — morgen, übermorgen kommen wir wieder! Im Tone der Salonsprache klang diese „ewige Hoffnung“ ungefähr wie eine Impertinenz.

Ich denke ganz gern zurück an das Jahr in jenem Herrenhause. Es lag in einem Teiche und bildete eine Insel. Reizlos dehnte sich die Erde ringsum, und auch die etwa zehn Minuten entfernte Oder war kahl; im Hause selbst aber und dicht neben demselben, wo man einige Büsche künstlich angelegt, war's behaglich. Da waltete eine lebhafte Edelfrau, welche sich für jegliche Kunst und Wissenschaft interessirte; da regierte ein Edelmann, welcher den militärischen Landjunker mit all seinen Nuancen vollständig darstellte; da waren zwei Kinder, ein Mägdlein und ein Knäblein, welche meine Weisheit allerliebst verehrten, und da sprachen allwöchentlich Besuche ein aus Breslaus höheren Kreisen, welche Discussion brachten über Staat und Literatur. Der Staat als solcher kam damals, bald nach der Juli-Revolution, täglich in Rede. „Unbegreiflicherweise!“ rief der Hausherr, welcher „die Linie und die Landwehr“, kurz den preußischen Staat als etwas betrachtete, was über aller Discussion stünde, und welcher den ganzen Begriff einer sogenannten „neuen Zeit“ lächerlich fand. Sein „Unbegreiflicherweise!“ war historisch echt: vor dem Juli 1830 hatte man in Preußen den Staat wie eine

unzweifelhafte Vollkommenheit betrachtet, wie ein Uhrwerk, an welchem nur ein Frevler rütteln könnte.

Alle Parteimeinungen waren bei Tische vertreten: Vater und Sohn waren conservativ und russisch, Mutter und Tochter liberal und polnisch, die Schweizer Gouvernante kosmopolitisch, und die Breslauer Gäste verstärkten bald diese, bald jene Seite — ich gerieth zum erstenmale in meinem Leben in die tägliche politische Debatte und fand immerfort Veranlassung, Aufklärungen zu beschaffen aus den Büchern der Vaerst'schen Bibliothek, ich machte eine politische Erziehung durch.

Jarke's „Politisches Wochenblatt“ begann damals in Berlin und stiftete die Anfänge einer künstlichen politischen Schule, welche später durch die Professoren Leo und Stahl für Preußen von Bedeutung wurde. Das Blatt ward in unserem Hause gehalten, und namentlich Karl Witte, ein Verwandter des Hauses, welcher oft von Breslau zu uns herauskam, erklärte uns die Grundsätze desselben. Es ist derselbe Witte, welcher in früher Jugend ein Wunderkind war und trotzdem ein gescheiter Mann geworden, ja als Dante-Forscher eine Autorität geworden ist, ein bildschöner Mann von reicher Bildung und feiner, flüssiger Rede. Die spitzen st und sp, welche ich mir in der Halle'schen Burschenschaft ebenfalls von den Niederdeutschen angewöhnt und der Kanzel wegen mühsam wieder abgewöhnt hatte, gaben seiner Rede etwas Süßliches und gefielen den Damen. Für den öffentlichen Vortrag ist diese buchstabenmäßig richtige Aussprache bekanntlich nicht zu gebrauchen, denn alle Welt ruft: sie widerspricht dem vollen Charakter der deutschen Sprache, sie bringt eine lispelnde Tönung hinein, welche unserem Wesen nicht zusagt. Und was alle Welt sagt, das wird Gesetz für die Oeffentlichkeit. Das Theater ist hierin entscheidend. Selbst in Hannover und Hamburg, wo man st und sp buchstabenmäßig spitz ausspricht, schteht man und schpricht man auf der Bühne.

Von Jugend auf hab' ich immer lebhaft Partei genommen, ich bin bis in meine alten Tage dieser Neigung verfallen geblieben,

und ich wurde denn auch in dieser mir neuen Welt der Politik sehr bald ein leidenschaftlicher Partisan des Liberalismus. Der Liberalismus wurde mir die angewendete Theologie. Meine Examen-Aufgabe „Ueber die Erbsünde“ schrieb ich maschinenmäßig und ohne inneren Antheil, „Christi Bergpredigt“ aber, den Kern des Christenthums, meinte ich ins Werk gesetzt zu sehen in den liberalen Grundsätzen eines neuen Staatslebens; ich ergriff diese liberalen Grundsätze wie die Leitfäden einer neuen Religion. Nein, nicht wie einer neuen, sondern wie eine Herstellung der alten Religion, des alten, echten Christenthums. Meine theologische Wissenschaft hatte mir ja deutlich gemacht, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert die hohe Lehre des Heilands verfälscht und verdorben worden sei. Vom Monotheismus an, vom Glauben an einen Gott an, von dieser unserer Erbschaft aus dem Judenthume an hatte mir die Dogmen- und Kirchengeschichte Verfall auf Verfall gezeigt: Vielgötterei, Abgötterei, Götzendienst in allen Formen, Zurückdrängen des hohen sittlichen Kernes, Vordrängen der Amtsleute und des Interesses dieser Amtsleute, Priesterthum statt Christenthum. Umsonst hatte Christus die eigennützigen Verwalter gestäupt und aus dem Tempel gejagt, umsonst hatte er gelehrt, daß Gott angebetet werden solle „im Geiste und in der Wahrheit“ — der ganze heidnische Kram des Römerthums wurde wieder hervorgezogen, alle ersinnlichen Aeußerlichkeiten wurden wieder zur Hauptsache gemacht, eine sogenannte Göttlichkeit nach der anderen wurde wieder in Persönlichkeiten eingeführt, der heidnische Pontifex maximus erschien wieder und in riesenmäßig vergrößerter Gestalt. Die heidnischen Römer hatten ihn doch sorgfältig beschränkt unter die Bedingungen des Staates; die christlichen Römer ließen ihn hoch über den Staat hinauswachsen, ließen ihn Götter ernennen und ließen ihn Vollmachten ausüben, welche Christus selbst nie in Anspruch genommen, mit Einem Worte: die große, liebevolle Demokratie der christlichen Lehre wurde eingesargt in eine herrschsüchtige Aristokratie der

Kirche, welche dem Worte und Wesen Christi schnurstracks widersprach.

Diesem Laufe eines Jahrtausends war in der Reformation Halt zugerufen worden. Dieser Halt hatte aber eben nur eine kurze Strecke weit gewirkt. Die Aenderung war nicht allgemein geworden, war nicht durchgedrungen bis in die Tiefe. Der Bauernkrieg namentlich hatte Luther erschreckt, hatte ihn zurückgescheucht vom Principe. Als ein praktischer Mann wollte er nicht Alles aufs Spiel setzen für Alles. So war eine Halbheit entstanden, und ich meinte: für diese Halbheit in theologischem Ursprunge komme jetzt die Erfüllung auf politischem Wege. Der Liberalismus war mir unbefriedigtem Theologen diese Erfüllung; er war mir die neue Bergpredigt, welche ihr Thema in alle Winkel des Unrechtes, wenigstens der Ungerechtigkeit hineinführen, welche alles Unrecht und alle Ungerechtigkeit bloßlegen und abschaffen, wenigstens grundsätzlich tödten sollte. Ist der Staat und die Gesellschaft auf die Grundsätze der Gerechtigkeit und Liebe zurückgeführt, dann — meinte ich — wird auch die religiöse Anstalt der Gesellschaft, dann wird auch die Kirche jene Wandlung finden nach dem Ideale hin, dessen Grundlinien uns das Urchristenthum gezeichnet hat.

Das war eine tief ersprießliche neue Taufe, welche ich in jenem Herrenhause empfing. Ich hatte nun endlich einen Mittelpunkt, welcher mein Studium und meinen Beruf in sich faßte, einen moralischen Mittelpunkt. Was er für mein äußeres Leben bedeuten würde, das wußte ich freilich noch nicht. Daß Schriftstellerei daraus entstehen sollte, das lag mir noch fern. Viel näher lag es mir, diese moralische Welt praktisch zu bethätigen. Ich meinte eigentlich, ein Privat-Apostel werden zu müssen, ein Mensch, der predigt und handelt. Das Land am linken Jordan-Ufer lag vor meinen Augen, jene geheimnißvolle Wüste, wo die Vorgänger Christi, die keuschen Essäer ihren Glauben ausgebildet, wo Johannes der Täufer, wo Christus selbst sich gesammelt hatte, wenn ein Abschluß, wenn ein mächtiges Hervortreten

geboten schien. Werden sie nicht herüberkommen aus der Wüste, die Stifter einer neuen Lehre? Ja wol! sie erschienen, sie erschienen damals, wie ich meinte, wirklich; sie tauchten auf am Horizonte, die modernen Essäer. Ganz modern: nicht in der Wüste, sondern in Paris. Die Simonisten traten auf in Paris und verkündigten ein modernes Christenthum, ein praktisch religiöses Leben ohne Pietismus und doch voll frommer Thätigkeit. Der Buchhändler Veit in Berlin, einer jener idealistischen Juden, welche wie Nikodemus und Mendelssohn dem stillen Opfer nachtrachten, brachte um jene Zeit ein Buch über den neuen Simonismus, ein ziemlich verworrenes, durch deutsches Philosophiren verworrenes Buch — das studirte ich mit Eifer und nicht ohne Pein. Die Zeitungsnachrichten aus Paris waren klarer; ich wurde irre — ziehe hin nach Paris, rief es in mir, sieh und höre an der Quelle, ob Enfantin wirklich die Lehre verdirbt durch Ingenieurzwecke!

Wunderlich genug! Seit der Liberalismus wie eine höhere Aufgabe in Herz und Geist mir eingedrungen, war alles Schwanken in Betreff meiner theologischen Laufbahn zu Ende. Die Kanzel versank spurlos, und meine Examen-Arbeit über die Erbsünde, in mittelmäßigem Latein vollständig geschrieben, rutschte gleichsam von selbst unter die alten Studien-Manuscripte. Alt, veraltet! rief's in mir — such' und treibe Lebendiges!

Auch die materielle Sorge um Lebensunterhalt schwieg jetzt ganz und gar. „Denn wen der Herr erwählt, den will er ganz,“ heißt es in Ludwig's „Makkabäern“. Geist und Herz waren ganz dabei, der Leib muß mit; das Wie ist gleichgiltig. Solche Unbekümmertheit wird Einem eben geschenkt, wenn der Idealismus voll in unsere Segel bläst. Ich rüstete mein kleines Schiff zur Abreise in hohe See. Man fragte mich erstaunt und besorgt: Ja, wovon wollen Sie denn eigentlich leben? Von Schriftstellerei? — und ich wußte nichts Deutliches darauf zu antworten. Schriftstellerei war's eigentlich nicht, was ich vorhatte, wenigstens nicht ganz, und ich fand es ganz richtig, als ein Freund

rief: Ja, Menschenkind, wenn du auch ein Buch schreiben kannst und allenfalls noch ein zweites, was dann? Wo soll denn der Stoff herkommen und die Fähigkeit, immerfort neue Bücher zu schreiben?! — Ich fand das ganz richtig, ich wußte es auch nicht. Aber ein Dämon hatte mich am Schopfe; ich beharrte darauf, in die Welt zu gehen, über Leipzig nach Paris.

Campe hatte mein Buch über Polen noch immer nicht gebracht und gab keine Antwort auf meine Nachfragen. Unterdessen hatte ich aus den Mittheilungen unserer polnischen Flüchtlinge den Schluß des Krieges geschrieben. Beides wollte ich, sei's mit, sei's ohne Campe, in Leipzig drucken lassen, und so sollte das Reisegeld gewonnen werden für Paris. Ich packte meinen Koffer, ich nahm Abschied, ich bestellte einen Platz auf der Schnellpost — denn diese war damals noch das eiligste Mittel der Beförderung — ich war eigensinnig und hartnäckig wie ein Stier, und es verfing gar nicht bei mir, daß ich all meine Freunde die Köpfe schütteln sah.

Der Postillon blies, und fort ging's. Es war ungefähr so, wie wenn man in ein Boot steigt und sich vom Winde hinaustreiben läßt ins unermeßliche Meer, hoffend, man werde draußen auf hohem Meere wol diesem oder jenem nützlichen Dinge begegnen. Es war ein Studentenstreich in größerem Style.

Wie klein und still war damals — 1832 — Leipzig! Man stritt noch darüber, ob der Anschluß an den Zollverein was Gutes wäre. Eisenbahnen galten für schwindelhafte Neuerungen, und die beiden Pferdebahnen, welche im deutschen Bundesgebiete entstanden waren — zwischen Fürth und Nürnberg und zwischen Budweis und Linz — fanden nur etwa Gnade, weil die Zugkraft mit Pferden wohlfeil genug wäre.

Dennoch war Leipzig der literarische Mittelpunkt Deutschlands durch Buchhandel und belletristische Zeitschriften.

Nur dadurch, nur darin. Stuttgart machte Aufsehen durch große unternehmende Verlagsbuchhandlungen, welche ja auch dauernd dort Bestand gefunden, und man sprach von einer

süddeutschen Büchermesse, welche in Stuttgart gehalten werden sollte. Man dachte an eine buchhändlerische Mainlinie.

Sie hatte ihr Bundeshaupt im Hause Cotta. Das „Morgenblatt", das „Ausland" und die europäische Allgemeine Zeitung waren die hoch respectirten Armee-Contingente des literarischen Südbundes. Der sogenannte alte Cotta, der Freund Schiller's und Goethe's, lebte noch in Kraft und Fülle, ein Mann von wirklich großer buchhändlerischer Thätigkeit wie Fähigkeit, ein Buchhändler, welcher in der That literarisch speculirte.

Wie er das that, hatte ich selbst schon erfahren. Ich, ein namenloses, unreifes Scribentchen, hatte ihm aus jenem schlesischen Herrenhause mehrmals Pläne vorgelegt zu culturgeschichtlichen Büchern, wie sie einem leidenschaftlichen jungen Kopfe beim Studium leicht und rasch in die Phantasie springen, und ich hatte immer von ihm selbst ausführliche, eingehende Antworten erhalten, dergestalt eingehend, daß sie meinen Gedankenkreis weit überflogen. Wo nahm dieser Mann die Zeit her?! Und wie tief und solid waren die Grundsätze, auf denen all seine Pläne ruhten! Er war wirklich ein literarisch schaffender Staatsmann.

Von jenem Austausche mit dem würdigen alten Herrn datirt meine Verbindung mit der Allgemeinen Zeitung und mein Bedürfniß, dieses Blatt jeden Tag zu lesen seit vierzig Jahren.

Zu Anfang der Dreißiger-Jahre war die Augsburger Allgemeine Zeitung die literarisch-politische Großmacht in Deutschland. Sie war es durch zwei Eigenschaften. Erstens durch ihre Correspondenten, zweitens durch ihre Beilage. Unter ihren Correspondenten befanden sich die wichtigsten Leute des Vaterlandes. Jeder Minister sorgte dafür, daß seine Nachrichten in diesem Blatte vorbereitet, daß sie gut dargestellt, gut vertheidigt würden; jeder Publicist trachtete danach, daß seine Meinung in diesem Blatte ausgesprochen würde, denn er wußte, daß alle Machthaber dieses Blatt lasen. Das Blatt war also täglich von unmittelbarer Bedeutung. Für die Beilage aber sorgte der alte

Cotta in großem Style, er warb unermüdlich Capacitäten. Jedermann von Bedeutung sollte daran theilnehmen. Jedermann von Bedeutung! Dies Princip hatte seinen Unterhandlungen mit Schiller zu Grunde gelegen, und dies Princip ließ er nie aus den Augen. Der Ausführung desselben widmete er die größten Anstrengungen an Zeit und Geld.

So fühlte man sich denn stets in wichtigster Gesellschaft, wenn man das Blatt las, in der Gesellschaft, welche vor ganz Europa und darüber hinaus die deutsche Cultur vertrat. Denn der alte Herr hatte mit besonderer Aufmerksamkeit dafür gesorgt, daß auch da, wo die Allgemeine Zeitung nicht ihren eigentlichen Leserkreis fand, ihre Exemplare an den entscheidenden Stellen nicht fehlten und daß sein Blatt auch im Auslande ein regelmäßig einkehrender Artikel war. In London und Konstantinopel, in Rom und Lissabon, in Petersburg und Madrid, ja in Alexandrien, am Cap der guten Hoffnung, in Nord- und Südamerika, in Ost- und Westindien, selbst in Australien, ohne Goldlager damals noch ein dunkler Nebelstern, war sie zu Hause. Man sprach in ihr zur ganzen Welt.

Das war zum Theil eine Folge ihres Charakters und kam nicht blos daher, daß die Entstehung und Ausbildung einer großen Journalistik in Deutschland erst später eintrat. Es lag in ihrem Grundcharakter, welchen Goethe und Schiller wesentlich veranlaßt hatten und welchen der alte Cotta sorgfältig pflegte: entgegengesetzte politische Ansichten in dem Blatte vertreten zu lassen. Dies System der Objectivität — der geschichtlichen Dialektik möchte man sagen — welches alle Stimmen vernehmen läßt, wird jetzt, da die Parteien scharf geschieden und gegliedert sind, tapfer verspottet. Es hatte aber doch einen großen Werth, als die Theile sich erst aus dem Chaos sonderten, und — hat ihn immer. Ueberheben wir uns nicht! Unsere Weisheit ist Stückwerk und stets der Ergänzung bedürftig. Eine Alles bringende, Alles prüfende Zeitung wird für gebildete Menschen stets ein Bedürfniß, stets eine Wohlthat sein, eine in diesem Sinne

„allgemeine Zeitung" ist ein unschätzbarer Quell für Germanen, welche über die ganze Erde ziehen, welche auch in entferntester Einöde den Entwicklungsproceß des Staatslebens in allen Stadien mit durchmachen wollen, welche zweifeln und prüfen bis zum letzten Athemzuge. Der schneller fertige Romane mag solchen Quell leichter entbehren, der Germane bedarf dieses Quelles.

Ohne dieses System der allgemeinen Vertretung war denn auch die Allgemeine Zeitung damals in Oesterreich absolut nicht zulässig, und in welche kymmerische Nacht wäre der österreichische Kaiserstaat versunken ohne die Allgemeine Zeitung! Sie hat ihm den Eintritt in die heutige Welt ermöglicht; denn sie allein hat ihm moderne Bildung zugeführt, als dieser Bildung alle Thüren verschlossen waren in Oesterreich.

Ohne dieses System war sie auch mit aller Hilfe Metternich's nicht zulässig in Oesterreich, wenn man zugibt, daß Metternich's Fürwort allein in den Dreißiger-Jahren sie vom Verbote errettete. Und ich glaube: man muß das zugeben. Der alte Cotta würde viel zu erzählen haben, wenn er von dieser seiner täglichen Sorge und von den tausend Briefen an die rechten und linken Hände Metternichs sprechen sollte.

Metternich war nicht ohne Eitelkeit auf seinen Geist; er war stolz darauf, sein System geistig bedeutend nennen zu hören. Je mehr sich die liberale Welt ausbreitete, desto eifriger geberdete er sich als Staatsphilosoph. Er wurde in älteren Tagen geradezu ein — soll ich sagen Schwätzer? Man ist versucht, es zu sagen, und doch sagt man damit zu viel und zu wenig. Er sprach unaufhaltsam wie Alexander v. Humboldt. Es scheint, als ob die alten Menschengefäße, wenn sie ein langes Leben lang fortwährend angefüllt worden, am Ende überlaufen. Beide, Humboldt wie Metternich, hörten nicht mehr zu, sondern schütteten fortwährend aus. Metternich freilich hatte noch einen anderen Grund: er wurde im Alter schwerhörig. Schwerhörige, welche Inhalt besitzen, sind immer redselig.

Es ist mir übrigens noch nie gelungen, eine wirkliche Logik in das Wesen und Verhalten Metternich's zu bringen. Was man von seiner Persönlichkeit hört und was man von seiner Thätigkeit sieht — es hat keinen organischen Zusammenhang. Am einleuchtendsten ist mir noch immer gewesen, was seine näheren Freunde sagen: er habe auf das innere Staatsleben Oesterreichs durchaus nicht den Einfluß gehabt, welchen man ihm zuschreibe. Der Regent des Innern sei ganz und gar der Erzherzog Ludwig gewesen. Metternich habe auch diesen Einfluß gar nicht erstrebt. Zu solchem Unternehmen sei er viel zu sehr Epikuräer gewesen, viel zu bequem; denn ein solches Unternehmen hätte eine riesenhafte Anstrengung gekostet, hätte ein ausgebildetes System vorausgesetzt, welches er gar nicht besaß, und — es wäre ihm gar nicht gestattet worden. Er hatte nur für die große Politik des Auswärtigen Beruf und System, und wenn er diesen Beruf und dies System in seinen Reden und durch seine Schriftsteller auf das innere Staatswesen anwenden ließ, so war dies ein blos abstractes Treiben, ein Dilettanten-Treiben neben dem praktisch arbeitenden Mechanismus, welcher das Innere Oesterreichs regierte und welcher von den künstlichen Grundsätzen der Herren Metternich, Gentz, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Jarcke nicht die mindeste Notiz nahm.

Wenn die Allgemeine Zeitung durch ihn geschützt und um seinetwillen in Oesterreich zugelassen wurde, so war dies der größte und der folgenreichste Einfluß, welchen er auf das innere Staatswesen Oesterreichs ausübte. Es bleibt wahrscheinlich, daß dies vorzugsweise ihm zu verdanken war. Die inneren Machthaber hatten großen Respect vor ihm, vor seiner noblen Persönlichkeit, vor seiner diplomatischen Bildung, und sie mochten ihn gewähren lassen, wenn er sagte: Wir müssen vor Europa in einem solchen Weltblatte wie die Allgemeine Zeitung vertreten sein! Sie glaubten wol auch nicht daran, daß der Same solch einer Zeitung keimen und aufschießen könne in Oesterreich, und Cotta mochte sie beschwichtigen dadurch, daß er immer auch

Artikel in ihrem Sinne brachte, daß er eben grundsätzlich entgegen gesetzte politische Ansichten vertreten ließ. Ohne diese Beschwichtigung wäre auch Metternich nicht im Stande gewesen, schützend einzutreten für diese Zeitung. Denn im Grunde war ja doch auch er nur ein eingewanderter Edelmann aus dem Reiche, welchem man am letzten Ende in der Burg keineswegs das Schicksal der Erblande überantworten mochte. Ein wenig zu philosophisch erschien er ohnedies immer, und die nüchternen Thronhalter schüttelten in der Stille öfters den Kopf über ihn.

Mit Recht. Er war unklar; unklar nach rechts wie nach links. Das blos Passende und das Kokette spielte eine zu große Rolle bei ihm. Varnhagen zum Beispiele hat mir ausführlich, hat mir geradezu wörtlich eine lange Unterredung mit ihm erzählt, welche er in den Dreißiger-Jahren zu Wien mit ihm gehabt. Da ist Fürst Metternich dem damals höflichen Liberalismus Varnhagen's eine ganze Strecke weit zustimmend gefolgt und hat dann Varnhagen unterbrochen, um seinen, den conservativen Staat nun auch zu skizziren und um zu zeigen, daß in diesem Staate alle wesentlichen Elemente des Liberalismus einheimisch wären. Zweimal hat Varnhagen die Frage eingeschoben: „Und der Fortschritt? Der Begriff des Fortschrittes findet Platz?“ — Beidemale hat Metternich diese Frage fallen lassen. „Der Begriff des Fortschrittes“ — schloß Varnhagen seine Erzählung — „fand keinen Platz bei ihm.“

Wie hohl, wie nichtig! Ein System mag noch so conservativ sein, es kann gut und lobenswerth sein als solches, wenn es aber keine Entwicklung in sich birgt, also keinerlei Fortschritt, so ist es doch eben ein todtgeboren Kind, so ist es ein Spiel des Dilettantismus. Und solch ein Spiel war allmälig die Herrschaft in der Friedens-Epoche vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1830 geworden. Die regierenden Potenzen waren völlig eingelullt in die Thorheit: es sei ein dauernder Stillstand eine Wohlthat und er lasse sich erzwingen.

Daß es aus diesem schlaftrunkenen Zustande doch Auswege gäbe, Auswege ohne blanke Revolution, Auswege durch geistige Hilfsmittel, dafür war in jener Zeit die Allgemeine Zeitung das wichtigste, das fast einzige Organ. Ungeschminkte politische Organe wurden unterdrückt; der Mannichfaltigkeit dieser Zeitung aber, die ja sogar in Oesterreich zugelassen wurde, konnte selbst der Bundestag nicht beikommen. Durch sie, sowie durch das „Morgenblatt“ und „Ausland“ gab Süddeutschland damals den höheren Ton an in unserem Vaterlande. Dort war auch der constitutionelle Staat in schüchterner Entwicklung, soweit dies der Bundestag zuließ.

Leipzig war nur der Hauptsitz belletristischer Journale, oder richtiger Zeitschriften. Diese Zeitschriften stammten aus der Weimar'schen Zeit, aus der Vorliebe für schöne Literatur, welche unsere große Dichterperiode geweckt hatte. Leute von sehr mäßiger Fähigkeit, aber von encyklopädischer Betriebsamkeit hatten Wochenschriften gegründet, welche schöngeistige Unterhaltung und Kritik verbreiteten. Die „Zeitung für die elegante Welt“, kurzweg die „elegante Zeitung“ genannt, und „Der Freimüthige“ waren die ältesten. Sie hatten mit dem Jahrhundert begonnen, die „Elegante“ in Leipzig von Spatzier, „Der Freimüthige“ in Berlin von Kuhn gegründet. Dazu war später in Dresden die „Abendzeitung“ von Theodor Hell gekommen, welche mit romantischen Erzählungen von van der Velde und von Tromlitz die Familien-Unterhaltung besorgte, und neuerdings hatte der „Komet“ in Leipzig, von Herloßsohn redigirt, eine leicht kräuselnde Bewegung in diese sonst tief friedlichen Blätter gebracht. Herloßsohn aus Prag war der erste österreichische Auswanderer, welcher „hinaus“ gefahren war, um Dinge drucken zu lassen, über welche man sich in Prag und Wien entsetzte. Ihm folgte später eine ganze Schaar, und es entstand allmälig jene österreichische Colonie in Leipzig, unter welcher mannichfaltige Talente sich hervorthaten, Kuranda zum Beispiele, Moriz Hartmann, Alfred Meißner.

Jene belletristischen Zeitschriften hatten einen gar bescheidenen Absatz, und die paar hundert Abonnenten, welche sie wirklich besaßen, nehmen sich neben der heutigen Journalistik recht dürftig aus. Man war anders eingerichtet: ein Exemplar befriedigte eine ganze Stadt. Dafür hatte man die Lesecirkel erfunden, aus denen die einzelne Nummer wochenlang von Haus zu Haus wanderte. In Mitteldeutschland ist jetzt noch etwas zurückgeblieben von dieser wohlfeilen Verbreitung des Journals. Das Exemplar kommt auch verspätet zurecht und wird um so sorgfältiger, weil ohne Leidenschaft gelesen.

Ich hatte schon recht klar die Empfindung, als ich damals nach Leipzig kam, daß diese belletristischen Wochenblätter nicht das bedeuteten, was sie bedeuten wollten, und daß der Schwerpunkt des deutschen Lebens anderswo liegen müßte. Ich las sie kaum, und ich wollte ja eben auch nur ein Absteigequartier in Leipzig nehmen, um mich für Paris zu rüsten.

Das schien auch zu gelingen. Campe antwortete endlich und schickte ein kleines Honorar. Unter seinen Stößen von Manuscripten war mein polnisches Memoire versteckt geblieben, er stellte es wieder zu meiner Verfügung, und ich redigirte es mit den reichlich vorhandenen Zusätzen von neuem. Das konnte nirgends besser geschehen als in Leipzig, denn hier war wirklich der Stapelplatz für die letzte polnische Geschichte. Der Schriftsteller Spatzier, ein Sohn jenes Begründers der „Eleganten Zeitung“, war der Mittelpunkt geworden für das ganze polnische Material, und er schrieb ein ausführliches Buch über den polnischen Revolutionskrieg, ein dreibändiges Buch. Zahlreiche Polen waren hier durchpassirt und hatten ihm genaue Mittheilungen gemacht, wichtige Führer waren längere Zeit hier geblieben, um ihm genaue Auskunft zu geben, kurz es hatte hier eine Quelle gesprudelt, und sie sprudelte noch, eine unmittelbare und sehr reichhaltige Quelle für Geschichtschreibung. Das erlebt man selten. Wir verglichen unsere Erfahrungen, wir debattirten und stellten fest, wie dieser Charakter, wie jene Begebenheit

wahrhaftig zu schildern wäre, und da das Spatzier'sche Buch das wichtigste geworden und geblieben ist in Deutschland über den polnischen Krieg, so haben wir damals im Schweizerhäuschen des Rosenthales dauernde Steine geschichtet.

Junge Buchhändler höcten zu, und einer von ihnen, Philipp Reclam, interessirte sich für mich Fremdling und für meine kürzere Form dieses Themas, er bot mir den Verlag an und brachte somit mein erstes Buch. „Das neue Jahrhundert“ ward es genannt. Unter geringerem Titel that ich's nicht, der ich meinte, es müsse in der Geschwindigkeit Alles unter Einen Gesichtspunkt gebracht, es müsse im Handumkehren die Welt reformirt werden. „Polen“ war natürlich nur der erste Band dieses „Neuen Jahrhunderts“, ich schrieb flugs einen zweiten Band, „Politische Briefe“ geheißen, in welchem alles Mögliche und Unmögliche dem Maßstabe des Liberalismus angezwungen wurde. Reclam setzte auch diesen in die Welt und hatte Noth, mein Ungestüm zu zügeln, denn ich war in einen Schreibefluß gerathen, der ganz und gar nicht zu jener Besorgniß in Schlesien stimmte: wo wird ein zweites Buch herkommen?

Er hatte Recht, mich zu zügeln, ich gerieth in die Gefahr der Schreibseligkeit, welche schwatzt.

So geschah es aber, daß sich mein Aufenthalt in Leipzig verlängerte. Der Spätherbst war da, und ich wollte nun ernstlich nach Paris, um die Simonisten näher kennen zu lernen — da ereignete sich etwas Unscheinbares, was mich aufhielt und was weite Folgen hatte.

Ich war einigemale in das Theater gegangen und hatte es mittelmäßig gefunden. Für meine hochfliegenden Pläne war das Theater damals ein untergeordnet Ding, ein Ding zum Spaße. Und so zum Spaße, zu humoristischer Uebung schrieb ich eine Kritik. Reclam fand mich bei der Beschäftigung und nahm das Blatt mit beim Fortgehen. Tags darauf stand sie abgedruckt im „Tagblatte“ und machte Spectakel, und am Abende dieses Tages trat ein langer älterer Herr in mein Zimmer und fragte mich,

ob ich, wie er gehört, Verfasser dieser Kritik wäre? — „Warum nicht?“ antwortete ich, eines beleidigten Theaterfreundes oder Schauspielers gewärtig.

Er war weder das Eine noch das Andere; ihn interessirte nur die schriftstellerische Form dieser Kritik. Er war der Buchhändler Leopold Voß, Verleger der „Zeitung für die elegante Welt“.

14.

Buchhändler Voß wünschte Beiträge von mir für seine „elegante Zeitung“, meine Schreibweise hatte ihm gefallen.

Das war allerdings von Bedeutung für mich, als ein Zeichen, daß ich schriftstellerische Fähigkeit haben könnte. Aber dies war gar nicht mein Gesichtspunkt. Weder Handwerk noch Kunst lag mir im Sinne, sondern ein tieferer Lebensinhalt, den ich politische Religion nannte. Diese belletristischen Zeitschriften interessirten mich auch kaum; ich hatte wol eine Ahnung, daß ihre Uhr abgelaufen wäre — ich dankte also Herrn Voß für sein Anerbieten und lehnte ab.

Die Jedermann innewohnende Eitelkeit that indessen das Ihrige; ich schrieb flugs einen zweiten Theater-Artikel, und des anderen Tages war Herr Voß wieder da, ganz wie der Genius im Zauberspiele.

Diesmal ging sein Angebot höher: ich sollte Mitredacteur werden. Der langjährige Redacteur hieß Methusalem Müller, und er hieß nicht blos Methusalem, er war ein Methusalem. Das Blatt war altersschwach und von einer unverkennbaren altmodischen Langweile. Was gäbe das für ein Gespann?! sagte ich mit Recht, und Herr Voß, ein verständiger Mann, mußte

dies zugeben. Er schied mit jener Königsphrase von mir, welche lautet: J'aviserai.

Spatzier, Herloßsohn und die Leipziger Schriftsteller meiner sonstigen neuen Bekanntschaft schalten meine Ablehnung aufs schärfste und fanden meine Simonismus-Gedanken phantastisch. Sie bekehrten mich nicht. Ich fand ihren Cirkeltanz „wie junge Katzen mit dem Schwanz" aus der Hexenküche im „Faust" schal und abgestanden und hielt den allwöchentlich wiederkehrenden journalistischen Brei von Notizen und Kritikastereien für eine Speise, welcher die Welt entwachsen und welche für mich eine breite Bettelsuppe wäre. Es wurde mir unbehaglich, besonders auch darum, weil die Körperfrische zu versagen anfing — in so jungen Jahren! Hypochondrie, dieser Geier, welcher an der Leber des Prometheus hackt, peinigte mich, und jenes alte Prometheusbild gemahnte mich an jedem Morgen als die Sorge und Verzweiflung, welche dem „Menschenpack" beschieden wäre und welche der griechische Mythus als unvermeidliches menschliches Schicksal vorgezeichnet hätte. „Weg damit!" rief man, „das ist blanke Einbildung, welche fester Wille verscheucht!" Ich war anderer Meinung, war realistischer Meinung, welche den Byronschen Weltschmerz als am Körper haftend ansah, und ich verwendete meine letzten Thaler zu einer Reise nach Karlsbad, wo der körperliche Weltschmerz seine Krisis und mit gutem Glück seine Genesung findet.

So kam ich zum erstenmale nach Süddeutschland, oder richtiger gesagt, unter Süddeutsche. Böhmen, insbesondere Nordböhmen, ist noch nicht eigentlich Süddeutschland, obwol die Berglinie des Riesen- und des Isergebirges, der sächsischen Schweiz, des Erzgebirges, des Fichtelgebirges und des Thüringerwaldes, welche sämmtlich zusammenhängen, eine wirkliche Grenze bilden zwischen Mittel- und Süddeutschland, und also auch zwischen Nord- und Süddeutschland, da Mitteldeutschland im Wesentlichen zu Norddeutschland gehört. Die gründliche Unterscheidung zwischen Nord- und Süddeutschen liegt eigentlich nicht

in der geographischen Lage, sondern vielmehr in der verschiedenartigen Abstammung der jetzigen deutschen Völkerschaften. Die Stämme, welche einst den Kern des deutschen Reiches bildeten, bilden heute noch den Grundstock dessen, was wir mit zu engem Ausdrucke süddeutsch nennen. Den Rhein hinab, weit in den Norden hinein über Köln hinaus wohnen Abkömmlinge der Franken und herrscht süddeutsches Wesen. Von dort östlich und nordöstlich breitet sich weithin der große, starke Stamm der alten Sachsen, welche zur Kaiserzeit den nordischen Gegensatz bildeten zu den Kaiser liefernden Stämmen der Franken und Schwaben — ein Gegensatz, welcher im blutigen Streite Heinrich's des Löwen und Barbarossa's seinen Höhepunkt hatte und seine Entscheidung fand bis in unser Jahrhundert herein. Denn es gab von da an keine Kaiserlinie mehr im Norden. Was wir aber jetzt, namentlich in der Politik, Nord- und Süddeutschland nennen, das entspricht diesem alten Streite keineswegs. Das jetzt herrschende Norddeutschland ist durchaus nicht das alte Sachsenthum, das ist eine Neubildung, in welcher eine Zuthat slavischen Blutes von Bedeutung ist. Heinrich der Löwe war ja auch Herzog in Baiern, und die Nachkommen der alten Sachsen, der Niedersachsen, haben heute noch urgermanische Eigenschaften, welche sie den Süddeutschen in vielen Punkten nahe bringen. Die Empfindungsweise einem Theaterstücke gegenüber ist zum Beispiele in Hamburg der Empfindungsweise in Wien viel ähnlicher als in Berlin oder Dresden. Die Westfalen ferner, dieser kernige Zweig der Niedersachsen mit ganz niederdeutschem Rede-Accente, erinnern in solider Kraft der Erfindung, Unternehmung und Thätigkeit vielfach an die Schwaben. Sie sind wie diese mit Körperschönheit nicht eben gesegnet, aber begabt mit Energie des Sinnes. Kurz, die Unterscheidungsworte norddeutsch und süddeutsch bieten nicht so einfache Unterschiede, wie man glaubt; reichsdeutsch und neudeutsch wären bezeichnender, und wenn die begonnene politische Umgestaltung, welche das süße Wort Einigung auf ihre Fahne stickt, einem vollen Fortgang nimmt, dann werden

andere Gegensätze ihren Ausgleich zu suchen haben, als die zwischen Norden und Süden. Strenge Preußen sagen auch in der Stille: Wer spricht denn noch anderswo als in künstlicher Schriftsprache von Großbritannien? Man spricht von England. Wer wird von Deutschland sprechen — denken sie hinzu — wenn die Einigung fertig ist!

Das nördliche Böhmen ist wahrscheinlich von Franken bevölkert worden, welche über das Egerland, diesen alten deutschen Reichsbezirk, eingewandert sind und sich bis tief nach Schlesien hinein angesiedelt haben. Gustav Freytag meint behaupten zu können, daß auch Thüringer theilgenommen haben an dieser Einwanderung. Mich gemahnte es in Karlsbad auch vielfach wie schlesische Heimat; wie bei mir daheim trachten und schwatzen die Bürgersleute, und sitzen sie gern vor der Hausthür und halten sich Buchfinken und Rothschwänzchen vor den Fenstern, und sind immer geneigt, Außerordentliches zu hoffen und das Leben fröhlich anzufassen. Leichter, durchwegs leichter wird Alles angefangen, als nördlich drüben jenseits des Erzgebirges, und künstlerische Neigungen wie Fähigkeiten sind zahlreich verbreitet, selbst im Handwerke. Es gefiel mir außerordentlich in den ersten Tagen; auch die aristokratische Lebensweise der Cavaliere, welche ich hier zum erstenmale sah, gefiel mir. Denn dieser Badeort war eine Art Sommer-Residenz für die Cavaliere; mit dem ganzen Train von Pferden, Wagen und Dienern kamen sie daher und rollten in Vierspännern durch das grüne Thal und veranstalteten Tänze und Belustigungen. Man sah es ihnen an: sie lebten zu ihrem Vergnügen.

Das war mir neu. Die Edelleute in Preußen, welche man später Junker nannte, zum Unterschiede von den Cavalieren, waren ganz anders. Sie waren dürftiger und sparsamer und den anderen Volksclassen gegenüber steifer und zugeknöpfter. Sie waren und sind auch weniger reich, und der kleine Adel ist unter ihnen durch den militärischen Zuschnitt des Staates zu einer Bedeutung gekommen, welche man im „Reiche" nicht kannte und

nicht kennt. Friedrich der Große hat im Wesentlichen diesen militärischen Adel hervorgehoben. Wenn man seine Geschichte in allen Einzelheiten studirt, so stößt man hundertmal auf diesen Punkt: daß einer seiner Officiere, daß dieser oder jener Herr Von etwas begangen hat, was nach gemeinem Rechte hart bestraft wird, und daß er die Strafe einfach ausstreicht, weil sein Officiercorps geschont werden müsse. Dieses Officiercorps war der Degengriff seiner Kriegswaffe, der Kernesstamm seines Heeres, und sein Heer war ihm, der erobern wollte, die Hauptsache. Dies ist Tradition geworden und hat dem kleinen Adel die bevorzugte Stellung erworben.

Der große Adel dagegen in Deutschland stammt aus dem „Reiche", er stammt von großem Besitze, von einer Territorialmacht, welche auf Bänken der Reichstage Sitze besaß, und diese Caballeros, diese Cavaliere, welche ihren Beinamen von cavallo, vom Rosse, vom rittermäßigen Streitrosse erhalten haben, diese grands seigneurs, wie sie in Frankreich hießen, sah ich in Karlsbad zum erstenmal.

Das sind jetzt siebenunddreißig Jahre; wie rasch ist die Zeit gegangen in siebenunddreißig Jahren! Jetzt erkennt man die Cavaliere nicht mehr in Karlsbad. Die Vierspänner sind spurlos verschwunden, Alles erscheint wie Mittelstand. Abgesehen von allem Anderen, hat die Eisenbahn die Welt erstaunlich verändert. Wer nimmt noch Wagen und Pferde mit ins Bad, und wie kann der Adel noch an Geldkraft es dem Manne der Börse zuvorthun?!

Der Eindruck, welchen ich damals vom Regierungswesen in Oesterreich erhielt, ist maßgebend für mein ganzes Leben geworden. Ich war zum erstenmale in diesem österreichischen Kaiserstaate und war erfüllt von der norddeutschen Ansicht, daß hier Alles verrottet, reactionär katholisch, illiberal und von grenzenloser despotischer Willkür sei. Das fand ich nur theilweise bestätigt. Den uneingeschränkten Despotismus witterte man allerdings überall, und alle Kundigen führten ihn auf die

Person des Kaisers Franz zurück, obwol sie zugaben, daß dieser Regent doch verhältnißmäßig populär wäre, weil er die behagliche Sprech- und Umgangsweise des Oesterreichers überall zur Schau trüge. Insbesondere waren selbst die Cavaliere sehr streng in ihren Urtheilen über den Kaiser, weil er auch ihre Vorrechte lächelnd mißhandeln ließe und sie bei gelegentlichen Vorstellungen in persönlicher Audienz verspottete. In gemüthlicher Weise stimme er ein in ihre Klagen und schelte tapfer mit auf die Regierung, als ob diese etwas außer ihm Liegendes und Unerreichbares wäre. Dabei geberde er sich als großer Grundbesitzer, welcher ebenso leide, wie irgend ein anderer Herrschaftsbesitzer, und nachdem er sie weidlich ironisirt, entlasse er jeden Einzelnen mit einem banalen Trostspruche, der kein Atom von wahrhaftem Marke in sich habe. „Er will auch unserem Stande“ — schlossen sie — „nicht die geringste Selbstständigkeit einräumen, sondern nur seine Bureaukratie aufrechterhalten, weil er diese abhängigen Beamten stets in der Hand hält und durch jede ihm beliebige Verordnung wie gezügelte Rosse führen kann.“

Daneben fand ich alle Stände von dem Gedanken durchdrungen — doch nein! durchdrungen ist wol zu viel, aber doch betheiligt an dem Gedanken, daß dieses Regierungswesen nicht das richtige wäre und daß besonders die strenge Abschließung gegen geistigen Fortschritt erheblichen Schaden brächte. Von der Zukunft, von einer möglichen oder gar wahrscheinlichen Aenderung war im Jahre 1832 noch wenig die Rede.

Der geistliche Einfluß trat nicht bemerkenswerth hervor. Der Kaiser gestattete auch diesen nur bis zu einem gewissen Grade. Die Unterthanen erzogen und geführt zu sehen, so daß sie in religiöser Furcht und in jeglichem Respecte befangen blieben, das war ihm schon recht und nöthig, aber höhere Uebergriffe in weltliches Regiment von Seite der Geistlichkeit duldete er ebensowenig, wie Eigenmächtigkeit des Adels. Bullen, Breves und sonstige Erlässe von Rom durften ohne seine Erlaubniß nicht bekanntgemacht oder, wie man in Oesterreich schreibt, nicht

bekanntgegeben werden. Am placetum regium hielt er fest wie Kaiser Joseph. Die Mehrzahl der Geistlichen stammte auch noch aus der josephinischen Zeit, das heißt aus einer Erziehung, welche einen rationalistischen Hauch hatte, und der jesuitische Hauch war noch fern.

Ebenso fern waren noch die Streitigkeiten der Nationen innerhalb des Kaiserstaates. Kleine Pulsschläge literarischen Czechenthums in Prag fingen an sich zu regen und wurden brav ausgelacht. Es erregte Verwunderung, daß ein Thun (Mathias) bei aller Abweisung czechischen Treibens doch darauf bestand, den Ausdruck „böhmisch" zu betonen, im Gegensatze zu den Deutschen. Die Mischung von Slavisch und Deutsch wollte er dadurch bezeichnet sehen. Sonst war damals noch Jedermann der Meinung, das deutsche Reichsland Böhmen gehöre eben doch zu den deutschen Landen.

Die Ungarn, Cavaliere wie Bürgerliche, zeigten keine Spur von Widerwillen gegen das Deutsche. Sie sprachen Alle fließend Deutsch, und die Meisten waren nicht im Stande, Magyarisch zu reden. Deutsche Cultur, soweit sie zugelassen wurde, herrschte ohne Widerspruch im Kaiserstaate, und kein Mensch hatte eine Ahnung, daß dies nach sechzehn Jahren angefochten, nach dreißig Jahren gründlich verändert sein könnte.

Und hier liegt die tiefe Schuld des damaligen Regierungswesens: mit der Absperrung von deutscher Cultur hat es sich das stärkste Bindemittel des Reiches zerstört.

Das ist eben der Fluch der kleinen Gesichtspunkte, daß sie Kupfermünze retten, Silber und Gold aber preisgeben.

Und doch war der weitere Gesichtspunkt schon dagewesen und brauchte blos beachtet zu werden. Kaiser Joseph der Zweite hatte ihn deutlich genug gezeigt: er germanisirte in seinem ganzen Reiche, und nur ein Blinder konnte im Unklaren bleiben darüber, was er mit allgemeiner Förderung der deutschen Sprache wollte. Deutschen Geist, deutsche Cultur wollte er verbreiten und geltend machen in seinem ganzen Reiche. Wurde das mild

und consequent fortgesetzt, so erschuf man ein in sich einiges Kaiserthum und erreichte binnen einem frei gegebenen halben Jahrhundert einen unermeßlichen Vorsprung, eine ganze, deutsch gebildete Generation von Mehadia bis Laibach, von Fiume bis Gitschin. Aber statt sich der Hauptsache zu bemächtigen — und das ist der Geist, welcher sich in einer Sprache äußert — statt sanft und freundlich aufzunehmen, was Kaiser Joseph vielleicht zu harsch begonnen hatte, fürchtete man sich vor nichts so sehr, als gerade vor diesem Geiste, und erdrückte ihn mit allen ersinnlichen Mitteln, nicht im entferntesten ahnend, daß man den einigenden Lebensgeist des Reiches mit erdrückte. Schon Kaiser Leopold begann diese Dämpfung, und Kaiser Franz setzte sie hartnäckig fort in einer überlangen Regierungszeit, den unseligen Irrthum streng festhaltend und kurzsichtig immer eifriger ausbildend: es könne ein Staatswesen gedeihen, welchem man die geistige Lebensluft entziehe. Jede Pflanze in Schönbrunn hätte ihm darthun können, daß sie absterbe, wenn man ihr Luft und Licht versagt.

Dies war der Capitalfehl, aus welchem Oesterreichs schwere Stockungen und Spaltungen sämmtlich entsprungen sind bis zum heutigen Tage. Welch eine unabsehbare Ernte lag vor der Wiener Kaiserburg zu Anfang des Jahrhunderts! Nach Süden und nach Osten hin unabsehbar. Ein deutsches Reich, welches sich auf natürliche Weise immer weiter ausbreiten konnte. Welche deutsche Macht hätte daran denken mögen, diesen natürlichen Kaiser deutscher Zunge und Bildung von Deutschland abzuschließen! Daß dies möglich geworden, liegt lediglich in dieser blos verneinenden Regierung eines halben Jahrhunderts. So ist die Erbschaft der Kinder und Enkel eine immer wiederkehrende Verneinung geworden, und glaube man doch ja nicht, daß die kleinen Nationalitäten, welche sich seit zwanzig Jahren absondern, irgend einen Segen davon haben werden! Dies ist ja das Treiben von Kindern, welche mit den Fingern in brennende Lichter greifen. Unsere großen Geister, Goethe an der Spitze,

sprechen von einer Weltliteratur, und in solcher Zeit wollen kleine Natiönchen ohne charakteristischen Bildungskern sich zur Selbstständigkeit ablösen! Was kann ihnen denn diese Selbstständigkeit einbringen? Streit ohne Ende unter immerwährenden Opfern, eine Hingabe der besten Lebenskräfte für die Bedürfnisse der bloßen Existenz, Verlust der höheren Bildungsgenüsse, welche nur einer großen, ausgebildeten Gemeinschaft erreichbar sind, und schließlich doch nur ein schmerzlicher Untergang durch irgend eine große gesammelte Macht, heiße sie so oder so. Welche Weisheit kann davon träumen, daß kleine Völkerschaften von geistiger Unfruchtbarkeit heutigen Tages selbstständig bestehen könnten! Entweder sie lernen mühsam von den gebildeten Nachbarn, was sie leicht und wohlfeil haben könnten, und verlieren in dieser täglichen Schule ihre überschätzte Eigenthümlichkeit, oder sie sträuben sich gegen dieses Lernen und diese Schule, und dann verkümmern sie und erliegen in ihrer Schwäche der neuen Eroberung. Eine Generation bezahlt mit mühevollem Dasein ihren Traum, und die nachfolgende Generation schilt die Vorfahren, daß sie ihr so viel Anstrengung nöthig gemacht, um dem an Bildung überlegenen Staate nachzukommen. Dies ist die Zukunft des Nationalitäten-Spieles in Oesterreich.

Doch davon war, wie gesagt, damals noch gar nicht die Rede, wol aber bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß die als zurückgeblieben verschrienen Oesterreicher ihre Allgemeine Zeitung sorgfältig gelesen hatten, daß sie äußerst wiß- und lernbegierig waren, daß sie eine hingebende Hochachtung hegten für Literatur und geistige Nahrung, besonders in Sachen der Politik, daß sie in großer Mehrzahl ungemein rasch auffassend und liebenswürdig und in Allem, was Talent und Kunst betrifft, vorzugsweise begabt waren. Die Ausführung ferner all der despotischen Verordnungen, welche von Wien ausgingen, erfolgte fast durchwegs in nachsichtiger und humaner Weise, sobald man nicht auf die ganz untergeordneten, von jeder Bildung entblößten Beamten stieß, auf die sogenannten „Böhmen“, welche bekanntlich das

überwiegende Beamten-Contingent lieferten. Der höhere Beamte setzte seine Vorschrift achselzuckend ins Werk und gleichsam mit Entschuldigung den todten Buchstaben der Vorschrift freundlich erläuternd und mildernd. Welch ein Schicksal, dachte ich damals schon, daß gerade diese leichtlebigen und menschenfreundlichen Völkerschaften Oesterreichs in ein so enges Regiment gespannt sind! Wir haben kaum einen zweiten deutschen Stamm, der so wie der österreichische zu Schwung und Enthusiasmus geneigt ist. Warum gerade ihm, der im kirchlichen Dogmatismus so unbefangen, ein zweiter Ferdinand, warum gerade ihm, der jegliches Gesetz human deutet, ein erster Franz?!

Meiner bescheidenen Lebensstellung gemäß war damals in Karlsbad der Cavalier nicht mein natürlicher Umgang, und doch fand ich leichten Verkehr mit Einigen dieses Standes. Das Temperament des österreichischen Cavaliers ist leutseliger als das des norddeutschen Edelmannes, und der abgesperrte Zustand des österreichischen Staates machte ihn neugieriger für Fremde, entgegenkommender für Personen, welche literarisch und öffentlich sprechen mochten. Zwei Bekanntschaften dieser Art sind mir unvergeßlich geblieben aus jener Zeit meiner ersten Berührung mit österreichischen Herren. Sie erschienen mir wie Typen. Der Eine war der sogenannte Landsknecht Fürst Friedrich Schwarzenberg, der Andere ein böhmischer Graf, Friedrich Deym.

Sie vertraten total verschiedene Richtungen: Fritz Schwarzenberg die conservativ-historische, Fritz Deym die frei suchende.

Es wird kaum außerhalb Oesterreichs ein so eigener politischer Charakter entstehen und sich entwickeln können, wie ihn Fritz Schwarzenberg darstellt. Vielleicht noch in einem der alten Reichsländer am Rhein, in Westfalen, in Oberschwaben, und auch da nicht ganz, weil der Mittelpunkt einer lebendigen, großen Monarchie und eines großen Heeres fehlt. Es ist, als ob sich von der Grafen- oder Ritterbank des deutschen Reichstages ein Sproß fortgepflanzt hätte in dem heutigen, so grundverschiedenen Boden. Ritterthum, Standesfreiheit und am letzten Ende doch

volle Menschlichkeit sind die Grundeigenschaften. Officielle Politiker wissen mit solch einem Manne absolut nichts anzufangen, und das Mildeste, was sie von ihm sagen können, lautet: Der ist aber curios! In Wahrheit gibt es nichts Curioseres, als seine Gespräche und Debatten mit Felix Schwarzenberg, dem Hauptminister in Oesterreich zu Anfang der Fünfziger-Jahre, dem Cousin Fritz Schwarzenberg's. Felix focht für nahe Ziele und kannte zur Erreichung derselben nur Ein Mittel: das Fechten. Jeder Knoten, gordisch oder österreichisch, sollte durchhauen werden; Fritz aber sucht lauter organische Lösungen. So wurde der Weg des Einen zu kurz, der Weg des Anderen zu lang.

Felix war unbekümmert um sein „zu kurz“, Fritz war immer bekümmert um sein „zu lang“ und bezeichnete seufzend sich selbst als einen Politiker für den Poeten. Er empfindet und weiß gründlich, daß seine alte Welt untergeht und daß ein Verbindungsfaden nach dem anderen zerrissen wird, schonungslos zerrissen wird. „Was bleibt mir übrig, als sterben,“ sagt er seit Jahren wehmüthig, und er sagt es wahrhaftig.

Man irrt sich übrigens ganz in diesem sterbenden Ritter, wenn man in ihm einen Gegensatz sieht zu liberalen Ideen. Er ist voll Liberalismus, voll Menschenfreundlichkeit, nur in den Bildungsformen weicht er ab von uns. Die Gliederung in Stände ist sein tiefes Bedürfniß, die Gliederung in Nationenkreise hat er als kaiserlicher Oesterreicher so tief in sich eingesogen, daß ihm sein centralistischer Vetter Felix eine Ungeheuerlichkeit war. Und ebensowenig gefällt ihm doch auch die neuerliche gewaltsame Losreißung der österreichischen Nationen vom Mittelpunkte. Der gedankenarme und sterile Uebergang aus dem deutschen Kaiserthume in ein österreichisches Kaiserthum, der bloße Polizeistaat des Kaisers Franz ist ihm die Quelle aller Verschwemmung und Auflösung.

Weil er denn in die officielle Politik seines Vaterlandes — die Schwarzenberg stammen aus Franken und sind seit Jahrhunderten in Oesterreich einheimisch, vorzugsweise in Böhmen —

nirgends paßte, so begnügte er sich mit einer losen Stellung in der Armee, welche ihm immer Gelegenheit bot, Blut und Leben einzusetzen bei schwerer Zeit, und suchte sich übrigens in Europa die Landschaften aus, in welchen für historisches Recht gefochten wurde. Da ging er hin und focht mit den Völkerschaften, welche sich gegen das Neue wehrten. Er kam stets mit zerstörter Illusion zurück, aber nie ohne reichliche Ausbeute für Kenntniß, Verstand und tiefere Einsicht. Das schrieb er nieder auf Papierschnitzel, die er selbst „Fidibus“ nennt und die er an Freunde vertheilt. Mitunter treffliche Gedanken gibt er da zum Verbrennen, und besonders über militärische Dinge ist er überaus lehrreich, da er gesund beobachtet und die historische Entwicklung des Krieges sorgfältig studirt hat. Für den Volkskrieg namentlich ist er eine Fundgrube an Hilfsmitteln, und wenn er seine Kriegsfahrten in Spanien unter den Carlisten beschreibt, da entwickelt er eine seltene Fähigkeit intimer Beobachtung und unverwüstlich guten Herzens. Dem Gegner versagt er nie ein Atom von Gerechtigkeit, und der Bauer, der Autochthone, ist immer Gegenstand seiner zärtlichen Theilnahme. Die Naturgeschichte ist ihm die allein wahre Geschichte; daß die politische Geschichte sie so vielfach verleugnet, das ist seine Pein.

Ein Mann von mittlerer Größe mit liebevollen blauen Augen, geht er durch unsere Welt wie ein fremder Zuschauer. Wie Einer aus anderem Kirchspiele hört er unsere Predigten an und schüttelt dazu achselzuckend das Haupt. Was sagen Sie dazu? — „Nichts. Ich bin eben aus einem anderen Kirchspiele!“ In jahrzehntelangem Verkehre mit einander haben wir denn oft unsere Glaubenssätze der verschiedenen Kirchspiele erörtert und sind dabei oft in den heftigsten Zank gerathen. Nie hat ihm die Güte versagt, die heftigsten Aeußerungen nicht übelzunehmen. „Verschiedene Kirchspiele, ja verschiedene Welten!“ rief er lächelnd, wenn wir uns nach solchen Scenen wiedersahen. Ein starkes Gerechtigkeitsgefühl nöthigt ihn zur Nachsicht; er muß nämlich zugestehen, daß ein Staat seines Ideals jetzt unmöglich

noch herzustellen ist. Alle Vorderglieder, alle Vorbedingungen sind verloren gegangen. Für den Dichter aber ist Fritz Schwarzenberg eine unerschöpfliche Quelle: er kennt alle Dinge bis an die fernste Wurzel und ist im Stande, Alles naiv anzusehen, wie ein unverdorbenes Kind.

Ein rührendes Kind ist er auch seinem Vater gegenüber, dem berühmten Feldmarschall der Alliirten, welcher die Kriegsvölker alle in der Schlacht bei Leipzig commandirte. Jedes Wort, das über ihn gesprochen, jede Zeile, die über ihn geschrieben worden, sammelt er getreulich auf, und den kleinsten Tadel empfindet er bitterlich. Auch hierin zum Dulden bestimmt; denn das große Verdienst jenes commandirenden Feldmarschalls ist nie genügend gewürdigt worden. Jeder Alliirte drängte seine Leute und seine Verdienste vor, und jeder sprach lauter und zuversichtlicher, als es dem österreichischen Naturell gegeben ist, von sich selbst zu sprechen. Ohne jenen commandirenden Schwarzenberg wäre es vielleicht nie zu einer alliirten Schlacht bei Leipzig gekommen; für diesen Zusammenhalt bedurfte es eines so mild diplomatischen, so entsagend nachgiebigen, so friedlich guten Kriegsmannes. Hoffentlich hinterläßt sein Sohn Fritz einst eine Lebensgeschichte des Vaters, welche, unbekümmert um Widerspruch, in einfachen Worten diesen Führer und dessen Weg schildert, einen Führer von edler Gesinnung und schöner Bildung, einen Weg durch Dornen und peinliche Schluchten.

Neben diesem rückwärts blickenden Oesterreicher Fritz Schwarzenberg war Fritz Deym ein vorwärts blickender. Wie mich dieser Mann in dem damaligen Oesterreich überraschte! Es war gar nichts an ihm zu spüren von der Absperrung europäischer Gedanken. Deym schwamm mitten in ihnen herum und zuckte traurig die Achseln, daß man aus der bloßen Verhinderung ein System machen könnte. Er war ein speculativ denkender Staatsmann, wie es nur irgend einer in der Schweiz, in England, in Amerika sein mochte. Die Verbreitung der Gedanken kann man mit unermeßlichen Unkosten eine zeitlang

verhindern, die Gedanken selbst nirgends. Und dann kommen sie gequetscht oder gar vergiftet zum Vorschein, und das Reich wird auch durch Gutes beschädigt.

Deym war ein Führer der kleinen Opposition im böhmischen Landtage, welche nur schüchtern die Augen aufschlagen und auf Fragen richten durfte, die nicht ganz nach Politik schmeckten. Wie ist dadurch speciell Böhmen für das Reich zerrüttet worden! Gerade hier ist ein sehr deutlicher Uebergang zu norddeutscher Bildung, und Prag namentlich war eine lesende und gut lesende Stadt. Hätte dieser Lesesamen beizeiten aufgehen können, welch eine sänftigende Einwirkung deutscher Cultur auf die entstehende Geburt des Czechenthums wäre möglich gewesen! Jetzt ist ja nur Unheil davon zu erwarten, da man ein hoffnungsloses Wesen in dicke Halme hat aufschießen lassen.

Ich glaube, die Deyms sind echt geborne Czechen. Fritz Deym hatte vollständig das Aussehen eines Lessing'schen oder Czermak'schen Hussiten; buschige Augenbrauen, einen seitwärts lugenden Blick, struppiges Haar, feine Gestalt. Und doch fühlte, dachte und sprach er völlig deutsch, war er einer der Besten unter uns, immer auf Gutes sinnend für Arm und Reich, immer unbefangen auf Abhilfe bedacht für jedes Bedürfniß eines jeden Menschen.

Daß ich solchen Leuten und solchen Eindrücken begegnen konnte bei meiner ersten Saison in Oesterreich, das hat mich für immer geheilt von dem schablonenhaften norddeutschen Vorurtheile über das zurückgebliebene katholische Reich der Phäaken.

15.

Ich selbst machte bei meinem ersten Besuche auf österreichischem Boden einen kummervollen Proceß körperlicher Wiedergeburt durch. Der alte Medicinalrath Wendt in Breslau, ein

medicinisches Talent von großer Energie, hatte des Morgens um Fünf — um diese Zeit empfing er seine ersten, natürlich armen Patienten — in seinem lauten Tone zu mir gesagt: Ihre Brustschmerzen kommen nicht aus der Lunge, sondern aus dem Unterleibe, Sie müssen nach Karlsbad gehen! Darauf war ich nach Karlsbad gegangen, hatte meine Brustschmerzen durch den Karlsbader Brunnen immerfort erhöht gefunden und hatte von allen Praktikern vernommen: Wer einen Schaden in der Brust hat, der trinkt sich in Karlsbad den Tod. Da die Cur nun außerdem eine tief schwärzliche Hypochondrie zum Vorschein bringt — um sie zu heilen! sagt jeder Karlsbader, und er sagt es mit Recht — so war mein Zustand der eines zum Galgen Verurtheilten.

Dieses Aug-in-Auge mit dem Tode, ein oft wiederkehrendes Gegenüber jedes phantasievollen Hypochondristen, hat außer der ihm innewohnenden Unannehmlichkeit mancherlei Gutes. Man lernt Testament machen, und dabei macht man sich Vieles klar, was man bei gutem Muthe hinten im Dunkeln liegen läßt. Zudem war in den ersten Dreißiger-Jahren die strengste Ordensregel Mode in Karlsbad. Diät und Lebensweise waren den Karthäusern abgelauscht. Ich sage Mode, denn das Studium der Karlsbader Geschichte hat mich später gelehrt, daß früher rosenroth gewesen ist, was einige Jahrzehnte später dunkelbraun erschien und was jetzt, Anno 1869, wenigstens wieder blaßroth geworden ist. In solch einem allerdings sehr ernsthaften, weil sehr tiefgreifenden Bade finden diejenigen ihre schönsten Beweise, welche die Arzneikunst geringschätzen. Die armen Aerzte! Heilkünstler sollen sie sein, und ihre Kunst ist so unsicher, weil der Athem ihrer Kunst, die Kenntniß der Natur, immerdar wechselt. Ja, die Natur selbst wechselt sogar. Und nun ist noch dazu eine Epoche der Chemie über uns gekommen, welche täglich Neues entdeckt in Stoffen und deren Gesetzen und dadurch uralte Regeln haufenweise umstößt — man wundert sich, daß man bei alledem noch immer lebt, denn jeder Tag bringt Beweise, daß

man sich fehlerhaft ernähre, daß man gesetzwidrig existire, daß die Polizei sich hineinlegen müsse in die allgemeine Dummheit. Man tröstet sich nur noch mit seinem Großvater, der vermöge solcher Dummheit achtzig Jahre alt geworden, und tröstet sich außerdem mit der leidigen Gewißheit, daß die Menschenkinder niemals Alles ergründen werden und daß nach Jahrzehnten und ihren neuen Entdeckungen auch die jetzige Mode überlebt sein werde. So weiß ich denn auch jetzt nach siebenunddreißig Jahren Karlsbader Cur meinen gallichten Mitmenschen nichts Besseres zu empfehlen, als den Rath der eingebornen Karlsbader, also die Tradition der Erfahrung. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein Karlsbader Gemüth.

Die Welt und meine Zukunft hatten ein aschgraues Ansehen, als ich mich zur Abreise rüsten mußte, weil der Geldbeutel zu schlank wurde — damals gab's noch Silber in Oesterreich — und weil die Genesung doch unerreichbar schien. Paris und die Saint-Simonisten zerflossen wie Nebelbilder vor meinen nächsten Sorgen, und Leipzig erschien als einziger Anhaltspunkt. Sie wollen nach Leipzig? fragte eine kleine, etwas windschief gewachsene Frau, die am Kaffeehause neben mir saß. Sie hatte ein scharfes, kluges Angesicht und machte mir den Vorschlag, Extrapost mit ihr zu fahren. Zu Dreien! Ihr Sohn werde der Dritte sein. Angenommen! Ich erhielt natürlich den Rücksitz neben unruhigen Schachteln, die gehütet sein wollten. Aber dies war der geringste Uebelstand. Diese beredtsame Dame machte mir schon auf der ersten Station Alles zunichte, was ich Günstiges eingesogen hatte über Oesterreich. Sie war die Gattin eines österreichischen Beamten, der in Leipzig stationirt war, und sie hatte den officiellen Katechismus des österreichischen Despotismus vollständig auswendig gelernt. „Was würde aus der Welt, wenn Krethi und Plethi mitsprechen dürfte“, schrie sie, „Jesus Maria! das wäre ja der Untergang aller anständigen Leute!“

Ich saß auf der Armensünderbank während dieses langen Postweges bis Leipzig, obwol ich mich, als wir auf sächsischem

Grund und Boden ankamen, zu einer höflichen Opposition ermannte. Sie verschlimmerte nur meine Lage neben den Schachteln, denn sie erweckte bei der windschiefen Dame etwas, was der Verachtung ähnlich sah, wie ein Ei dem anderen. Es war ein schmerzliches Schlußcapitel der Karlsbader Cur, schmerzlich besonders darum, weil ich während der fünf Wochen in Karlsbad von gar keinem Oesterreicher so hatte sprechen hören und also der Meinung geworden war, die despotische Regierung werde im ganzen Lande verleugnet.

Kleinlaut miethete ich mir in Leipzig ein bescheidenes Zimmer und saß da in den ersten Tagen wie Einer, der nichts Tröstliches von dieser Welt zu erwarten hat. Einsam, freudlos und nutzlos wirst du untergehen! dachte ich still vor mich hin.

Da näherte sich mir ein junger Mann, Julius Kistner, der Wirth im „Hôtel de Bavière", wo ich zu Mittag speiste, ein junger, kräftiger Mensch mit der liebenswürdigsten sächsischen Höflichkeit und mit der anmuthigsten Wißbegierde. Ich mußte neben ihm sitzen, erhielt die besten Bissen der Tafel und wurde festgehalten, wenn alle Gäste längst fort waren. Weßhalb? Er wollte lernen, und ich mochte wol noch etwas vom Hauslehrer an mir haben. Geschichte namentlich interessirte ihn über die Maßen, und ich trug ihm allmälig einen völligen Cursus vor von den Babyloniern bis auf Ludwig Philipp. Er floß über von Dankbarkeit und pries mich in der Stille jedem Tischgaste bis über den grünen Klee. So kam ich zu wohlwollender Bekanntschaft, und mein Zutrauen in mich selbst wurde allmälig wieder gehoben. Unter diesen Tischgästen waren denn auch Leute, welche das geistige Zeug hatten, meiner Extrapostdame gerecht zu werden und mich wieder auf die mir natürlichen Fortschrittsbeine zu stellen. Namentlich ein dicker Schwabe, der mit so wunderbarer Vehemenz lachte, daß selbst meine Hypochondrie sich vernünftig besann und mir ein heiteres Schmunzeln gestattete. Und doch war gerade dieser so wohlthätig lachende Schwabe zeitweise der schwärzeste Hypochondrist und ist in späteren Jahren

den schwarzen Bildern seiner Galle meuchlings erlegen. Bis dahin hat er aber riesenhaft gearbeitet und geschaffen. Er war freier Gesinnung halber einst aus Würtemberg hinaus bis nach Amerika hinüber gemaßregelt worden, um derselben Verfassung willen, welche Uhland als das „gute alte Recht“ besungen. Von Amerika, wo er schaffen gelernt, war er jetzt zurückgekehrt und setzte unsere Wirthstafel mit seinen überschwenglich genannten Plänen in kopfschüttelnde Bewegung. „Projecte sind's,“ sagte man leise und laut, „überspannte Projecte, nicht Pläne!“ Das Project, welches am lächerlichsten befunden wurde, war eine Eisenbahn, die von Leipzig nach Dresden gebaut werden sollte. Und selbst ich, der über dieses Eisenbahnproject nicht erschrak, sah doch auch bestürzt drein, wenn er beim Nachtische die prächtigen Laubwälder in den Leipziger Flußniederungen niedergeschlagen sehen wollte, weil Sachsen Kohlen genug habe und Kohle allein das richtige moderne Brennmaterial sei. Denn es liege unter der Erde, den Platz auf der Erde brauche man nahe bei einer Stadt zu nöthigeren Dingen als zu Wäldern. Er schalt mich, weil ich ihm darin widersprach, einen Poeten, und das war mir angenehm. Es regte sich in mir nach einigen Wochen ein leiser Drang, poetische Schriftstellerei zu versuchen; die Extrapostdame auf der einen Seite und dieses Schwaben ausgebreitete exacte Kenntniß auf der anderen Seite hatten mich eingeschüchtert in Betreff politischer Schriftstellerei. Dazu muß man doch mehr wissen und länger beobachten, flüsterte es in mir, und wenn man Politik berührt, flüsterte es weiter, da muß man sie in menschliche Persönlichkeiten verlegen. Wenn man alsdann auch irrt, dann irrt man doch anregend. Mein Schwabe lachte zwar zu poetischer Politik, aber sein Spott störte mich nicht; er nützte mir sogar. Die erfinderische Fruchtbarkeit dieses Mannes war außerordentlich, er befruchtete auch auf Gebieten, die er von sich wies — es war Friedrich List, der berühmte National-Oekonom.

Ich hatte es gar nicht bemerkt, daß eine still fortschreitende Wirkung Karlsbads ihren besten Theil daran hatte, mich wieder

an den Schreibtisch zu drängen. „Als Christgeschenk zur Weihnacht bescheert Karlsbad seine beste Gabe!“ hatte man mir tröstend in Karlsbad gesagt, und ich hatte ungläubig dazu gelächelt, ja, ich hatte es vergessen. Auch jetzt, als der Schriftsteller in mir wieder die Flügel regte, dachte ich mit keiner Sylbe an meine herbe Brunnencur. Wie denn unsere wichtigsten Geschenke durchwegs mit gedankenloser Undankbarkeit von uns aufgenommen werden. Kaum daß wir uns an den ursprünglichen Schenker erinnern, wenn die Gaben längst verzehrt sind.

Die Interessen der Zeit poetisch zu gestalten, die Interessen, welche mich und die mir verständliche Welt bewegten — das war der damalige Anfang, war der eigentliche Anfang meiner Schriftstellerei. Die verschiedenartigen Meinungen um mich her versinnlichten sich mir in verschiedenartigen Menschen, und alle diese Menschen bildete ich mir aus zu eigenen Persönlichkeiten, zu Charakteren, wie man's nennt, und jeden ließ ich sprechen. Ganz anfänglich, in Briefen ließ ich sie sprechen, die Hippolyts und Konstantins und Valers und wie sie weiter hießen. Und nachdem Jeder seine Meinung ausgedrückt und seine Wünsche wie seine Vorsätze, da suchte ich für Jeden eine Begebenheit und verschränkte dann diese Begebenheiten unter einander, so daß ein Roman entstünde. Ich wußte kaum, daß ein Roman entstehen sollte, aber ich empfand das Bedürfniß, Vorgänge zu finden, welche eine Handlung bilden könnten. Diese Handlung schien mir das Suchenswerthe, schien mir das Neue, welches, aus mir bekannten Factoren entstehend, mich selbst überraschen und aufklären würde. Nicht blos Raisonnements! dachte ich; das bloße Besprechen war mir in dem Tumult der Meinungen unerquicklich geworden. Nicht blos Sparren und Balken und Ziegelsteine, nein, zusammenfügen, ein Haus aufbauen! Dann wollen wir sehen, ob man darin wohnen kann, und daran wollen wir sehen, wie und wodurch das nächste Haus wohnlicher gemacht werden kann. Mit Einem Worte: erzählen muß man lernen — das war wol damals mein Grundgedanke. Der Begriff des Erzählens

erschien mir frühzeitig als das Hauptaugenmerk jedes Künstlers, und Künstler zu werden mochte wol damals schon mein Zielpunkt geworden sein, da ich bemerkt hatte, es sei verzweifelt schwer, ein bloßer Lehrer zu sein. Diese Nothwendigkeit des Erzählens ist mir auch bis heute eine Grundforderung geblieben, und zwar für alle Künste. Auch der Musiker, der Maler, der Bildhauer, der Baukünstler, der Schauspieler muß erzählen können, sonst wirkt er nicht. Mit anderen Worten: er muß naiv sein können, sein Werk muß aus naivem Anfange entstehen und sich aufbauen.

Ich weiß nicht mehr, wie klar oder wie dunkel das in mir lebte, als ich zu Leipzig in einer düsteren Stube der Nikolaigasse die Hippolyts und Konstantins ihre Briefe schreiben ließ und in dieser schwatzhaften, uranfänglichen Form einen Roman zusammenstellte; ich weiß nur noch, daß in wenig Wochen diese Schrift eine Roman-Physiognomie hatte und den übertriebenen Titel fand: „Das junge Europa".

Die Folgen der argen Karlsbader Cur stellten sich unbemerkt ein, ich schrieb fröhlich Tag für Tag und war dem Schlusse nahe, als mein wißbegieriger Freund Julius, der Wirth im „Hôtel de Bavière", eines Tages mitten unter den Assyriern zu mir sagte: „Nun müssen wir auch in Gesellschaft und auf Bälle gehen!" und mich in ein Haus am Roßplatze zog, um mich da vorzustellen.

Ich hatte von Jugend auf gern und viel getanzt, ich hatte gar nichts einzuwenden gegen diesen munteren Weg zu einem jungen Professor, welcher eine schöne Frau besitzen sollte — eine Frau von Geist und Bildung. Beide sollten meine Wirthe sein für den Ball am nächsten Abende.

Die Frau war nicht zu Hause, und es vergingen zwei Jahre, ehe ich sie zu sehen bekam. Der Mann war unwohl, lud mich aber ein zum Balle im „Hôtel de Pologne". Einen Augenblick wenigstens würde er hinkommen. Er kam auch, war sehr freundlich und machte mir einen angenehmen Eindruck. Ich hab'

ihn nicht wieder gesehen; er hatte sich Tags darauf ins Krankenbett legen müssen und ist nicht wieder aufgestanden. Ein Steinwurf, welcher ihm bei einem Aufstande Anno 30 an die Brust geflogen, hatte ihm einen langsam tödtenden Schaden verursacht. Julius berichtete mir nach einiger Zeit: Heute haben wir unseren guten Professor begraben! Ah! rief ich, ohne zu ahnen, welch' große Bedeutung das für mich haben sollte.

Im Jahre 34 wird es der Leser bemerken. Jetzt müssen wir auf den Ball zurückkehren, weil sich da — es war eben ein Schicksalsdrama — etwas unmittelbar Wichtiges für mich ereignete. Ein langer, magerer Mann klopfte mich auf die Schulter; jener Buchhändler Voß war es, der schon zweimal bei mir gewesen und der mir mitten in einem Galopp zuraunte: Methusalem tritt zurück, und ich hoffe, Sie werden zu Neujahr die Redaction der „eleganten Zeitung“ allein übernehmen.

Und die Saint-Simonisten? Sie fielen mir wol auf der Stelle ein, aber ich war jetzt schon mehr auf Schriftstellerei gestellt als auf eine Religionsbahn.

So kam ich denn in das ausgefahrene Geleise eines Tagesschriftstellers. Die Zeitung erschien wöchentlich, und an jedem Tage sammelte ich, was am Samstag eine Nummer bilden sollte. Alles kam hinein, Alles! Politik, Wissenschaft, Literatur. Dadurch meinte ich die abgestandenen Gewässer zu bewegen und zu beleben, und das schien auch zu gelingen, die Bewegung wenigstens, denn die rückkehrenden Wellen umspülten mich bald von allen Seiten.

So begann mir das Jahr 1833. Vom Standpunkte der Naivetät redigirte ich diese „elegante Zeitung“. Ich setzte nichts voraus beim Leser; ich setzte bei mir selbst nichts voraus von erlernter Wissenschaft, ich wollte nur unbefangen erzählen, wie mir die Dinge vorkämen, die Ereignisse und die Schriften.

Da strotzte es denn natürlich von Ketzereien. Eine Besprechung Jean Paul's zum Beispiele erweckte einen Sturm gegen mich. Ohne Rücksicht auf den geweihten Namen, welcher

damals für classisch galt, sprach ich hart über die gezerrte und oft verzerrte Form seiner Bücher. Ich bekannte wol die oft überraschenden Edelsteine seiner Gedanken und gestand, daß seine humoristischen Wendungen mich entzückt, ja ich lobte mehr, als herkömmlich war, die ästhetische Weisheit in seiner „Vorschule der Aesthetik". Aber ich behauptete, diese Weisheit komme seinem eigenen Talente nicht zugute, und er wisse viel mehr, als er könne. Ich wagte geradezu auszusprechen, daß er, im stets eng bleibenden Kreise seiner Manier verharrend, manierirt geworden sei und geschmacklos, wenn auch immer persönlich liebenswürdig.

Mit derselben Dreistigkeit wurde Alles getadelt, was mir unwahr schien in unserer Schriftwelt, unwahr in unserer socialen Welt, unfrei in unseren politischen Einrichtungen. Meine Jugend drängte sich dabei warmblütig hervor, und was als Bemerkung von Werth sein mochte, das machte den herausfordernden Anspruch auf ein System. Das Recht der Sinnlichkeit, in den Künsten von unbestreitbarer Wichtigkeit, wurde wol übermäßig betont und auch als sociale Speculation unverzagt behandelt, ein bedenklicher Uebergriff für das ältere Geschlecht, ein verlockender Reiz für junge Leute. Die Saint-Simonisten in socialer Frage, Heinse in literarischer Form hatten mir die Anregung erzeugt, und das Sociale wurde mir ziemlich unklar vermischt mit dem Künstlerischen. Andere junge Schriftsteller gingen weiter als ich, der ich hiebei im Grunde nur künstlerische Freiheit ertrachtete; sie legten das Schwergewicht auf den socialen Gedanken und drängten die Frage um Ehe, die Frage um ein „freies Weib" an die Spitze.

Letzteres geschah indessen erst in den nächsten Jahren; 1833 war von alledem nur die Knospe sichtbar, und die von politischem Leben durchdrungene Literatur war die Hauptsache; Kritik, welche sich schöpferisch geberdete und in Wahrheit auch schöpferisch sein wollte, war die Parole.

Ludwig Wienbarg war der Erste, welcher diesem lebhaften Trachten einer belletristischen Zeitschrift wie die „Elegante" eine

Stütze brachte: seine „Aesthetischen Feldzüge" erschienen als Buch und machten einen bemerkenswerthen Eindruck. Es fing an deutlich zu werden, daß eine junge Schriftstellerwelt entstünde, welche außerhalb der traditionellen Bahnen unserer Classik und Romantik eine Existenz und eine Wirkung hatte.

Am deutlichsten trat der Gegensatz hervor gegen jene künstliche Romantik, welche dem Paradiesvogel verglichen wurde. Dieser Vogel, säuselten die Romantiker, hat keine Füße und schwebt deßhalb immerwährend in der Luft zwischen Himmel und Erde.

Die erkünstelte Situation, die geschraubte, krankhafte Empfindung wurden plötzlich verspottet, die Wahrheit wurde gesucht, die Wahrheit in den Ausgangspunkten und in den Zielen, im Wesentlichen das, was man später Realismus genannt hat. Man nannte es damals „junges Deutschland". Dieser Beiname war bald gefunden, da wir selbst die „jungen" Triebe in Politik wie Literatur fortwährend betonten. Dieser Beiname, von Wienbarg zuerst quasi-officiell ausgesprochen, entstand aber viel harmloser, als man jetzt glaubt, nachdem man ein „junges Italien" und ähnliche politische Bezeichnungen vielfach erlebt hat. Diese politischen Bezeichnungen waren damals noch nicht vorhanden, und eine politische Verbindung „junges Deutschland" hat nie existirt. Herr v. Tzschoppe in Berlin hat jenen literarischen Beinamen benützt, um eine polizeiliche Handhabe zu gewinnen für seine Bannbulle gegen eine Anzahl junger Schriftsteller, welche der damaligen Reaction unbequem waren.

16.

In Wahrheit bestand zwischen uns jungen Schriftstellern gar kein anderer Zusammenhang als der einer verwandten Tendenz, und zwar einer nur im Allgemeinen verwandten Tendenz.

Mit Wienbarg zum Beispiel war ich in gar keiner Verbindung, nicht einmal in einer oberflächlich brieflichen; ich habe diesen ernst und gedrungen schreibenden Holsteiner erst viele Jahre später einmal in Hamburg gesprochen. Sein Wesen hatte mit der freien Sinnlichkeit, welche dem „jungen Deutschland" zum Vorwurfe gemacht wurde, nicht das Mindeste zu schaffen. Ein Buch, „Holland" betitelt, welches er noch in den ersten Dreißiger-Jahren brachte und welches knappe, feste Schilderungen enthält, erinnert mit keinem Zuge an die künstlich gemachten Hallucinationen des Herrn v. Tzschoppe.

Mit Heine, der schon seit zwei Jahren nach Paris ausgewandert war, hatte ich mich wol brieflich in Verbindung zu setzen gesucht, aber diese Verbindung war doch eine sehr lose. Sie ging nicht über den Austausch einiger freundlichen Worte hinaus. Erst sechs Jahre später, nachdem die Kriegsnoth des „jungen Deutschland" überstanden war, kam ich in näheren Verkehr mit ihm. Also auch der wichtigste Bösewicht hatte keinen persönlichen Theil an der jungdeutschen Verschwörung, welche Herr v. Tzschoppe vorspiegelte, um die Bannbulle gegen fünf Schriftsteller zu motiviren.

Karl Gutzkow und Theodor Mundt waren die zwei Berliner unter diesen Fünf. Theodor Mundt hatte im Jahre 1833 noch keinen Zug von dem schlimmen Jungdeutschthum, welches ihm zwei Jahre später zum Verbrechen gemacht wurde. Er war ein akademischer Schriftgelehrter, und nichts an ihm verrieth irgend eine gefährliche Erfindungskraft. Wie eine ältere Jungfer gerieth er kurz vor Verkündigung des Bannspruches in einen Preis der Sinnlichkeit, welchen seine „Madonna" künstlich athmete. Künstlich; denn sie entsprang offenbar nur aus Theorie und Abstraction, trug aber wahrscheinlich gerade deßwegen in dem abstracten Berlin dazu bei, diese ganze Richtung für systematisch auszugeben. Insbesondere weil Mundt Privatdocent war an der Berliner Universität. Wenn die Wissenschaft anfing, den Cultus des Fleisches zu predigen, dann mußte der Polizeistaat seine absperrende Schuldigkeit thun.

Karl Gutzkow war in der Sache selbst der viel wichtigere. Der Jüngste von uns, hatte er schon mit zweiundzwanzig Jahren zwei Bücher gebracht, welche voll Gährungsstoff waren: „Briefe eines Narren an eine Närrin“ und „Maha Guru, oder: Die Liebe eines Gottes“. Beide waren keine leichte Lectüre und nicht fürs große Publicum angethan. Aber sie enthüllten stellenweise dreiste Wendungen und verriethen einen geschulten Kopf, dessen mögliche Entwicklung die Aufmerksamkeit spannte. Philosophisches Fundament in den „Närrischen Briefen“ und philosophischer Roman in „Maha Guru“ ließen den Leser fragen: Wohin gelangt das, wenn die auf- und abwallenden Schleier und Nebel fallen, welche jetzt noch die Umrisse unklar machen?

Mit ihm wurde ich am frühesten bekannt. Er bezeigte brieflich Theilnahme an dem Treiben der „eleganten Zeitung“, ohne jedoch Beiträge zu liefern, und schlug mir vor, eine gemeinschaftliche Reise mit ihm nach Ober-Italien zu machen.

Die Sterne leuchteten dafür ganz günstig: Karlsbad hatte gründlich Wort gehalten, ich war frisch und rüstig, die literarische Thätigkeit war in ermunterndem Gange, die Theilnahme für „die Elegante“ stieg und verbreitete sich, und die Aussicht auf Leben und Welt erschien mir beinahe rosig. Wie sehr auch Reaction oder wenigstens Niederhalten von den größeren deutschen Staaten drohte, die kleineren Staaten boten Luftlöcher in Fülle, und ich war so durchdrungen von der Wahrheit und Nothwendigkeit liberaler Staatsformen, daß ich den Sieg derselben für unwiderstehlich hielt. Es ist nur eine Frage der Zeit! rief ich, wie man immer ruft bei gutem Gewissen, und „die Zeit“ ist für junge Leute stets kurz und nahe. Jungen Leuten geht's dabei, wie bei einer Reise im Gebirge: der große, schöne Berg erscheint so nahe, morgen schon werden wir dicht vor ihm stehen und ihn fröhlich ersteigen. Ach, und dann liegen so viele kleinere Berge und tiefe Thäler zwischen uns und dem großen Berge, daß wir abgemattet und zum Tode ermüdet werden, ehe wir an den Fuß des Berges kommen, und höchst dankbar müssen wir sein,

wenn wir's überhaupt so weit bringen, wenn wir's überhaupt erleben, das so nahe schimmernde Ziel unserer Ueberzeugung wie unserer Wünsche wirklich nahe vor uns zu sehen. Unterdessen sind wir selbst anders, sind wir insbesondere anspruchsvoller geworden, und der endlich erreichte schöne Berg kommt uns gar nicht mehr so schön vor, und wir haben erstaunlich viel an ihm auszusetzen, wenn wir endlich an ihm selbst langsam emporklimmen. So ist das Leben, und es ist gut, daß es so ist: der abstracte Gedanke muß einen Inhalt finden, den wir nicht ahnen, sonst wär's ein oberflächlich Ding um diese Welt und wir würden uns bald langweilen über die leichte Waare, die wir selber würden.

An meinem guten Muthe hatte aber damals die literarische Kunst einen großen Antheil. Ich fühlte wol beim Schreiben des „jungen Europa", daß ich ihrer noch lange nicht mächtig sei, aber ich schwelgte doch in ihren geahnten Reizen, es erschien mir doch wie ein sehr glückliches Leben, wenn man Gedanken, Eindrücke und Erfahrungen verbinden und klären und zu einem Ganzen ausbilden könnte, wenn man schaffen könnte. Mit unbeschreiblichem Gewinn und mit dem Genusse eines Studirenden las ich unsere Classiker, besonders Goethe, obwol mein geweckter kritischer Sinn beim „Wilhelm Meister" zum Beispiele nur an den Gedanken, Schilderungen und Absichten hohes Genüge fand, an der Composition jedoch den vollen Fluß eines erfinderischen Talentes vermißte.

Ich war also sehr wohl gestimmt für eine Reise in fremde Länder. Am Gelde fehlte es nicht mehr: ein Buchhändler von enthusiastischer Theilnahme für neue Productionen, Otto Wigand, hatte mir einen ganzen Haufen Goldstücke gezahlt für das „junge Europa", und ich hatte diesen Haufen in meinen Hut gestrichen, weil ich meinen solcher Last ungewohnten Taschen das kostbare Metall nicht anvertrauen mochte. Barhaupt hatte ich's nach Hause getragen. Es war der erste Goldhaufe, der in meinen Besitz gekommen, und er hatte etwas Fabelhaftes für mich, etwas

wörtlich Fabelhaftes. Die schöne Fabel, meines Erachtens der Mittelpunkt literarischer Kunst, lag geöffnet vor mir wie ein Bergwerksschacht, aus welchem Erzstufen und Edelsteine entgegenblitzten. Ganz sachgemäß, meinte ich, wird dieser Schatz sogleich in die Lüfte gestreut für eine Reise nach Süden, und ich stieg in den Postwagen, der mich nach München bringen sollte. Dort wohnte Gutzkow; ihn wollte ich abholen.

Die lange Postreise durch Baiern war sehr ernüchternd. Mir war's, als hinge ein grauer Schleier über diesem Lande, welches ja in seinem nordöstlichen und östlichen Theile, in der Oberpfalz und dem Regensburger Gebiete, nicht eben von landschaftlichem Reize ist. Aber nicht die Landschaft allein wob bei Wind und Regen den grauen Schleier, die politische Stimmung that es. Das düstere Element eines polizeilichen Ministeriums — damals Wallerstein, später der clericale Abel — lag über Baiern, und der später hochgepriesene König Ludwig galt damals ganz und gar nicht für lobenswerth. Seinem Kunsttreiben sah man mißtrauisch zu, und man nannte es Mißbrauch, wie den Kammern Geld abgenöthigt wurde für so forcirtes Gebahren und wie die Kammern überhaupt bedeutungslos gemacht wurden. Das Hambacher Fest revolutionären Styles im Jahre 1830 und neuerdings der verwegene Ueberfall der Constablerwache in Frankfurt hatten vorzugsweise in Baiern strenge Maßregeln zur Folge gehabt, welche besonders dem Reisenden unheimlich entgegentraten. Ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat stieg mit in den Postwagen, und ehe man's gewohnt wurde, so transportirt zu werden, war man immer des Aergsten gewärtig. Daß dies zum Schutze der Postpakete geschähe, glaubte man nicht.

So kam ich zum erstenmale nach München und eilte in Gutzkow's Wohnung. Er war nicht daheim. Im Englischen Garten werde ein großes Concert aufgeführt, dort werde er sein. Ich ging denn auch dahin und sah auf dem Wege mit Erstaunen die wüsten Plätze in reizloser Ebene, auf denen vereinsamte

griechische Gebäude aufgebaut worden, und sah kopfschüttelnd daneben die dicken Blasenthürme der städtischen Hauptkirche und die styllosen kleinen Häuser der Vorstadt, welche ans neue sandige Griechenland grenzte. Erst im Hofgarten und im kühlen Englischen Garten fand ich Harmonie. Das bläuliche Seifenwasser der Isar, voll und ungestüm einhergehend, erschien mir wie die beste Gabe Münchens.

Die Leute kamen eben in Schaaren zurück von dem Concerte. Ich stellte mich am Wege auf, um sie zu mustern, mir einbildend, ich würde Gutzkow, den ich in meinem Leben nicht gesehen, wol erkennen. Es kam aber Niemand, den ich mit seinem Namen hätte anrufen mögen; es kamen lauter Gesichter und Gestalten, denen man normale Gesundheit und körperliche Kraft absah, denen man aber nicht gerade geistige Kraft und Feinheit zutrauen mochte. Der baierische Stamm hat ja durchwegs einen so festen Körper, der an Eichenholz gemahnt und der auch in seiner Form harte Linien zeigt. Es ist ein wunderliches Studium, wenn man die Wurzeln der Begabung entdecken und wenn man sie typisch nachweisen will. Würde man in diesen harten Umrissen des baierischen Stammes die künstlerische Begabung suchen? Und doch ist sie ihm eigen, und zwar in hohem Grade. Für Alles, was Gestaltung heißt, haben die Baiern ein hervorragendes Talent; Maler, Bildner, Architekten sind zahlreich unter ihnen zu Hause.

Gutzkow, welchen ich am Abende fand, war eben kein Baier, sondern ein Berliner, seinem Namen und wol auch seiner körperlichen Structur nach von halb slavischer Abstammung. Die Quitzows und Rochows und Bredows waren die slavischen Bodenherren in der Mark, denen die Hohenzollern die Macht abringen mußten. Colonisten vom Westen her bis vom Rheine haben an der Spree ein Köln gebildet, wie die Wasserstadt von Berlin noch heute heißt, und haben den muthigen Bürgerstand gegründet, welcher die slavischen Volkstheile mit sich verquickt hat. So ist der heutige Berliner entstanden, welcher kräftiges

Bürgerthum und als Bodensatz einen wilden, ans Slaventhum erinnernden Pöbel zeigt.

Es entstehen denn in einer solchen volkreichen Stadt mannichfaltige, ganz und gar nicht typische Individuen. Der Zufluß für solche Städte bildet sich nicht organisch von Innen heraus, sondern er entsteht durch massenhafte Einwanderung von Außen. So sind die großen Städte vorzugsweise Colonistenstädte, und der Charakter ihrer Einwohner ist kein typischer, sondern ist eine Mosaik. Am stärksten da, wo die Urbewohner, wie in Berlin, einer anderen Nationalität angehört haben und schon von früh auf durch Colonisten in den unteren Bereich gedrängt worden sind.

Solche Gedanken schwirrten mir durch den Kopf, als ich mit Gutzkow nach Tirol hinauffuhr und als ich im Verkehre mit ihm die Einheit nicht finden konnte, welcher er angehörte. Zahlreiche und reiche Bestandtheile traten mir entgegen: Wissen, Schule, Geist nach allen Richtungen; aber eigentlich eine unfaßbare Persönlichkeit. Zuerst und zuletzt ist er ein Denker, sagte ich zu mir, als wir über den Brenner fuhren. Ein Denker! und alles Künstlerische ist angeeignet. Aber reichlich und sorgfältig angeeignet. Bis auf den Styl. Selbst über diesen zeigt er theoretische Studien, und er weist geläufig nach, wo, wann und wie die Rede durch eine Frage unterbrochen und belebt werden müsse, wo, wann und wie diese oder jene Redeform angewendet sein könne. Und dies belegt er mit wissenschaftlichem Nachweise aus den alten Sprachen, und wie Zumpt oder sonst ein Sprachgelehrter über diese und jene Nuance denke. Meine Stylgelehrsamkeit vom Glogauer Gymnasium erschien mir daneben recht dürftig, und Magister Röller's Regeln kamen mir vor wie bloße Hausmittel neben approbirten Recepten der Facultät.

Auch der schönen Natur gegenüber, welche da in Südtirol und am Gardasee uns farbenreich entgegentrat, war sein Verhalten ganz anders als das meinige. Oft schien es, als ob er die Schönheit gar nicht bemerkte; in einer späteren Bemerkung

zeigte sich's aber, daß er sie gar wohl bemerkt hatte, nur anders, gleichsam auf anderem Wege. Vielleicht weil er in großer Stadt aufgewachsen, welche ohne landschaftlichen Reiz. Für solche Großstädter wird auch der Naturreiz ein besonderer Act der Bildung. Er war überhaupt viel schweigsamer, als ein Mann seines jungen Alters und seiner mannichfaltigen Wissenschaft zu sein pflegt. Seine mittelgroße Gestalt erhielt dadurch etwas Suchendes, daß Hals und Haupt immer ein wenig nach vorn gebeugt waren; eine scharfe Nase und das oft nur halb geöffnete, kurzsichtig scheinende Auge stimmten zu dieser suchenden Haltung. Das Organ, ein angenehm hoher Bariton, war auch musikalisch geschult; das kam gelegentlich im Zimmer überraschend zum Vorscheine. Im Freien hätte man nicht geahnt, daß er singen könnte.

Er machte durchwegs ganz andere Bemerkungen als ich, und als wir in Verona nach Romeo und Julia ausgegangen waren und die Arena betrachtet hatten, da kam ich zu dem Schlusse: wir sind zwei ganz von einander verschiedene Menschen, und es wird gar nicht leicht sein, daß wir einander gegenseitig gerecht werden.

Wir reisten recht ungeschickt. Oder vielleicht traf dieser Vorwurf nur mich. Das Reisen will erlernt und geübt sein wie das Leben, und zu Anfang übereilt man beides. Der Hauptfehler liegt darin, daß man ausführliche, feste Pläne macht, und daß man so viel als nur irgend möglich mit Einemmale sehen und haben will. Statt dessen sollte ein Reiseplan nur dahin lauten: Du willst diesen Monat jener Gegend widmen; wie weit du kommst, wie viel du davon siehst, das soll davon abhängen, wie viel dein Auffassungsvermögen ruhig verbrauchen und verwerthen kann. Wer liest ein Buch ohne zupassende Stimmung, wer geht in Gesellschaft, ins Theater, wenn er sich nicht frei und geeignet dafür fühlt? Und doch reist man hastig und rastlos von einer Merkwürdigkeit zur anderen und schlingt die verschiedenartigsten Speisen in sich hinein ohne Rücksicht auf seinen Magen.

Ich verschlang damals Ober-Italien ohne Rücksicht auf meine Verbrauchsfähigkeit, und als wir in Triest ans Land stiegen, erschien es mir als das Wichtigste, daß ich nun nicht mehr die kreideartige Polenta essen, den tinteartigen Wein trinken müßte. Ob ein fremdes Land und Volk fordern könne, der Reisende solle sich ihm fügen, das kam der jungen Unverschämtheit nicht zu Sinne.

Wirklich fanden wir auch deutsches Brot und Rheinwein in Triest, und wir wurden nicht in der Illusion gestört, daß wir auf deutschem Boden wären. Als ich dreißig Jahre später wieder einmal nach Triest kam, da mußte ich die deutschen Spuren sorgfältig suchen, da wurde die Stadt für eine italienische ausgegeben. Unser einziger Hafen im Süden! Wir verdienten unseren Untergang, wenn wir diesen Hafen jemals aufgäben.

Wie das Land aussieht von der adriatischen Küste bis Wien, das konnten wir damals absolut nicht entdecken. Wir wären so gern den Römerspuren gefolgt, die über Carnutum nach der Vindobona gezogen sind, umsonst! Ein Regenmantel hüllte Alles ein; erst als wir vom Semmering herunter kamen, in Niederösterreich also, wurde die Welt wieder licht.

17.

Bei guter Beleuchtung sah ich Wien zum erstenmale, und es gefiel mir sehr.

Gutzkow war in Baden geblieben, und ich lief Tag und Nacht umher. Zum „Sperl“ und nach Schönbrunn und auf den Wiener Wald hinauf; mir behagte Alles. Jede Stadt hat ihre eigene Atmosphäre, und diese entscheidet über Behagen oder Nichtbehagen. Mich wehte sie an wie in Karlsbad, das heißt

wie heimatlich. Das schlesische Wesen dünkte mir eng verwandt mit dem österreichischen: leichter Sinn, lebhafte Phantasie, und zwar Phantasie, welche durchaus ins Rosenrothe sehen will, rasche Wallung des Gefühls — das Alles meinte ich an Jedermann zu entdecken, wie daheim. Vor einem Jahrhunderte noch hat ja auch Schlesien hieher gehört, eine gebirgige Ecke von Schlesien gehörte noch hieher, und ein Jahrhunderte dauerndes gemeinschaftliches Staatswesen macht ähnlich, wie eine Ehe den Mann und die Frau einander ähnlich macht. Dazu der gemeinschaftliche süddeutsche Stammescharakter, der auch heute in Schlesien noch sichtbar, obwol es seit hundert Jahren für Norddeutschland erobert worden ist. „Erobert, blos erobert!" ruft der ethnographische Politiker, „also jederzeit bereit, wieder zurückzukehren!" — So ist es doch nicht. Religion und Staatsverfassung wirken tief ein. Nur der katholische Theil Schlesiens mag für Oesterreich theilweise geneigt geblieben sein, der große protestantische Theil hat sich dem Norden hingegeben, und allmälig ist Schlesien ein Ausgleichsland geworden für Nord- und Süddeutschland. Das intolerante katholische Staatswesen Oesterreichs hat nach dem Tode Kaiser Joseph's das schlesische Volk Oesterreich entfremdet.

Das Alles wußte ich, und dennoch behagte mir's in Wien. Mir war's, als ob ich zu alten Verwandten käme, von denen mir der Großvater erzählt, sie seien für uns verschollen und hätten sich fremdem Glauben hingegeben. Die Jugend meines Großvaters gehörte wirklich noch unter die österreichische Herrschaft in Schlesien, und er hat mir oft davon erzählt und mir die gelbseidene Fahne mit schwarzen Rändern gezeigt, welche beim Pfingstschießen erschien und von einem Kaiser unserer Schützengilde geschenkt sein sollte. „Aber Luther!" — rief er — „Luther hat uns getrennt!"

Immer und immer wieder, wo man heutigen Tages das Interesse Oesterreichs berührt, da stößt man auf den Schicksalsnamen Oesterreichs, auf den Namen Ferdinand's des Zweiten.

Sein fanatischer Kampf gegen die Reformation hat den Samen der Zwietracht und der Auflösung in die Furchen gelegt.

Wenn man billig urtheilt, mag man sagen: Ein Widerstand gegen das Neue muß doch vorhanden sein, damit das Neue sich läutere; ein erhaltendes Princip also ist doch immerdar nöthig, und dies erhaltende Princip vertrat Ferdinand. Reicht das zu für solche Lage und Frage, wie sie Ferdinand vorfand? Nein. Er fand die österreichischen Erblande reformirt vor; der Adel, die Städte, die gebildeten Classen waren evangelisch geworden; er mußte eine so tiefgehende Bewegung rückläufig machen, und zwar gewaltsam. Er war nicht conservativ, er war reactionär; er trieb Revolution nach rückwärts. Und zwar im Glaubensbekenntnisse. Das ist von unermeßlicher Gefahr; denn Religion und Glaube ist erstens das geheimnißvollste, eigenste und heiligste Gut jedes Einzelnen — die Mißhandlung dieses Gutes beschädigt die Seelen und wird nie vergeben. Religion und Glaube hingen zweitens in der deutschen Reformations-Frage untrennbar zusammen mit der Frage um Wissenschaft und Bildung. Die katholische Hierarchie und vor Allem die Jesuiten hatten der katholischen Lehre die Fortbildung abgeschnitten und hatten dadurch Wissenschaft und Bildung confiscirt. Die alte katholische Lehre hatte ihre freien Concilien und konnte sich durch diese entwickeln; der päpstliche und jesuitische Katholicismus aber hatte dies Lebenselement der Kirche zerstört — ein weiser Regent mußte einsehen, das er mit solchem Kirchengesetze seine Völker in den geistigen Stillstand hineinnöthigte, daß er also auch seinem Staate die Weiterbildung vermauerte, daß er die Zukunft hingab.

Kein Strahl dieser Weisheit ist in Ferdinand dem Zweiten sichtbar geworden, die Jesuitenlehre, welche er in Ingolstadt eingesogen, hat seinen Kopf völlig gefangen gehalten, und so hat er mit energischer Charakterkraft seinen Völkern die Bildung vermauert. Die Bildung ist aber die Zukunft eines Volkes.

Die schlesischen Kriege gingen im Wesentlichen deßhalb für Oesterreich verloren. Der preußische König, welcher sagte, es dürfe Jedermann nach seiner Façon selig werden, hatte dadurch die Sympathie des gebildeten Europa für sich. Er benützte natürlich auch diesen Vortheil und ließ durch seinem Marquis d'Argens in die Gazetten schreiben: der Krieg werde für die Protestanten geführt. Gleichgiltig, ob er dazu lachte, gleichgiltig, daß er die ganz protestantischen Leipziger aufs äußerste brandschatzte — das ging unter im Kriegslärm, aber die freisinnige Parole flog über Europa.

Ist es schwer auszuführen, warum auch die Kriege dieses Jahrhunderts immer für Oesterreich verloren gingen? Der Keim aller Niederlagen Oesterreichs heißt immer Ferdinand der Zweite.

Solche Gedanken, von der schlesischen Verwandtschaft mit Oesterreich angeregt, beschäftigten mich in den Morgenstunden, wenn ich vom „weißen Roß" in der Leopoldstadt auf die Taborstraße hinabsah. Ich schreibe sie erst jetzt auf. Damals hätte ich das für höchst gefährlich erachtet, denn die Wiener Polizei galt für unvermeidlich. Jeden Augenblick, hieß es, kann sie eintreten und deine Papiere in Beschlag nehmen! Papiere sind ihr das Allerwichtigste auf der Welt, beschriebene wie bedruckte.

Mein Gewissen war auch gar nicht ruhig, wie oft ich mir sagen mochte: Du bist ja noch ein ganz junger Autor, und von deinen Schriften wird noch gar nichts nach Oesterreich gedrungen sein. Ach was — stöhnte mein Gewissen — hier ist die Polizei literarischer als der Schriftsteller selbst und das Publicum; die Polizei nimmt genaue Notiz von allen neuen Schriften, und was kein Mensch auf der Welt liest, das liest die Wiener Polizei. An sie muß man sich wenden, wenn man eine vollständige Literatur-Geschichte schreiben will. Und wenn sie etwas übelnimmt, so ist man Allem ausgesetzt, Allem! Eine Wohnung auf dem Spielberge bei Brünn wird gemiethet im Handumkehren, und kein Hahn kräht danach. Da ist von keinem Rechte, nicht einmal von einem Processe die Rede.

Es kommt selten oder gar nicht vor, denn bei alledem ist man human! sagte wol ein liberaler Wiener, wenn dies Thema in Rede kam, aber im Grunde war doch diese Rechtlosigkeit der herrschende Zustand. Man lebte auf Discretion.

Das Theater lag damals weit abwärts von meinen Interessen, und es überraschte mich selbst, daß ich fast jeden Abend ins Burgtheater gezogen wurde. Die einfache, natürliche Art des Spielens gefiel mir ungemein, und ein großer Theil des Repertoires war mir neu. Das verdankt man der strengen Censur. Weil sie wirklich Neues nur in seltenen Fällen zuließ, nöthigte sie zu einer Sparsamkeit und Sorgfalt, welche am Ende sogar der Schauspielkunst zugute kam. Alte „Schmarrn", wie man in Wien sagt, wurden mit wohlvorbereiteter Hingebung gespielt und mit minutiöser Aufmerksamkeit angehört. Es hatte sich eine wahre Virtuosität der Nuancirung entwickelt, und die Kleinigkeiten kamen zu großen Ehren. Natürlich kam dies vorzugsweise dem Lustspiele zu Gunsten, und zwar dem harmlosen Lustspiele. Geist war ein Luxusartikel. Geist ist ein gefährlicher Patron, dem man nicht über den Weg trauen darf; er sagt leicht etwas und meint etwas Anderes. Gemüth ist unverfänglicher — nach der gemüthlichen Seite hin wurde also über die Maßen gearbeitet. Ich hatte in meinem Leben nicht im Theater so bei der kleinsten Gelegenheit auf Rührung und Weinen hinkitzeln gesehen und gehört. Raupach's „Müller und sein Kind", welches heute noch in Wien seine Schuldigkeit verrichtet, war damals nagelneu. Es war durchgefallen, und ich sah es vor leerem Hause abspielen. Niemand ahnte, daß es fortleben und die Wiener alljährig schütteln sollte. Dies ist das Verdienst jener strengen Censurperiode, welche aus wirthschaftlichen Gründen ein politisch harmloses Stück so lang als möglich conservirte. Ich persönlich war ein theilnehmender Zuschauer dieser Kirchhofsgeschichte, schon darum theilnehmend, weil die Begebenheit ganz in meiner Heimat spielt: der Gröditzberg liegt dicht hinter den Wäldern, welche meine Vaterstadt umgeben, und ich bin oft da gewesen. Im

Frühjahre war er ein Sammelpunkt für Leute, welche Wald und Ebene satt hatten und einmal in Hügel und Berge blicken wollten. Raupach ist in demselben Falle gewesen. Er stammte aus Liegnitz, welches ebenfalls nur einige Meilen vom Gröditzberge entfernt ist, und wird wol auch im Frühjahre dahin gewandert sein. Der Volkston in dem Stücke ist ganz echt, und darin liegt immer ein gewisser Kern. Daß die Quälerei garstig und peinlich, wer möchte es leugnen! Und doch, eigentlich garstig ist sie nicht: es wird in der Liebe und Entsagung der jungen Leute vielfach ein erhebendes Moment gefunden. Jedenfalls ist es bei solch einem durchgefallenen Theaterstücke ganz interessant anzusehen gewesen, wie es wieder aufkommen, wie eine verunglückte Affaire sich allmälig ausbessern und am Ende zu einem dauernden Siege wachsen kann. Sehr lehrreich für Theater-Directionen und Regierungen, daß man durch consequenten Fortgang gar viel erreichen kann, wenn man eine Sache mit naturwüchsigem Kerne in der Hand hat. Papa Wilhelmi, schon 1833 der alte schwindsüchtige Müller, sprach damals abschmeckend über das Stück. Zwanzig Jahre später mußte ich ihn daran erinnern, daß das Publicum damals das Stück verworfen hatte. „Richtig!“ rief er, „so wechseln die Urtheile!“ — Nein, die Urtheile haben hiebei nicht gewechselt, aber die zuschauenden Menschen. Die nicht vorzugsweise ästhetisch gebildeten Menschen wurden allmälig inne, daß da in der Burg ein Stück gegeben würde, welches sich eingehend und rührend mit dem Tode beschäftigte, und bei dessen Anschauen man sich unter wohlthuendem Weinen mit seinen geliebten Todten beschäftigen könnte — ein Stück für den Tag, welcher den Todten gewidmet ist, ein Stück für den Allerseelentag. Dies entdeckte denn auch die Direction, gab es alljährig am Allerseelentage und gewann ein Volksstück. Wunderlich genug zu immerwährendem Aerger der Gebildeten und der Kritiker. Ich habe immer gemeint, es sei nicht zu unterschätzen, wenn das Theater in irgend einem intimen Zusammenhange bleibt mit den Gefühlsbedürfnissen des Volkes.

Im Zusammenhange mit den religiösen Gefühlen des Volkes ist das Theater bei den Griechen und auch bei uns entstanden, und jeden solchen Zusammenhang muß man pflegen, wenn das Theater lebendig und mächtig bleiben soll. Künstliche Aesthetik vereinsamt es am tiefsten, und so ist es auch in denjenigen deutschen Städten am unwirksamsten, wo man das Naturell geringachtet und die Abstraction überschätzt.

Neu war ferner damals im Burgtheater Bauernfeld's „Helene", welche dem Publicum sehr wohl gefiel und auch wirklich sehr gut gespielt wurde. Mir war daran neu, daß ein Stück mit geringer Handlung und von nur leisem Interesse durch die darstellenden Personen bis zur Lebensfähigkeit gehoben werden könnte. Die starken Persönlichkeiten der Schauspieler traten ein für die nur mäßige Kraft der Rollen und ergänzten den Dichter hinreichend. Auf anderen deutschen Bühnen war dies kaum erreichbar, und solch ein Stück blieb auf Wien beschränkt. Dort herrschte für die guten Schauspieler auch jene geistige Sabbathstille — ein Ergebniß der Censur — jene geheimnißvolle Stille, in welcher das bloße Flüstern eines geistigen Autors gehört, verstanden und überreich gedeutet wurde. Und Bauernfeld hatte damals in seinem Athem etwas von Goethe, den er sichtlich gut genossen hatte.

Fräulein Peche, ein schönes Mädchen mit sympathischer Stimme, spielte die Helene, und selbst ich vergab ihr einen schlimmen böhmischen Dialekt, welcher die Doppelvocale verunstaltete; der Klang des Organs war bestrickend. Caroline Müller spielte die muntere junge Dame und war reizend. Diese Schauspielerin, welche ich damals mit großem Vergnügen öfters sah, war eigentlich die einzige, welche Geist ausstrahlte. Alle anderen — es waren etwa fünf oder sechs, und hinter ihnen war das Nichts; die zweiten und dritten Rollen waren ungenügend, und das gepriesene Ensemble bezog sich nur auf jene ersten Schauspieler — alle anderen waren starke Persönlichkeiten und Talente, aber der Begriff „Geist" war nicht eben ihre Sache. Caroline

Müller dagegen hatte nicht nur Esprit, sie verrieth eine wirkliche geistige Kraft. Diese Kraft fand nicht viel Gelegenheit in jenem Repertoire, welches der damalige Director Deinhardstein zusammenstellte und welches ihr meist nur recht oberflächliche Salondamen zutheilte; aber man sah überall in ihren Rollen, daß sie für das höhere Lustspiel ein Schatz wäre. Es gehörte zum herkömmlichen Unglücke des deutschen Theaters, daß sie durch Verheiratung vorzeitig unserer Bühne entzogen wurde.

Ich dachte bei alledem nicht eigentlich ans deutsche Theater — das lag uns ganz fern, und noch ein Jahr später fand ich es barock und unzeitgemäß, als Gutzkow zu mir sagte: Wir sollten für's Theater schreiben! Ich ging ins Burgtheater wie ein Liebhaber, und ahnte nicht, daß ich je mit dieser Kunst näher zu thun haben könnte. So liegen sie in uns verdeckt die Lose, welche den Hauptinhalt unseres Lebens bringen sollen!

Auch in die Leopoldstadt ging ich, um die Wiener Komiker zu sehen und die sogenannten Volksstücke. „Lumpaci-Vagabundus" war neu, und Scholz als Schneider Zwirn entzückte mich. Ich fand ihn pudelnärrisch und lachte von Herzen über ihn. Ich lachte auch über das, was ich nicht verstand; ich lachte mit, weil das Publicum herzlich lachte, und erkundigte mich erst später, worüber ich gelacht hätte; über die Dialektwendungen, welche mir noch fremd waren und welche ich mit Vergnügen lernte. Denn ich habe immer vollen Respect gehabt für die Kernausdrücke jedes Volksdialektes. Sie sind Kernpunkte von Lebensanschauungen und sind eigene Punkte eigenthümlichen Gedankenweges, nicht blos eigenthümlichen Ausdruckes.

Ich bin auch dreißig Jahre später, als ich officiell in Wien mit dem höheren Schauspiele zu thun hatte und als die Volksstücke sehr vermischter und zweifelhafter Natur geworden waren, immer von Zeit zu Zeit in die Vorstadttheater gegangen, um mich wieder auf einige Zeit — von der höheren Declamation zu curiren. „Wo faß' ich dich, unendliche Natur?" ruft Faust — „wo faß' ich dich, einfaches, natürliches Wort, welches den Zuhörer

unmittelbar trifft?“ rief ich, wenn ich stumpf und wüst geworden war von dem leblosen künstlichen Sprechen im höheren Schauspiele. Und da wirkte es immer erfrischend auf mich, wenn ich talentvolle Komiker im Vorstadttheater geradeaus, unmittelbar verständlich und echt wirksam zum naiven Publicum sprechen hörte.

Nestroy, Schuster Knieriem, erschien damals erst halb am Horizonte des Theaterhimmels in der Vorstadt. Unschuldig war er auch da nicht mehr, aber das Gift, welches ihn später ätzend und für Wien bedeutend machte, war noch dünn. Die geistige Kraft der Gemeinheit wird uns immer viel zu schaffen machen, und sie ist wohl angethan, uns zu verwirren, wenn sie so oft und so richtig aus der Wahrheit schöpft, wie sie das bei Nestroy wirklich gethan. Er ist dadurch für manchen unsichern Mann in Wien zum höchst respectablen Volksphilosophen geworden. Sein „'s ist Alles nicht wahr!“ und ähnliche tief gefundene und cynisch geformte Worte sind den Wienern unauslöschlich eingedrungen. Mit ihnen freilich auch eine Neigung des Aetzens und Vergiftens, welche tiefen Schaden verursacht hat. Das ist unvermeidlich, wenn der Schalksnarr der Vorstadt Mephisto heißt. Mit der Zeit verduften indeß die giftigen Bestandtheile und die guten wahren Worte bleiben.

Das damalige Wien war übrigens doch im Vergleiche mit dem jetzigen recht still und recht klein. Die innere Stadt bedeutete Alles. Was man „draußen“ nannte, die Vorstadt auf drei Seiten, war weit entlegen, das breite, ziemlich wüste Glacis gähnte dazwischen. Denn auch die niedrigen Baumalleen auf demselben hatten ein Aussehen wie skrophulöse Kinder.

Der Boden gibt da nicht lange hinreichende Nahrung für Bäume, und sie gehen in einem gewissen Alter aus wie Lichtstümpfchen. Nachzuhelfen durch Verbesserung des Bodens war damals ein unbekannter Gedanke. Durch das Armmachen in der Gedankenwelt war die Regierung selbst armselig geworden im Denken. Wie viel hätte sich thun lassen in den Bereichen, welche

nicht unmittelbar mit Politik zusammentrafen, und wie wenig geschah! Man fühlte sich sicher in der Stille, welche damals nach gewaltsamer Unterdrückung der Julistöße herrschte, und ans Schaffen irgend welcher Art dachte Niemand. Metternich sorgte nur für das Auswärtige, und die im Innern herrschenden Minister waren herzlich unbedeutende Männer. Einige von ihnen habe ich zehn Jahre später in je einer längeren Unterredung kennen gelernt, den Minister des Innern, Grafen Kolowrat, und den Minister der Polizei, Grafen Sedlnitzky, und es ist mir bei diesen Unterredungen nichts eingefallen, als das bekannte Wort des alten Schweden Oxenstierna, welches er seinem Sohne gesagt haben soll: „Du glaubst gar nicht, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird!" Herr Gott, waren die Köpfe dieser beiden Männer öde und leer!

Dazu war die innere Stadt vermauert durch die Wälle, Basteien genannt, und wie durch einen Schnürleib eingepreßt. Ein allerliebster Spaziergang allerdings war die Bastei, und sie entwickelte kokett die schöne Lage Wiens, so nahe am Wienerwald-Gebirge und an einem raschen Strome, und die Badener Berge in Sicht, ja den prächtigen Schneeberg, den Thürsteher der Alpen, am Horizonte. Aber diese Reize wurden theuer bezahlt das Leben in der Stadt entwickelte sich gar nicht zu irgend einer schöpferischen Thätigkeit. Der muntere Fiaker, das behende und elegante Lohnfuhrwerk für Aristokratie, war in Blüthe, und was überhaupt in die Augen fiel, war aristokratischer Herkunft. Das ist recht schön, aber es darf nicht allein sein. Und das war es doch eigentlich. Die Verzweigung war und wurde nirgends angebahnt, und der Hinweis auf das aristokratische England hinkte deßhalb auf einem Beine. In England hat man die Verzweigung in hundertfältige Aeste frühzeitig, ja grundsätzlich gewähren lassen.

Nach einiger Zeit empfand ich denn auch, daß es mir an geistiger Nahrung fehlte in diesem Wien. Die Theater waren bald erschöpft, und das Burgtheater, welches seinem ursprünglichen Wesen nach geistige Nahrung hätte bieten können, versagte

in diesem Betracht völlig. Die Censur beherrschte die Stücke, und die Schauspieler hatten sich an diese Herrschaft gewöhnt; die geistigen Flügel waren allmälig in die Tasche gesteckt. „Darin sind wir Türken“ — sagte eine böse Zunge — „wie bei diesen die Frauen, so werden bei uns die Geister behütet von Eunuchen — von Censoren und Naderern, und das Bewußtsein der Schwäche steckt endlich auch die Gesunden an; man traut sich nichts mehr zu und wird dumm.“

Die einzige politische Zeitung, der „Oesterreichische Beobachter“, beschäftigte sich auch vorzugsweise mit der Türkei, die Wiener Zeitung mit gar nichts und Bäuerle's Theater-Zeitung mit den abfallenden Brosamen des Theaterklatsches. Nur Witthauer's Wiener Zeitschrift trachtete nach Besserem. Aber es blieb beim Trachten, die Erlaubniß und die Kräfte fehlten. Ich hatte das Lesen der Zeitungen bald aufgegeben und spürte, daß ich nach und nach auch dumm würde. Im Schrecken darüber packte ich meinen Koffer und reiste von dannen.

18.

Die Eilpost, in jener Zeit das schnellste Beförderungsmittel, rasselte binnen sechsunddreißig Stunden von Wien nach Prag auf geradem Wege durch Gegenden, welche jetzt wie pensionirt daliegen mit ihrem Mittelpunkte Iglau, weil die Eisenbahn einen weiten Umweg gen Osten macht. Es ging in der That sehr eilig, man hatte kaum Zeit, etwas zu essen, und die Postleute erschienen wie Helden der Promptheit und Geschwindigkeit. Ein anderes Beförderungsmittel wird erfunden, und jene Eile nimmt sich aus wie fast komische Ohnmacht! Wenn man jetzt zwölf Stunden von Wien nach Prag braucht, so klagt

man über heillose Zeitverschwendung. Und wir sind dieselben Menschen. Ein erfinderischer Gedanke, welcher dazwischen liegt, ändert all unsere Gedanken.

Unsere Gedanken in der Eilpost suchten den Eindruck zu sammeln, welchen Wien im Ganzen gemacht. Dieser Eindruck war doch eigentlich gering, war nicht der einer großen Stadt. Die geistige Welt fehlte gar zu sehr. Ein Abend im „blauen Stern“ schimmerte allein ein wenig. In jenem Wirthshause auf der Brandstätte fanden sich damals des Abends einige Literaten zusammen, und dort sahen und sprachen wir einmal Grillparzer und Bauernfeld. Aber Grillparzer war schweigsam und Bauernfeld gerieth mit Gutzkow in ein gelehrtes ästhetisches Gespräch, dessen Mittelpunkt Euripides war. Das Interessanteste daran war mir hie und da ein Wort, welches Grillparzer dazu gab und welches immer entschied. Man hörte stets heraus, daß seine ästhetische Regel nicht trocken geblieben, sondern mit Lebensathem gefüllt war. Er war persönlich in Griechenland gewesen, das wußte ich, und was er über die Alten sagte, das war ersichtlich nicht bloße Schulweisheit, es war durchlebte Vergleichung. Aber er sprach sehr wenig aus dem Schattenwinkel hervor, in den er sich gesetzt, man konnte seiner nicht habhaft werden. Ich hatte schon auf dem Gymnasium in Glogau sein „Goldenes Bließ“ gelesen und hatte großen Respect vor ihm. Beim Nachhausegehen wandelten wir noch eine zeitlang in der Rothenthurmstraße auf und nieder, und da sprach er etwas mehr; in der Dunkelheit schien der Poet lauter zu werden. Aber aphoristisch blieb er auch da, höflich, zurückhaltend.

In Prag war wieder Regenwetter gewesen und die Luft färbte Alles bleich und grau. Deßhalb wol machte mir die malerische Moldaustadt einen nicht so günstigen Effect, wie sie mit ihren pittoresken Formen auf andere Leute zu machen pflegt. Ich vermißte den Reiz eines Horizontes. Auf der einen Seite kahle Hügel, auf der anderen ausdruckslose Fläche und im Innern arge Gegensätze, welche Disharmonie erzeugen. Interessante

Gebäude, stattliche weite Plätze und Straßen neben gemeinen Häusern und winkeligen Gassen, nirgends ein volles reines Ensemble. Reinheit, das war's vielleicht durchwegs, was ich vermißte. Die gemischte Bevölkerung mag hiezu die Veranlassung gewesen sein, zum Mangel an Reinheit nämlich.

Das Czechenthum war übrigens damals noch nicht laut, es murmelte jedoch schon. Die ganze Frage um Deutschland schwieg noch, und es fiel Niemandem ein, Oesterreich als nichtdeutsch anzusehen. Ich weiß noch deutlich, wie sehr es mich einige Jahre später in einer preußischen Zeitung überraschte — ich glaube, es war eine militärische — daß die österreichische Monarchie mit ihren Ungarn und Slaven nicht eigentlich als ein deutscher Staat zu betrachten wäre.

Als wir des Abends in unseren Gasthof heimkehrten, meldete uns der Lohndiener nicht ohne Zeichen von Betroffenheit, daß er auf der Polizei unsere Pässe nicht erhalten, sondern daß man ihm angezeigt hätte, wir sollten selbst hinaufkommen.

Dies schien uns befremdlich und bedenklich. Die geheimnißvolle Atmosphäre der österreichischen Polizei fiel wie ein dichter Nebel auf uns. Was war da nicht Alles möglich! In Wien hatte man unsere nähere Bekanntschaft nicht gesucht, unsere Pässe waren von dort visirt, und doch! — Ah, flüsterte man uns zu, Prag ist stets viel schlimmer als Wien; im zweiten Orte thut man stets mehr als nöthig, um genug zu thun, und was der menschenfreundliche Charakter des specifischen Oesterreichers auszugleichen sucht, das verschärft der buchstabenmäßige Charakter des böhmischen Beamten noch.

Wir wußten nicht, ob das begründet wäre. Aus späterer Zeit weiß ich allerdings aus eigener Erfahrung, daß Prag immer der schwierigste Durchgangspunkt war für den Reisenden mit Paß- und Zollfrage.

Unser Verlangen ging gar nicht dahin, volle Aufklärung zu erhalten: wir reisten in Nacht und Nebel der sächsischen Grenze zu und ließen unsere Pässe im Stiche.

Wahrscheinlich lag nur eine polizeiliche Ueberhebung zum Grunde, welche mit Fremden willkürlich umsprang, uns aber doch zu guterletzt das norddeutsche Grausen vor dem Polizei-Regimente in Oesterreich bestätigte. Wer hätte gedacht, daß ich's erleben sollte, in Oesterreich die Pässe ganz abgeschafft zu sehen und von Sachsen aus kopfschüttelnde Mißbilligung zu erfahren über ein so leichtsinniges Wagstück. Der kürzlich verstorbene geistvolle Lewinsky, welcher Oesterreich in liberalen Einrichtungen viel wesentlicher genützt hat, als die liberale Phrase ihm nachzurühmen gewußt hat, erzählte mir bei Abschaffung der Pässe, daß und wo man in Norddeutschland dagegen warnenden Einspruch erhoben.

Heimkehrend saß ich nun ruhig in Leipzig, redigirte die „Elegante Zeitung" und schrieb ein Buch über meine Reise. Ich nannte es „Reisenovellen". In dieser Form, in diesem Titel bekundete sich schon ganz deutlich, daß der artistische Weg mein Weg sein würde. Nicht Theologe, nicht Politiker, nicht Socialist, man wird eben nur, was man werden kann, gleichgiltig ob man's im großen oder im kleinen Style wird. Das Samenkorn in uns ist allein entscheidend. Wohl dem, welcher es zeitig erkennt und sich nicht die Natur einer Palme aufdisputiren läßt, während er nur das Korn einer Weide in sich trägt. Wehe dem, der sich künstlich zu etwas machen will oder machen läßt. Diese Verziehung findet bei denjenigen statt, welche zeitig die Naivetät verlieren und sich selbst nicht mehr eingestehen können, was wahr und echt in ihnen sei. Nur wer diese Naivetät behält und geltend macht, nur der wird seinen richtigen Weg gehen, wird sein richtiges Ziel erreichen. Sei es auch nur das kurz bemessene Ziel eines Handwerkers, es ist sein Glück und das Glück Anderer, wenn es sein richtiges Ziel ist. Denn nur dann wird er tüchtig und bleibt er gesund.

Ich habe öfters gehört und gelesen, daß diese „Reisenovellen" den Heine'schen „Reisebildern" nachgebildet seien. Heine ist gewiß in mir mächtig gewesen, aber durchaus nicht

dergestalt, daß ich an eine Nachahmung gedacht hätte. Der Begriff „Novellen“ hatte ja von vornherein einen anderen, einen objectiven Kern vor Augen. Ich war auch in Wahrheit damals noch gar nicht besonders vertraut mit Heine, ich hatte die „Reisebilder“ seit Jahren nicht angesehen. In der Studentenzeit hatten sie für mich eine Rolle gespielt, eine ziemlich flüchtige, weil die Studenten poetische Blitze und Witze vorzugsweise daraus citirten. Ein tiefes poetisches Etwas war von ihnen sicherlich bei mir eingedrungen, eine dreiste Naivetät des Ausdrucks, eine dreiste Bezeichnung greller Contraste; aber als Vorbild für ein Buch haben sie mir gar nicht vorgeschwebt. Börne stand mir damals viel näher für die Schrift. Sein reales, unmittelbares Anfassen dessen, worüber er schrieb, entsprach ganz und gar meiner schriftstellerischen Neigung, und seine nackte politische Welt war mir verständlicher als die poetisch-politische Mischung in Heine. Die viel reichere Welt Heine's ist mir erst später, ist mir erst allmälig aufgegangen.

Beide, Heine und Börne, waren übrigens von überwältigendem Einflusse auf die jungen Schriftsteller jener Zeit, und der Literar-Historiker muß sie als Führer einer Epoche hinstellen. Wenn auch Börne bald in den Hintergrund gerathen ist, weil er keine schöpferische Fähigkeit hatte, sein Einfluß auf den Styl in unserer Schriftwelt ist von nachhaltiger Bedeutung geworden. Er hat den Schwulst verjagt und den bündigen, treffenden Ausdruck vorgezeichnet.

Beide lebten in jener Zeit fern vom Vaterland, Beide lebten als Flüchtlinge in Paris. Als Flüchtlinge sozusagen. Die Polizei hatte noch nicht nach ihnen gegriffen, Beide hatten aber gemeint, diesem wahrscheinlichen Griffe aus dem Wege gehen zu müssen. Börne von Frankfurt, Heine von Hamburg aus, Beide aus sogenannten freien Städten, Beide von jüdischer Abkunft. Der Spott unserer Gegner, daß diese junge schriftstellerische Sippe vom Judenthume stammte, war gar nicht unberechtigt. Etwas von der fanatischen

Sprechweise des Alten Testamentes ist damals eingedrungen in unsere Schrift.

Von dieser Sprechweise war ich allerdings bereits angesteckt, aber sie war's keineswegs, was mir vorzugsweise im Sinne lag, als ich diese „Reisenovellen" schrieb. Die Novelle war es; der Trieb nach Fabeln war es, welcher mich vorzugsweise stachelte. Fabeln erfinden, componiren, dichterisch schaffen, das stand mir im Vordergrunde. Zum erstenmale, glaube ich, war ich producirender Schriftsteller, und alle die politischen, socialen und sonstigen Wege, welche mich dahin geführt, waren mir nebensächlich geworden. Jene Monde gehören zu den glücklichsten meines Lebens, und ich denke immer mit stillem Behagen an das Zimmer in „Reichel's Garten" zurück, an welchem unten ein Arm der Pleisse langsam vorüberzog und von welchem der Blick damals auf weite Gärten, auf Wiesen und den fernen Wald hinüberschweifte. Es war offenbar der Friede, welchen jede reine Kunst mit sich bringt, hier die Kunst des Erzählens: war sie auch unvollkommen in meiner Anfängerschaft, sie beglückte mich doch. Ich ahnte ein Vermögen in mir, welches ganz unabhängig wäre von der Gunst oder Ungunst des Tages.

Meine Aesthetik selbst war recht wunderlich. Sie hat mir als abstracte Wissenschaft nie Dienste geleistet; ich habe ihre Regeln immer nur erkannt und verstanden, wenn ich sie bereits getroffen oder verletzt hatte. Für diese „Reisenovellen" hatte ich mir das Princip zurechtgemacht: die Oertlichkeit, die Landessitte, der Menschenstamm müsse mir den besonderen Stoff und den besonderen Geist für eine Novelle bieten. Ein Freund, welcher sich mir damals anschloß, bestritt die Richtigkeit des Princips und nöthigte mich zu ästhetischen Debatten und demgemäß zu Studien über ästhetische Regeln. Er stammte aus Dresden, wo in jener Zeit Ludwig Tieck lebte und wo eine ästhetische Bildung viel von sich reden machte. Gustav Schlesier ist sein Name. Er hat sich später durch ein publicistisches Buch über „Oberdeutschland" — so nannte er Süddeutschland — und durch Herausgabe

Gentz'scher Schriften bekannt gemacht. Aus diesen Debatten ist mir noch erinnerlich, daß ich zum erstenmale einen wahrhaften Respect empfand für einen alten Schriftsteller. Das Preisen der „Alten" war mir bis dahin meist wie angelernte Redensart erschienen. Dieser Alte, welcher mir tiefe Bewunderung einflößte, war Aristoteles. Seine Regeln machten mir den Eindruck vollendeter Weisheit, und ich fand, daß seine „poetische Kunst" ein unvergänglicher Katechismus wäre. Ueber Formen, welche die griechischen Schriftsteller gar nicht kannten, gibt er Richtsprüche wie ein Seher, weil sein wahres Gesetz hinausreichte in alle ersinnlichen Folgerungen.

An der Table d'hôte im „Hôtel de Bavière", für welche Freund Julius Kistner betriebsam eine wissenschaftlich disputirende Ecke zusammensetzte, wurden täglich Kunstgesetze aufs Reine gebracht. Wir hatten da einen deutschen Aristoteles, der viele Jahre lang in Rom gelebt und nun seit Jahren in einem Zimmer des Hôtels ein großes Buch schrieb, welches Winkelmann und Carstens, Goethe und Angelica Kaufmann den Kopf zurechtsetzen sollte. Trotz Juli-Revolution, Hambacher Fest und Stürmung der Constablerwache in Frankfurt, trotz Börne's Pariser Briefen und unserer ungestümen belletristisch-politischen Journalistik war das unterirdische literarische Gewässer, welches alles Bessere befruchtend hervorbringen sollte, in jenen ersten Dreißiger-Jahren immer noch das classische Trachten aus Winkelmann's und Goethe's römischem Leben. Unsere Renaissance nannten es die Kritiker mit Nachdruck, mit um so größerem Nachdrucke, je weniger eigentliche Schöpfungen daraus hervorgingen. Goethe war auch erst vor anderthalb Jahren drüben im nahen Weimar leiblich verstorben; man war der Briefwechsel gewärtig, welche angekündigt wurden und welche in den folgenden zwanzig Jahren so lange flossen, bis sie in jetzigen Tagen im Sandboden spurlos versickerten. Ihr Lebenslauf ist erschöpft, und die am längsten voraus angekündigten haben die Erwartung am stärksten getäuscht, weil sie zu spät kamen.

Die Welt wird es immer satt, von bloßen Ueberbleibseln zu leben.

An dem Aristoteles unserer Table d'hôte machte ich in jener Zeit schon die Entdeckung, daß er kein Aristoteles wäre und daß eine historische Kritik und eine Aesthetik nichts fruchte, wenn in dem Kritiker und Aesthetiker nicht ein schöpferischer Athem auf und nieder steigt. Der Mann sprach wie ein Buch und wußte Alles, ja wußte Alles besser; als aber das weise Buch selber zum Vorschein kam, da zeigte sich's, daß er kein Buch schreiben konnte und daß die tausend Notizen wirkungslos zersplittert niederfielen.

Dies ist mir eine dauernde Belehrung geworden über die meeresbreite Kritik in unserem Vaterlande. In keinem Lande der Welt bildet sie ein so breites Meer wie bei uns.

Ich gestand mir ein, daß ich wol in mancher Beziehung selbst dazu gehörte und aufmerksamer werden müßte, vorsichtiger und milder im Urtheile über Bücher, Menschen und Thaten, denen nachzudichten und nachzuthun ich keinen deutlichen Beruf in mir spürte. Diesem Eingeständnisse entsprang in meiner „Eleganten Zeitung" mancher überschwengliche Preis neuer Autoren, zum Beispiele Heinrich König's, welcher mit seiner „Hohen Braut" auftrat. Ich habe dies nie bereut, und mancher Autor hat mir wie Heinrich König versichert, daß er die Ueberschwenglichkeit wol erkannt, daß sie aber sein Streben und Schaffen doch günstig beflügelt habe.

Meine Zeitung wuchs in der öffentlichen Theilnahme, ich lebte und strebte fröhlich, und ich hatte keine Ahnung, daß ich in Lebensgefahr schwebte wie ein Mann, der an einem Pferdehaare in der Luft hängt. Die Scheere öffnete sich schon, um es durchzuschneiden und mich Gott weiß wohin stürzen zu machen.

Ein kleiner Mann in Berlin machte es sich zur Aufgabe, die naseweisen jungen Schriftsteller sorgfältig zu beseitigen. Zu ihnen gehörte ich, weil ich dreiste Reden drucken ließ und in liberalem Sinne eine ganze Zeitschrift leitete. Er nannte dies

nicht blos naseweis, er nannte es revolutionär und machte es seinem Chef begreiflich, daß mit diesen unruhigen Köpfen summarisch aufgeräumt werden müßte.

Dieser kleine Mann, von Aussehen ein rosiger Knabe mit lichtblondem Haare, war der in Berlin amtirende Geheimrath Tzschoppe, aus Görlitz gebürtig. Er war durch ein behendes, arbeitsames und „findiges“ Wesen — wie man in Oesterreich sagt — dem Kanzler Hardenberg aufgefallen und war durch diesen befördert worden. Auch jetzt war er zu Händen des wichtigsten Ministers in Preußen, des Fürsten Wittgenstein, welcher nach Außen gar keine Rolle spielte, in der That aber der mächtigste Minister war, der sogenannte Hausminister. Schon ein älterer, vielerfahrener Mann von stiller Weltklugheit, welcher des Abends seine Partie Whist behaglich spielte, war er dem ebenfalls schon bejahrten Könige Friedrich Wilhelm III. der bequemste und zuverlässigste Rathgeber. Die alten Herren wollten natürlich zuerst und zuletzt Ruhe und Frieden, und was diese Ruhe und Stille nur irgendwie störte, das erschien lästig, wol gar gefährlich. Friedrich Wilhelm III. hatte im Freiheitskriege 1813 Verheißungen gemacht liberalen Inhalts, welcher eine constitutionelle Verfassung in sich schloß. Nach dem Siege war die Periode eingetreten, in welcher man diesen Inhalt deutete. Die öffentliche Stimme war noch schwach vertreten gewesen, und man hatte sie bald beschränkt. Der Kanzler Fürst Hardenberg, ein nobler Charakter, wäre gar wohl bereit gewesen zu einer constitutionellen Verfassung, aber er war ein Lebemann und in vorgerücktem Alter nicht mehr geneigt, hartes Holz zu bohren. Er hatte den ersten Augenblick nachgiebig versäumt, in welchem es noch möglich gewesen wäre, erfolgreichen Widerstand zu leisten, und so war er fortgeschleift und ohnmächtig gemacht worden, obwol er noch erster Minister des Reiches war. Abgeschwächt in all seiner Wirksamkeit, war er zu Anfang der Zwanziger-Jahre gestorben, und nun hatten sich die rein bureaukratischen Fähigkeiten des Ruders bemächtigt, denen eine

so tiefgehende Umgestaltung des Staates durchaus zuwider war.

Minister Boyen, Staatsrath Stägemann und noch einige gesinnungsvolle Männer aus der Zeit des Aufschwunges hatten sich in der Stille wol lange gestemmt gegen die langsame Zerreibung jener liberalen Verheißungen, aber sie hatten es umsonst gethan — eine laute öffentliche Meinung kam ihnen nicht zu Hilfe, und Leute wie Stägemann waren nicht in so wichtiger Stellung, um erfolgreich sprechen zu können. Von dem Letzteren und von Varnhagen ist mir später dieser Zerreibungsproceß bis ins kleinste Detail geschildert worden. Die Form dieses politischen Familiendramas erkennt man in den „Denkwürdigkeiten" Varnhagen's, welche Ludmilla Assing herausgegeben und welche so viele Leute geärgert haben. Es ist freilich keine belebende Form, aber die intime politische Geschichte solcher Zeit ist ja doch nur auf solche Privatquellen angewiesen, welche aus struppigem Sandboden sickern.

Stägemann selbst, welcher Vortrag beim Könige hatte, lebt in meinem Gedächtnisse als eine tragische Figur. Er war ein kleiner Mann mit lahmen Füßen und hatte sich bei den Freiheitskriegen hervorgethan durch patriotische Oden. Man hatte ihn den preußischen Tyrtäus genannt. Die Worte waren hart und streng, Sinn und Geist dem Erhabenen zustrebend. Dieser Sinn und Geist verblieb ihm bis ins Alter; aber wie contrastirte er mit seiner Stellung! Er mußte im Alter lauter Verfügungen vorbereiten, welche seinen liberalen Sinn und Geist verneinten. Er weinte fast, als er mir einmal in einer längeren Unterredung diese seine tragische Lage, wenn auch nicht schilderte, aber doch deutlich genug andeutete.

Im Frühjahre 1834 erreichte mich in Leipzig der Schatten dieser in Berlin regierenden Welt. Geheimrath Tzschoppe war auf mich aufmerksam geworden, vielleicht weil er gehört hatte, daß unsere beiderseitige Heimat so nahe aneinander grenzte. Der Stadtwald seiner Vaterstadt und der meinigen nur liegt zwischen

Görlitz und Sprottau. Da mochte er eines Morgens zum Fürsten Wittgenstein gesagt haben: „Es schreibt so ein junger Mensch, der unserem Staate angehört, in Leipzig Bücher und gibt eine Zeitschrift heraus in ultra-liberalem, will sagen in revolutionärem Sinne. Das ist ja doch mit Leichtigkeit zu verhindern, Durchlaucht! Unser Gesandter in Dresden braucht nur zu verlangen, daß Sachsen diesem vorlauten preußischen Unterthan den Aufenthalt in Leipzig nicht mehr gestatte. Da geräth der Patron in den sogenannten „Schub“ und es wiederholt sich die Maßregel, wenn er in einem der kleinen liberalisirenden Staaten, in Baden etwa, sich wieder festsetzen will; er muß dann in die Schweiz oder nach Frankreich, wo er untergeht, und wir sind ihn los.“ Fürst Wittgenstein wird gleichgiltig mit dem Kopfe genickt haben, und das Loos war geworfen, damals ein fast allwöchentlich geworfenes Loos.

Die Sicherheitsbehörde in Leipzig — das Wort „Polizei“ war 1830 gestrichen worden — citirte mich und zeigte mir an, daß mir der Aufenthalt in Leipzig nicht länger gestattet werden könnte. Sie that dies achselzuckend und drückte bei meiner Nachfrage ihr Bedauern aus, indem sie mir offen erklärte, daß es durchaus nicht von ihr ausginge, sondern auf auswärtige Reclamation geschähe.

Da war denn mein ganzes literarisches Hauswesen, so jung und so angenehm, vernichtet. Die „Elegante Zeitung“ war an Leipzig gebunden und konnte nicht füglich aus einem Nachbarlande redigirt werden. Es war mir auch klar, daß die Niederlassung in einem Nachbarlande keine Niederlassung, sondern eine Wanderung werden würde. Der sogenannte „Schub“ war bereits herkömmlich. Und obwol zu jener Zeit neununddreißig deutsche Staaten existirten, so gab's doch für uns junge, als unruhig verschriene Brut nur wenig Nester, welche für kurze Zeit Anhalt boten. Die ans Königreich Sachsen angrenzenden Herzogthümer hätten dem Winke aus Berlin nicht vierundzwanzig Stunden widerstanden; Baiern im Süden war brutal illiberal.

Seine Frohnfesten öffneten sich wie Dante's Hölle, und die Abbitte vor dem Bilde des Königs übergoß doch jeden gesunden Menschen mit glühender Scham. Landvogt Geßler mit seinem Hute war ja daneben ein Dilettant in erniedrigender Zumuthung. Das nächste Land im Westen war das originelle Kurfürstenthum Hessen, wo das kurfürstliche Original kein Haus bauen ließ, wenn ihm die Lage nicht gefiel, und diese kleinen Staaten wie die anderen im Norden und Westen boten literarisch keinerlei fruchtbaren Boden; sie waren für den Schriftsteller tief abgelegene Provinz. Frankfurt etwa ausgenommen, wo aber der Bundestag seine bleiernen Fittige ausbreitete und nichts Frisches aufkommen ließ.

Blieb Baden und Würtemberg übrig. Vor Würtemberg warnte Friedrich List, der neben mir speiste, und in Baden sah ich für mich keine eigentlich literarische Stätte. Eine solche brauchte ich aber, das wußte ich jetzt; die Simonisten waren in Frankreich, waren für mich untergegangen, und für bloße Politik traute ich mir nicht hinreichende Fachbildung zu.

Dazu kam, daß ich eine gründliche Scheu hatte vor dem gewissen „Schub" aus einem kleinen Polizeistaate in den anderen, und daß ich in innerster Seele empfand, außerhalb des Vaterlandes magst und kannst du nicht bestehen. Jener „Schub" hätte mich aber — so war die damalige Zeit — sicherlich über die deutsche Grenze hinaus gemaßregelt.

Ich entschloß mich deßhalb kurzweg, nach Berlin selbst zu gehen und mein Schicksal zu erwarten. „Dieses Schicksal heißt Hausvogtei!" riefen meine Leipziger Freunde. Nun denn, antwortete ich, lieber Gefängniß als das Leben eines Schüblings und Flüchtlings!

Und ich reiste im kühlen Frühlinge 1834 nach Berlin.

19.

Berlin war damals eine recht stille Stadt; in einem großen Theile seiner „Friedrichsstadt“ wuchs Gras hervor zwischen den kleinen Pflastersteinen. Es ist ganz erstaunlich, wie in einer bureaukratischen Monarchie der Charakter und das Wesen des Monarchen maßgebend wird für das ganze Wesen des Staates. Der bejahrte König war mißtrauisch gegen jegliche Bewegung, gegen alles Neue, und mit verdrießlichen, kurz abgestoßenen Worten — das Zeitwort, welches sie zum Satze verbindet, wurde ausgelassen — äußerte er sich über sogenannte „Projecte“. Dies war das Tadelswort für jedwede neue Unternehmung. Eigentlich war er viel weniger Militär, als die Hohenzollern zu sein pflegen, aber die streng militärische Form war ihm höchst wichtig. Es gab ein Aufsehen durch den ganzen Staat, als der bekannte Porträtmaler Krüger ihn einmal nach Tische am Fenster gesehen und dabei entdeckt hatte, daß der Uniformrock so weit vorschriftswidrig geöffnet war, um ein Stück von der weißen Weste sichtbar werden zu lassen. Der Maler hatte die geniale Dreistigkeit gehabt, ihn mit der sichtbaren weißen Weste zu porträtiren, und man hat sich vor dem Augenblicke gefürchtet, in welchem der König dieses dreisten Bildes ansichtig würde. Das Bild war übrigens sehr gut, und als der Augenblick überstanden war und das Bild sich über das Land verbreiten durfte, galt dieses sichtbare Stück Weste für ein günstiges Symptom milder Nachsicht.

Eine ähnliche Nachsicht wurde alljährlich gewissen Bällen im Concertsaale des Schauspielhauses zu Theil, für welche dem gebildeten Publicum der Zutritt gestattet wurde und auf denen der König im Civil-Anzuge erschien, mit Diesem und Jenem kurze Worte wechselnd. Für ebenso wohlthuend charakteristisch galt es, daß er nie das große, von Schlüter erbaute schöne Schloß bewohnte, sondern das kleine Palais auf dem Opernplatze,

und daß er nie anders ausfuhr als zweispännig. Alljährlich reiste er zur Cur nach Teplitz, und die Zeitungen unterließen dann nie zu bemerken, daß er wieder in der unscheinbaren gelben Kutsche abgereist wäre. Als ein Zeichen lieblichen Idylls wurde auch erzählt, daß er täglich Kartoffeln in der Schale verspeise, wie ein geringer Bürgersmann. Eine große Einfachheit in seinem Privatleben, eine gegen Jedermann, auch gegen sich selbst streng sittliche Gesinnung und streng ehrenhafte Denkweise waren von großem Einflusse auf seinen Staat und erhoben ihn bei so langer Regierung zu der Stelle eines hochgeehrten Monarchen. Die hohe stattliche Figur und das unwandelbar ernste Antlitz erhöhten den persönlichen Respect, welchen er einflößte, wenn man ihn auf einem starken Rosse die Truppenfront abreiten oder in den Thiergarten fahren oder des Abends — jeden Abend — im Theater sah. In seiner kleinen Prosceniumsloge des Schauspielhauses — Lustspiel und kleines Ballet war seine Liebhaberei — war ein rother Vorhang so angebracht, daß er fast ganz verdeckt zuschauen konnte. Nur seine, ich glaube zur linken Hand angetraute Gattin, die Fürstin von Liegnitz, eine aus Böhmen stammende Gräfin Harrach, eine schöne, wohlwollende Dame, saß immer vorn im Angesichte des Publicums und erzählte ihm, wenn im Zuschauerraume etwas vorging. Dann erst schaute auch er hervor. Das geschah sehr selten, denn der kleine Zuschauerkreis — er war fast immer klein — war sehr artig.

Nach seinem Tode erschien in den Vierziger-Jahren ein Buch über ihn vom Bischof Eylert. Es ist dies ein protestantischer Bischof, ein allerdings in der evangelischen Kirche seltener Titel. Die hohe Stellung hatte diesen Geistlichen wol auch darum in nahe Berührung mit dem Könige gebracht, weil der König eine Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, der lutherischen und der reformirten, zu Stande bringen wollte. Diese Vereinigung ward „Union“ genannt und spielt seit fünfzig Jahren in der norddeutschen Kirchenwelt eine Rolle. Beim dreihundertjährigen Reformationsfeste (1817) war sie begonnen

und besonders in Preußen betrieben worden. Vollständig gelungen ist sie nicht, und sie kann wol auch in der protestantischen Welt nie vollständig gelingen. Darin haben ja die Katholiken Recht, daß es keine einige protestantische Kirche geben könne, weil die protestantischen Grundsätze einer „allgemein" gläubigen Unterordnung widersprechen. Sobald man sich das Recht vorbehalte, nach seiner eigenen Ueberzeugung und nach seinem eigenen Glauben oder Unglauben protestiren zu dürfen, dann sei eine Allgemeinheit — und dies bedeutet das Wort „katholisch" — nicht erreichbar. Schon eine lutherische und eine calvinische Kirche habe nur ein Uebergang sein können, und habe keinen Anspruch machen können auf volle Geltung und volle Dauer. Denn der protestantische Grundsatz verlange auch Luther und Calvin gegenüber volle Freiheit. Der Protestantismus trage nur Secten in seinem Schoße.

Diese Ansicht, viel wichtiger und folgenreicher, als gläubige Katholiken und Protestanten glauben, sollte widerlegt werden durch die Union. Wenn Lutheraner und Calviner vereinigt wären, dann meinte man die evangelische Kirche begründet zu haben. Das Haus Hohenzollern gehört dem reformirten Glaubensbekenntnisse an, und es war vom Könige ein bedeutender Schritt, daß er ein Bekenntniß aufstellen ließ, welches die Lutherischen und die Reformirten unirte. Ein solcher Ausgleich wurde seit dem Gespräche in Marburg zwischen Luther und Zwingli, welches den Ausgleich nicht erreichte, von der Mehrzahl der Protestanten immer gewünscht. Von der Mehrzahl? So hieß es immer. Als nun die Union vom Throne aus eingesetzt wurde, da zeigte sich's, daß die Mehrzahl nicht so leicht zu haben wäre. Jeder Einzelne fragte plötzlich, wie Luther und Zwingli in Marburg, nach seinen unterscheidenden Glaubenssätzen, und man schüttelte das Haupt darüber, daß diese unterscheidenden Glaubenssätze verschwunden sein sollten.

Das Wort „evangelisch" wurde damals in Preußen mit Nachdruck betont, und man betont es in diesem Sinne auch jetzt

noch. Man vermeidet sorgfältig das Wort „protestantisch", weil es eine Verneinung bedeutet und dem Aufbaue einer Kirche widerspricht, chronisch, wie die Aerzte sagen, widerspricht. Wenn man auf dem Polizei-Amte bei Ausfertigung des Signalements auf die Frage: „Welcher Religion?" antwortete: „Protestantisch" — da wurde man immer zurückgewiesen, und es wurde entweder „evangelisch" geschrieben, oder man wurde neuerdings gefragt: „Lutherisch oder reformirt?"

Aber auch das schöne Wort „evangelisch" reicht kaum zu für den Begriff eines Glaubensbekenntnisses. Es bedeutet wol ein allgemeines Buch für religiöse Gesetze, aber die Gesetze sind noch nicht geordnet für ein Staatswesen, es finden sich sogar einander widersprechende Gesetze darin, und sie bedürfen noch ganz der Redaction. Jeder will nun anders redigiren, und die theologische Wissenschaft zeigt eine tausendfältige Auslegung der Evangelien.

Darunter litt man damals seufzend in Berlin; darüber triumphirten und triumphiren höchlich die Katholiken. Solch ein Triumph ist freilich leicht, aber er ist über die Maßen kostspielig. Er kostet eben die Freiheit und die Wahrheit. Wenn man nachliest, was unter der päpstlichen Auslegung der Evangelien aus Christi Lehre geworden; wenn man entdeckt, wie unter mannichfachen Widersprüchen und Fälschungen das bunteste Heidenthum theilweise wieder sanctionirt worden ist, dann findet man doch den Gewinn einer einheitlichen Kirche um diesen Preis zu theuer erkauft, und man zieht es vor, die Freiheit fortbestehen zu lassen mit all ihrer Zersplitterung. Am Ende ergeben sich doch unwandelbare Hauptpunkte, welche Mittelpunkt werden. Man muß nur darauf verzichten, daß alle Nebengänge gleichmäßig erscheinen sollen; man muß nicht verlangen, daß „allen Bäumen Eine Rinde wachse"; man muß den Wald in seiner Mannichfaltigkeit willkommen heißen.

Der damalige König von Preußen mit seinen evangelischen Bischöfen, Consistorialräthen und Superintendenten war nun

wol mit dem Thema der „Union“ nicht so weit zum Ur-Christenthume zurückgegangen, und Lessing's Gedanken darüber waren nicht maßgebend gewesen. Man hatte eben nur einen billigen Ausgleich vor Augen zwischen den Scheidepunkten der lutherischen und der reformirten Kirche, also zwischen erhöhter und nüchterner Anschauung. Luther nahm bekanntlich manchen Glaubensschwung aus seiner Augustinerzeit mit herüber in sein Bekenntniß, und seine Abendmahlslehre zum Beispiel bewahrte das Mysterium der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Geist Christi, während die reformirte Erklärung eine Erklärung sein wollte, und nur eine Erklärung. „Das ist mein Leib und Blut“ heißt bei ihnen: „das bedeutet meinen Leib und mein Blut“.

Die Stifter der „Union“ meinten, bei den schwierigsten Rollen durch eine neutrale Fassung den Schwierigkeiten obsiegen zu können, und das schien durchführbar zu sein. Aber als man nun auch an die äußerliche Fassung ging und den kirchlichen Gottesdienst durch die sogenannte „Agende“ feststellte im Sinne dieser Union, da wurde die Frage den verschiedenartigen protestantischen Gemeinden gegenständlich, und da entwickelte sich leise und laut eine kirchliche Opposition. Während wir nur an politische Fragen dachten, gährten in Preußen diese kirchlichen Fragen, und in diesem Jahre (1834) fand ein öffentlicher Ausbruch statt. Die Regierung hatte nämlich endlich befohlen, daß die Agende auch in all den Gemeinden eingeführt werden müßte, welche der Union nicht beigetreten waren, und — diese Gemeinden widersetzten sich nun positiv. Die Regierung griff zu Zwangsmaßregeln, in Religionssachen ein gefährlich Ding, zumal bei germanischen Völkerschaften! Die germanischen Menschen sind in der Religionsfrage viel eigensinniger und freiheitsbedürftiger als in irgend einer politischen Frage. Nach heutiger Denkungsweise fragt man erstaunt: „Wie kommt eine Staatsregierung dazu, Religion zu machen, Religion zu erfinden und die erfundene Religion anzubefehlen?“

Das ist freilich auch in der protestantischen Welt ein geschichtliches Herkommen. Wenigstens ist es einst gewesen; heutigen Tages wird es wol nicht mehr anerkannt, und damals schon fand es in Preußen energischen Widerspruch. Es schreibt sich dies geschichtliche Herkommen von Luther selber her. Die Autorität Roms hatte er zurückgewiesen, und doch brauchte er eine Autorität, um seine Lehre factisch geschützt zu sehen gegen die Angriffe Roms. Da lag ihm der politische Herrscher, da lag ihm sein Kurfürst von Sachsen am nächsten. Dieser war der evangelischen Lehre vollständig zugethan und übernahm die ihm dargebotene Führerstelle. So entstand die Würde eines obersten Landesbischofs in der Person des regierenden Fürsten — eine Würde, welche auch die oberste Macht in sich schloß.

Das hat denn natürlich die wunderlichsten Folgen gehabt. Man braucht nicht an den argen achten Heinrich in England zu denken, welcher, von Luther's Wendung angeregt, in frivolster Weise englische Religion machte, man findet in Deutschland selbst die merkwürdigsten Folgen. In der Rheinpfalz namentlich. Fragt nur die Mannheimer und Heidelberger nach ihrer Kirchengeschichte, und ihr werdet erstaunliche Dinge hören. Jetzt hatten sie einen reformirten Fürsten, und da mußten sie, die Unterthanen, sämmtlich reformirt werden. Dann bekamen sie einen lutherischen Fürsten, und nun mußten sie Alle lutherisch werden. Der Nachfolger aber war wieder reformirt, und sämmtliche Unterthanen mußten wieder zum reformirten Glaubensbekenntnisse übergehen. Das Stichwort lautete jahrhundertelang: „Cujus regio, ejus religio“, und das übersetzte man: „Die Religion des Landesherrn muß auch die des Landes sein“.

In dieser Tradition, wenn auch durch einigen geistlichen Beistand gemildert, ging man damals in Preußen vor, um die Agende da einzuführen, wo ihr Widerstand begegnete; es wurde militärisch eingeschritten gegen widerstrebende Geistliche und Gemeinden.

Am stärksten war der Widerstand in Schlesien und von Seiten der Lutheraner. Natürlich! Die Lutheraner hatten mehr

Glaubens-Elemente als die rationalistischen Reformirten, und der Glaube ist viel hartnäckiger als die Vernunft. Aus jener Zeit schreibt sich die formelle Absonderung der sogenannten Alt-Lutheraner, die man nur eine Secte nannte, und doch stehen sie dem Stifter des Glaubensbekenntnisses am nächsten.

Obwol noch vor Kurzem selbst Theologe, hatte ich ganz aus den Augen verloren, daß diese Bewegung in Preußen durch das Land zitterte. Ich erinnerte mich jetzt wol, daß die mir bekannten Geistlichen in Schlesien oft in eifrigen Gesprächen für und wider gekämpft; ich erinnerte mich auch, daß ich selbst der Union zugeneigt gewesen und daß ich dem Könige zugestimmt in dem Unternehmen, die protestantischen Glaubensbekenntnisse zu vereinigen. Ich habe eine Vorliebe für Concentration und habe keine Vorliebe für Secten. So wenig wie möglich Glaubensartikel! war immer mein Credo, und übrigens Freiheit! Dann schaart sich die Menschheit um eine hohe Fahne, und jeder Einzelne kann doch dem Drange seines Geistes und Herzens Genüge thun.

Dennoch machte es mir einen gar wunderlichen Effect, jetzt die Leute damit beschäftigt zu finden, ob die neue Agende mit Waffengewalt eingeführt werden dürfe. Draußen pochte die Frage um politische Freiheit an die Herzen, ich selbst sah mich in die preußische Hauptstadt gesprengt um die Pulsschläge dieses politischen Herzens, und in dieser Hauptstadt fand ich eigentlich ein sehr beschränktes Interesse für moderne Politik. Preußen war noch gründlich ein bureaukratischer Staat mit absolutem Herrscher.

Gleich in den ersten Tagen fand ich in Berlin einen Lehrmeister, welcher mir alle Adern, Sehnen und Muskeln dieser Hauptstadt und dieses Reiches deutete.

Ich war im „Hôtel de Russie“ eingekehrt und hatte mit Leichtigkeit ein schönes Zimmer vorn hinaus bekommen; der Fremdenverkehr war damals in Berlin recht gering. Ich wollte der Polizei, welche ich als Besuch zu erwarten hatte, in graziöser

Attitude erscheinen, und ich wollte die paar Tage, welche mir noch zugedacht sein mochten, angenehm wohnen. Wie ein Abschiednehmender betrachtete ich das schöne Stadtbild vor meinen Fenstern: ein Arm der Spree mit mächtiger Brücke, das Schloß, der sogenannte Lustgarten daneben, der kein Garten ist und nichts Lustiges zeigt, denn der sogenannte Dom steht ohne besondere Größe im Hintergrunde, der Springbrunnen vor dem Museum, und das Museum selbst. „O Königin, das Leben ist doch schön!" seufzte ich, nachdem ich diesen Anblick lange genug genossen, und ging aus, um mein wahrscheinliches nächstes Logis zu betrachten — das Gefängniß. Welches? Das war schwer zu sagen, da ich nicht genau wußte, in welche Kategorie meine Uebelthaten gehörten, ob in die Kategorie der gewöhnlichen Spitzbuben oder in die der größeren Verbrecher, ob also Stadtvogtei oder Hausvogtei mir entgegenblühte. Ich wandelte zwischen beiden hin und her, zwischen der Königsstadt und Friedrichsstadt. Ferne Jugenderinnerungen wandelten mit mir, Vergleiche zwischen Sonst und Jetzt. Als fünfzehnjähriger Bursche — ich war Quartaner in Glogau — war ich zum erstenmale in Berlin gewesen, und zwar mitten im strengsten Winter unter den harmlosesten Umständen. Mein Vater hatte im Winter als Maurermeister, wenn die Risse und Bau-Anschläge fürs nächste Frühjahr angefertigt waren, wenig zu thun, und hatte plötzlich eine Speculation ausgesonnen, welche uns in den Weihnachtsferien eine Unterhaltung gewähren sollte. Die Pferde standen müßig im Stalle. „Machen wir eine Verkaufsfuhre zusammen," rief er, „und fahren wir die Waare die vierundzwanzig Meilen weit zum Verkaufe nach Berlin!" Was denn? Das Obst war gut gerathen im Herbste, wir kauften getrocknete Pflaumen, Aepfel und Birnen und fuhren unter dem bedenklichen Kopfschütteln der Mutter von dannen. Wir waren die Phantasiemenschen, sie war die denkende Frau und fragte mit Recht, ob denn in der Mark die Pflaumen, Aepfel und Birnen dieses Jahr schlechter gerathen wären, als bei uns in Schlesien? Das wußten wir gar nicht und sagten getrost:

Dort im Sande gibt's gar kein Obst, wenigstens kein gutes. Und so fuhren wir getrost und begegneten einem grimmigen Winter, und auf den Berliner Märkten ebenso guten Pflaumen, Aepfeln und Birnen, als wir von weither zugefahren hatten. Die Geldfrage gestaltete sich also mißlich, aber wir verzichteten doch nicht auf unsere Unterhaltung und gingen fleißig ins Theater. Natürlich auf den allerletzten Platz. Gewöhnlich war Raum genug; aber eine Vorstellung der Gluck'schen „Armida“ an einem Sonntage — ich glaube, es war der Neujahrstag — kostete doch große Anstrengung. Da war's voll, und ich kleiner Bursche konnte über die großen Menschen vor mir nicht hinwegsehen. Es war da irgend ein Balken oder Haken hinter mir an der Wand, der war mein Helfer, wenn da unten auf der Scene etwas Besonderes vorging. Mit Einem Satze erreichte ich ihn, und hing mich an ihm auf und blieb an ihm hängen, so lange es die Kräfte erlaubten. Solchergestalt habe ich die Zaubergärten Armida's genossen und Frau Milder, die große Gluck-Sängerin, angestaunt. Wer weiß, ob der romantische Zauber dieser Oper an jenem Abende auf einen anderen Zuschauer stärker gewirkt als auf mich, den baumelnden Quartaner! Ich könnte jetzt noch alles malen und erzählen; ein junger Mensch hat ja Organe des Aufnehmens, die nicht ein Atom unverzehrt vorüberlassen. Eine komische Oper wie das neue „Sonntagskind“ mit den ausgelassensten Possen-Effecten, die ich im Schauspielhause damals gesehen, steht noch mit allen Einzelheiten vor mir und gibt mir einen festen Maßstab zum Vergleiche zwischen damals und heute. Unglaublich harmlos war man damals auf dem ersten Theater der Hauptstadt: eine Rakete platzte dem Komiker Rüthling auf der Spitze seiner Zipfelmütze in die Luft, und das erste Publicum der Residenz fand das allerliebst und erschütternd komisch.

Herumgelaufen war ich damals wie ein Wiesel, und ich hatte die Stadt abgesucht bis in die fernsten Gassen; jedes neue Gebäude von Bedeutung, welches seitdem in den dreizehn Jahren

neu entstanden war, erkannte ich jetzt sofort als neu, und ich mußte sagen: Gar viel ist nicht neu entstanden. Dreizehn Jahre vor 1869 haben hundertmal mehr geschaffen in Berlin; denn im letzten Jahrzehnt ist Berlin ungemein gewachsen, hastiger als wol irgend eine andere Stadt, und zwar durch den Zudrang von Fabriken. Es ist eine große Fabriksstadt geworden.

Von den beiden Logis, die ich mir zugedacht meinte, schien mir die Stadtvogtei drüben in der Königsstadt das interessantere. Die Hausvogtei am Schinkenplatze in der linealmäßigen, damals sehr stillen Friedrichsstadt zeigt gar keine Physiognomie. Eine einstöckige Hausfront, ganz alltäglich und nüchtern, erinnert sie nicht im mindesten an ein Gefängniß. Solche Verstellung beunruhigt; ich ziehe die schlimmen Leute vor, denen man die Bosheit ansieht. Die Höfe hinter der alltäglichen Front bestätigten später meinen Geschmack. Die Stadtvogtei dagegen in der belebten Königsstadt grenzt hinten romantisch an die Spree und hat von vorn ein zutraulicheres Angesicht. Alle Augenblicke wird Jemand „eingeführt", wie der technische Ausdruck lautet, ein Strolch, eine Dirne, ein Freigeist — das gewährt Unterhaltung und Gelegenheit zu Charakterstudien. Dahin — dachte ich — dahin möcht' ich im Nothfall zieh'n! Das Schicksal hat diesen Wunsch gehört.

Mein Hausgenosse im „Hôtel de Russie" war derselben Meinung. Ich hatte da in der Geschwindigkeit einen jungen blonden Mann kennen gelernt, der eine eigenthümliche Schriftstellerlaufbahn begann. Er photographirte, würde man jetzt sagen. Damals kannte man die Lichtbilder noch nicht, und es war auch literarisch ganz neu, daß der Schriftsteller auf der Straße stehen blieb und die Leute abzeichnete, welche an der Haus- oder Straßenecke standen. Er nannte sie denn auch „Eckensteher" und trat auf mit kleinen dünnen Heftchen; es war wie eine Hausir-Literatur, welche in Berlin großen Anklang fand. „Eckensteher Nante", welchen Beckmann später auf die Königstädter Bühne brachte, war der Anfang einer demokratischen

Schriftwelt, welche Glaßbrenner damals im „Hôtel de Russie“ erfand. Dieser junge Glaßbrenner selbst, ein frisches, witziges Berliner Blut, war enragirt liberal. Alles im Himmel und auf der Erde ward mit dem Maßstabe des Liberalismus gemessen, und der liebe Herrgott konnte sich in Acht nehmen vor diesem Maßstabe, wenn schlechtes Wetter eintrat oder die Gerechtigkeit in einem Bagatellprocesse auf sich warten ließ. Mir war der junge Raufbold in der Eleganten Zeitung gefolgt, und er schloß sich mir an mit der Hingebung eines Glaubensgenossen, zu großer Erquickung für mich. Leute, die nicht aus der Schule, sondern aus dem Volksmarkte in die Schriftwelt treten, haben für mich immer etwas sehr Reizendes gehabt; sie tragen keinerlei Brille und sehen vielleicht weniger, aber sie sehen das, was sie sehen, besser als die Brillenträger. Die Rückkehr zum natürlichen Ausgangspunkte ist überall der Wahrheit dienlich, in der Schriftstellerei doppelt dienlich, denn nirgends so wie in der Schriftstellerei ist die überlieferte Schablone schädlich.

Glaßbrenner machte mir auf die liebenswürdigste Weise die Honneurs seiner Vaterstadt. Warum schlecht leben, rief er, wenn Einen in jedem Augenblicke der Kuckuk holen und dem freien Leben ein Ende machen kann! So oft die Thür aufging, meinte man, der Augenblick sei da. Deßhalb waren wir so wenig als möglich zu Hause und fuhren besonders täglich in den Thiergarten, damit ich vorsorglich noch mit freier Luft versehen würde.

Damals begann hinter dem Brandenburger Thore wirklich freie Luft; außer den sogenannten Zelten rechts und dem Hofjäger links weit draußen gab's im Thiergarten keine Häuser. Und einsam war's. Wir genossen die Frühlingssonne im offenen Wagen und rauchten gute Havanna-Cigarren, welche es damals für die Hälfte des jetzigen Preises gab. Damit waren wir schon im polizeilichen Unrechte. Nur auf der breiten Hauptstraße, welche nach Charlottenburg führt, war das Rauchen erlaubt; in den Seitenstraßen des Thiergartens, also auch im Freien, war es verboten. Verboten! dies war das Wort des Tages, wie

Brutus sagt. Die Hauptsorge des Menschen und Staatsbürgers war die Polizei. Wenn man auf der Straße rauchte, verfiel man in eine Strafe von zwei Thalern. Ein Bekannter von mir in Breslau führte stets in der Westentasche zwei Thaler mit sich für diesen Nothfall — „der Kürze halber", sagte er; „wenn man sie dem Gendarmen baar zahlt, so wird man nicht noch aufs Amt citirt und wird nicht noch moralisch gestraft. Eigentlich ist auch diese Abkürzung polizeiwidrig, und der Gendarm braucht das Geld nicht zu nehmen, aber er nimmt's".

Diesen geschichtlichen Charakterzug hatte ich kaum auserzählt, da flüsterte Glaßbrenner heftig: „Cigarre weg, der König fährt hinter uns!" — Richtig! Im offenen Wagen fuhr er an uns vorüber und blickte verdrießlich auf unseren Gruß. „Wenn er's nur nicht gemerkt hat! Dann wehe uns, und wehe Ihnen! Weil Sie Tabak geraucht, werden Sie entdeckt und staatsrechtlich eingesperrt!" So sagte leise ein ironisirender Berliner, der auf dem Rücksitze uns gegenüber saß — der Typus jener gebildeten Berliner, welche jegliche Heiterkeit des Menschen in die gelbe Livree eines logischen Neides kleideten. Ich sage „kleideten", nicht „kleiden", weil ich glaube, daß diese Neigung des Ironisirens damals ärger ausgebildet war in Berlin, als sie es jetzt ist. Der Mangel an Inhalt im öffentlichen Leben, das überall fühlbare Polizei-Regiment und die damals in Mode stehende Hegel'sche Philosophie, welche ein künstliches Spiel mit Gedanken, wenigstens mit Ausdrücken für Gedanken, in Gang gebracht, waren die Mutter jener spöttischen Denk- und Redeweise.

Unser Wagen hielt endlich in der Mauerstraße, und ich stieg aus, um vor meinem Untergange noch die Bekanntschaft des Mannes zu machen, jenes „Lehrmeisters, welcher mir alle Adern, Sehnen und Muskeln dieser Hauptstadt und dieses Reiches deuten" sollte.

20.

Es war das stattlichste Haus der Mauerstraße und hatte, wie man in Wien sagt, etwas „Herrschaftliches". Das ist selten in Berlin; die Denkmale einer reichen Aristokratie sind dort nicht vorhanden wie in Wien.

Ein Lohndiener, bescheiden bürgerlich angethan und, wie ich später erfuhr, bürgerlich „Baumann" gerufen, öffnet das Vorzimmer, ein großes, viereckiges Gemach, an allen Wänden bis an die Decke hinauf mit Büchern angefüllt, also ein Bibliothekszimmer. „Ist der Herr Geheimrath zu sprechen?" — „Ich werde nachsehen." Diese unverbrüchliche Floskel Baumann's habe ich zwanzig Jahre in unverändertem Tonfalle gehört — ein conservatives Zeichen in der Stille dieser Wohnung eines Gelehrten, welcher ein unzufriedener Staatsmann war und die revolutionärsten Reden wie ein theoretischer Weltweiser ruhig anhörte und trocken aussprach.

Wer war dieser Geheimrath? Aha! wird man rufen, wenn ich ihn ausspreche. Er war damals eine Art geheimen Consuls für aufstrebende Schriftsteller jeglicher Richtung. Wissenschaftliche, dichterische, politische Jünger wendeten sich von Fern und Nah an ihn und fanden wohlwollende Aufnahme, sachgemäßen Rath. Patronus hieß solch ein Mann bei den Römern. Mich hatte mein Leipziger Freund Gustav Schlesier an ihn empfohlen.

Geheimer Legationsrath war sein Titel, Varnhagen v. Ense war sein Name. Seine intimeren Freunde sprachen das V wie F aus, Farnhagen, an die holländische Aussprache des „van" erinnernd, welche zum Beispiele Fandeyk lautet. Er stammte auch aus dem nordwestlichen Deutschland, und es ist mir nie recht klar geworden, was dies „von Ense" eigentlich bedeutete, obwol ermir selbst einmal Auskunft darüber gegeben. Vielleicht war es die holländische Bezeichnungsweise eines Heimatssitzes, wie man Heine nachsagte, seine aus Holland stammende Mutter des „van"

wegen, „von Geldern" genannt zu haben. Vielleicht war es mehr, soweit es die Naturgeschichte der Adelspartikel betrifft. Ich weiß nur, daß adelige und demokratische Gegner Varnhagen's dieses „von Ense" oft zum Gegenstande ihrer Polemik machten. Zu seinem Charakter gehörte Adelseitelkeit gar nicht, und ich habe mich nie besonders um diesen Namenszusatz gekümmert. Er hatte in den Freiheitskriegen tapfer Partei genommen gegen Napoleon und war unter Hardenberg's Kanzlerschaft in die preußische Diplomatie aufgenommen worden. Vielleicht dieses Berufes halber, welchem ein Adelsname fast für unerläßlich galt, hat er einen ausführlichen Familiennamen hervorgesucht und legitimiren lassen; denn er führte ihn ganz legitim! In unsere literarische und politische Geschichte ist er als Varnhagen übergegangen, und auch in Berlin wurde er immer „Herr von Varnhagen" genannt.

Bald nach den Freiheitskriegen war er als Minister-Resident nach Karlsruhe geschickt und war dadurch in die damalige Staatsentwicklung Badens verflochten worden, welche in Berlin Anstoß erregte. In Baden entstand das, was man in Berlin nicht entstehen ließ, eine Repräsentativ-Verfassung, und Varnhagen war förderſam und thätig für diese Entstehung. Das nahm man in Berlin übel und rief ihn ab. Als ein zur Disposition gestellter, mißtrauisch angesehener Staatsmann lebte er nun seit etwa achtzehn Jahren in Berlin, getröstet durch den Besitz einer ausgezeichneten Frau, welche aus einer jüdischen Familie in Berlin stammte. Rahel Lewin war ihr Familienname; unter dem Namen „Rahel" ist sie aller Welt bekannt geworden. Sie war vor einem Jahre gestorben, und die Wunde des einsam gewordenen Gatten blutete noch frisch, als ich diese Wohnung zum erstenmale betrat, in welcher sie eine lange Reihe von Jahren mit ihm gelebt. In einem Bande hatte Varnhagen einen Theil ihrer Briefe und niedergeschriebenen Gedanken drucken lassen und diesen Band als ein Andenken für Freunde verschenkt. Das Buch war noch nicht im Buchhandel; erst später ist es

unter demselben Titel „Rahel“ und auf drei Bände erweitert öffentlich geworden und hat der geistvollen, fein fühlenden und fein denkenden Frau unzählige Freunde erworben.

Jener Band „für Freunde“ war in Leipzig auch an mich gekommen; ich hatte ihn mit großem Antheil gelesen und hatte dadurch einen ersten warmen Berührungspunkt mit Varnhagen. Er ist warm geblieben eine Reihe von Jahren hindurch; ich glaube auch für ihn bis zu seinem Tode im Jahre 1858, obwol uns politische Parteinahme in den Jahren 1848 und 1849 auseinandersprengte und eine Streitscene herbeiführte, welche ich später erzählen werde.

Jetzt stand ich zum erstenmale vor diesem Manne, welcher durch sein Verhalten 1848 und 1849 für Viele ein Räthsel geworden ist. Er war immer kränklich und empfing die zahlreichen Besuche — Alexander v. Humboldt war allwöchentlich darunter — im grauleinenen Schlafrocke. Nur wenn ein officiell vornehmer Name gemeldet wurde, mußte Baumann einen Tuchrock herbeitragen. Die Gestalt war von kleiner Mittelgröße mit stark ausgearbeitetem Oberkörper, der schön geformt war; das „Gestell“, wie man in Süddeutschland sagt, erschien fast ein wenig zu kurz für den stattlichen Oberleib. Der Kopf war fein geschnitten und von feinem weißgrauen Haare spärlich bedeckt. Um den wohlgeformten Mund bewegten sich die Empfindungen lebhaft und ausdrucksvoll, warme Theilnahme wie lustiger Spott. Das Auge war verdeckt durch eine Brille und erschien matt, wenn die Brille auf kurze Zeit entfernt wurde, matt durch Kurzsichtigkeit, aber gutmüthig in seiner Bläue. Die Stimme klang hoch und klar, angenehm, solange sie nicht erhoben wurde, scharf, wenn die Rede in Leidenschaft gerieth. Die Rede selbst war von leichter Geläufigkeit, aller möglichen Wendungen fähig, sowol in diplomatischem Rückhalte wie in wissenschaftlich fließendem Ausdrucke, und sogar der stärksten, unmittelbarsten Bezeichnungen mächtig, wenn der Eifer in irgend einer Schilderung stieg oder gar feindliche Parteinahme in Fluß kam. In letzterem Falle

konnte er einen so heißen Strom ausgießen, so naturalistisch blutrünstige Worte hervorschleudern, wie man sie dem damaligen, immer sehr keusch auftretenden Schriftsteller nie zugetraut hätte. Denn er galt damals für einen sorgfältig zugeknöpften Mann, welcher immer nur mit Vorsicht sich äußerte. Insbesondere galt er für einen Goethianer peinlichster Sorte, welcher auch das kleinste Wort Goethe's aus den letzten dreißig Jahren genau aufgehoben und im Schreine der Verehrung aufgestellt hätte.

Daran war viel Wahres. Sie sind wol jetzt ausgestorben, diese merkwürdigen Priester Goethe's, welche die Lebensanschauung des großen Dichters zu ihrem Cultus gemacht. Höchst verdienstliche Männer, verdienstlich um unsere Cultur. Was die Befangenheit der Orthodoxen, die Unfähigkeit der Beschränkten, die Rohheit der Alltäglichen an Goethe's freier und fröhlicher Lebensweisheit verketzert, mißverstanden und verdorben hatten, das ordneten die Goethe-Priester in ein billiges System, und bei jeder Gelegenheit theilten sie davon aus und brachten es so in unser Bewußtsein. Ich selbst weiß eine ganze Reihe von Goethe-Paragraphen, welche ich nicht durch Lesung Goethe's, sondern durch die Mittheilungen Schall's in Breslau und durch die Aeußerungen Varnhagen's in Berlin erfahren habe.

Ich weiß freilich auch, daß wir junges Volk oft ärgerlich gespottet haben über diese trockenen Wiederkäuer, welche selbst nichts schaffen könnten, und ich weiß ebenso, daß man jetzt ähnlich spricht von den Wiederkäuern Shakspeare's. Denn auf den Cultus Goethe's folgt der Cultus Shakspeare's, und man muß zugestehen, daß dieser unklarer und verworrener ist, als der Goethe-Cultus.

Aber indem ich jetzt zurückblicke auf die Einwirkung jener Goethianer, muß ich doch zugestehen: sie haben dem Dichter und uns gute Dienste geleistet. „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun," sagt das Sprichwort, und die Gebäude entstünden nicht ohne die Kärrner.

Der zweite Theil des „Faust“ war damals neu, und Varnhagen setzte mir wohl auseinander, daß er den ersten Theil an Bedeutung überragte und daß dies in der Zukunft den Deutschen einleuchten würde.

Die Bedeutung eines Poëms ist aber das Untergeordnete, die Macht des Poëms ist die Hauptsache.

Die Unterhaltung mit Varnhagen hatte dadurch etwas sehr Interessantes, daß seine Bildung ungewöhnlich mannichfaltig war. Wohin immer das Gespräch sich verirrte, überall war er bis auf einen gewissen Grad zu Hause. Sogar Poet war er gewesen. In Halle hatte er mit Neumann zusammen einen Roman angefangen, und der erste Band desselben war gedruckt worden. „Lesen Sie ihn!“ sagte er mit seinem halb fragenden, halb spottenden Lächeln, und holte aus dem Vorzimmer ein Buch herbei — „lesen Sie! Vielleicht werden Sie fertig damit, ehe die Polizei kommt.“ „Versuche und Hindernisse“, hieß es, und von selbigem Neumann ist später eine Sammlung Schriften in drei Bänden erschienen, welche wol unbekannt geblieben ist, obwol sie hübsche Sachen enthält und vom Jugendfreunde Varnhagen in zahlreichen Zeitungen besprochen und empfohlen wurde. Wenn man Neumann heißt, muß man einen absonderlichen Vornamen führen, um bemerkt zu werden. Das wußte Niemand so gut wie Varnhagen. Hundertmal hat er zu mir gesagt: „Wenn Sie ein Geheimniß recht sicher aufbewahren wollen, so lassen Sie es an einem bescheidenen Orte drucken. Dann gilt es für bekannt gemacht, und Niemand kümmert sich mehr darum.“

Er selbst hatte erstaunlich viel Vereinzeltes an den verschiedensten Orten drucken lassen und strotzte in diesen Punkten von Erfahrung. So hatte er sich auch angewöhnt, jede Notiz, die man irgendwohin in den Druck gab, mit pedantischer Vorsicht und Umsicht zu behandeln und sie gegen alle möglichen Gefahren zu assecuriren. Diese Behandlung stammte nicht nur aus seiner diplomatischen Laufbahn, sie stammte wol besonders aus der französischen Fremdherrschaft in Deutschland, welche so lange

die peinlichste Vorsicht und Umsicht nöthig machte für Alles, was man schrieb oder gar drucken ließ. Und sie war in sein ganzes Wesen übergegangen. In mir persönlich hat immer das Gegentheil gewirthschaftet, die Unvorsichtigkeit, und Varnhagen war immer höchlichst erstaunt, wenn er mich auf dieses Gebrechen aufmerksam machte bei immer wiederkehrender Gelegenheit.

Sein Leben war in der ersten Hälfte unsicher und gefahrvoll bewegt gewesen. Das hatte sich eingegraben bei ihm, wie sich ja nur die Jugendeindrücke eingraben. Er war wie Heine, welchem er zeitlebens zugethan und verbündet geblieben, in Düsseldorf geboren, und war wie Heine von dort nach Hamburg übergesiedelt. Von dort war er nach Berlin gekommen, um — Medicin zu studiren. Der Sinn für schöne Literatur hat die Medicin rasch überholt, und mit neunzehn Jahren schon hat er unter Beihilfe Chamisso's einen „Musen-Almanach“ herausgegeben. Chamisso! Er lebte jetzt noch in Berlin, und Varnhagen lächelte immer freundlich, wenn auf ihn die Rede kam oder wenn man den alten Herrn mit langem Haare und dem steinernen Antlitze im einfachen altdeutschen Rock vorüberschreiten sah, eine bewegliche Bildsäule aus früherer Zeit unter den modernen Menschen. Er wohnte weitab in großer Anspruchslosigkeit, und man wurde seiner äußerst selten gewahr in der weitläufigen Stadt. Varnhagen, überreich an kleinen charakteristischen Geschichten von berühmten Leuten, unterließ nie, mit großem Behagen einen Vorfall auszumalen, welcher Chamisso in Coppet bei Frau v. Staël begegnet war. Er betraf Chamisso's Passion des Tabakrauchens aus langer Pfeife. Varnhagen rauchte natürlich nicht, und August Wilhelm Schlegel, der ebenfalls bei Frau v. Staël in Coppet wohnte, haßte als petit maître, wie man den Elegant früher nannte, das Tabakrauchen mit Ostentation. Im ganzen Hause zu Coppet durfte nicht geraucht werden. Das war denn für Chamisso eine große Pein. Wahrscheinlich ist schlechtes Wetter gewesen, und er hat nicht ausgehen können, um sich in freier Luft zu entschädigen, kurz, er hat sich den

bedenklichsten Ort für den Genuß einer Pfeife ausgesucht, den Abtritt. Die Thür sorgfältig verriegelnd, hat er dort geschmaucht, ohne darauf zu achten, daß dieser Ort ein nothwendiges Gemeingut sei für sämmtliche Hausbewohner. Daß dieser nothwendige Ort eine Stunde lang für sämmtliche Hausbewohner verschlossen geblieben, hat denn natürlich große Bestürzung hervorgerufen, und der sonst so delicat sich äußernde Varnhagen schilderte die Bestürzung Schlegel's und der Frau v. Staël unter schallendem Gelächter in der muntersten Weise. Das war überhaupt die Entwicklung eines Besuches bei ihm: wenn man eintrat, war er kläglich, fast verdrießlich, und alle die kleinen oder großen Leiden des Körpers und in Folge derselben die Leiden des Geistes fielen seufzend von seinem Munde und trippelten umher auf dem sich zusammenziehenden Antlitze, bis ein Ereigniß, gewöhnlich ein Zeitungsartikel oder ein Buch, zur Sprache kam. Da entwickelte sich ein politisches oder literarisches Thema, und er wurde gesünder. Dann verzweigte sich das Thema und steigerte sich, und er wurde lebhaft und frisch. Endlich kamen die zugehörigen Persönlichkeiten an die Reihe, dann wurde er munter, ja ausgelassen, und man verließ einen kerngesunden, unternehmenden Mann.

Eine Persönlichkeit namentlich machte ihn stets redselig. Das war Fürst Metternich. Varnhagen hatte lange und nahe Verbindungen mit Oesterreich gehabt; er war im Jahre 1809 von Tübingen aus nach Oesterreich gewandert, um gegen Napoleon zu fechten. Dieser Krieg von 1809 war in ganz Deutschland populär, und aus jenem Jahre schreiben sich alle die Lobeserhebungen Oesterreichs in Liedern und Schriften von norddeutschen Autoren, welche sonst feindlich gegen Oesterreich sprechen. Von Arndt zum Beispiele, der in seinem Liede vom deutschen Vaterlande Oesterreich „an Siegen und an Ehren reich“ nannte. Varnhagen focht bei Aspern mit und wurde nach der Schlacht zum Officier ernannt; auch an der Schlacht bei Wagram nahm er Theil. Dort wurde er verwundet. Als er in

Wien geheilt worden, folgte er seinem Regimente nach Ungarn und trat mit seinem Obersten, einem Prinzen von Bentheim, in näheren Verkehr als Adjutant desselben. Mit diesem Prinzen machte er 1810 auch eine Reise nach Paris und sah dort den Hof Napoleon's. Bis zum Jahre 1812 blieb er österreichischer Officier und machte als solcher in Prag Stein's Bekanntschaft und Justus Gruner's, des großen und des kleineren Rädelsführers gegen Napoleon in jener europäisch gewordenen Verschwörung gegen den modernen Cäsar, welcher damals kurzweg der Corse genannt wurde. Solchergestalt kam der junge Varnhagen in all die Verbindungen, welche mit Wort und That Krieg führten für die Befreiung des Vaterlandes. Als Oesterreich das Schwarzenberg'sche Corps stellen mußte zum Kriege gegen Rußland, verließ er den österreichischen Dienst, kehrte nach Berlin zurück und schloß sich als Hauptmann dem Tettenborn'schen Corps an. Dieser Tettenborn war der Liebling seines Lebens, und von ihm, von dessen liebenswürdigem, tüchtigem Wesen erzählte er stets mit warmer Hingebung. Die Befreiung Hamburgs, der Zug nach Paris mit diesem Corps war seine Iliade. Unterwegs in den Kriegslagern schrieb er denn auch die „Geschichte der Hamburger Ereignisse“ und die „Geschichte der Kriegszüge Tettenborn's“, die Feder immer bei sich führend und in jeder Pause benützend.

In Paris trat er in den diplomatischen Dienst Preußens und kam mit dem Staatskanzler Hardenberg zum Wiener Congresse.

Unerschöpflich war er in den Schilderungen dieser Congreßzeit, und die Frage um Metternich war immer der Mittelpunkt seiner Schilderungen. Metternich überlebte ja alle die Staatsmänner und stand noch jetzt in aller Fülle der Macht, als die Beweggründe jenes großen Krieges und jener großen politischen Veränderungen längst für überlebt und veraltet galten. Was Wunder, daß Varnhagen's Rede immer wieder auf ihn zurückkam!

Der diplomatische Nimbus übte auch offenbar einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn, der so lange mit diplomatischen Fäden hatte arbeiten und spielen sehen, der zu Karlsruhe in diesen Fäden gefangen worden war. Unsere späteren Unterredungen haben sich wie oft! um diesen Begriff eines „Diplomaten“ bewegt, welchen ich, ein junger, liberaler Theoretiker, durchaus als einen Künstler der Täuschungen abfertigen wollte und welchen Varnhagen als den Künstler eines großen Inhaltes erhöhen wollte. Da brachte er denn immer Metternich in Frage. Er versuchte es stets, ihm große Absichten unterzulegen, und gestand immer schließlich achselzuckend ein, daß dem Manne der letzte Ernst, die letzte Einsicht und die gründliche Charakterkraft gefehlt habe. Besonders eine Unterredung mit Metternich, die er kürzlich — Anfangs der Dreißiger-Jahre — mit ihm gehabt hatte, spielte da eine große Rolle. Varnhagen hat mir diese Unterredung zu wiederholtenmalen bis ins kleinste Detail erzählt, und es ist wahr: sie zeigte den österreichischen Staatskanzler in einem auffallenden Lichte Gutes wollender Bildung. Aber der Schluß blieb stets eine herbe Enttäuschung. Das Wort, den Begriff des „Fortschrittes“ hat Varnhagen in unerbittlich wiederkehrender Frage ihm abnöthigen wollen, und das ist absolut nicht erreichbar gewesen. Was ist das für ein System, welches keine Zukunft kennt?! Ein nichtiges. — Leider! seufzte Varnhagen selber, und sprach doch nach einiger Zeit immer wieder von den glänzenden Eigenschaften Metternich's.

Daß ein Mann von so ausgebreiteter Lebenserfahrung, von so mannichfaltiger literarischer Uebung mich, den jungen Lehrling, höchlich interessiren mußte, das war wol natürlich. Er erschien mir wie ein unerschöpflicher Quell von all dem, was ich zu erfahren wünschte. Täglich ging ich zu ihm und war glücklich, daß er dies zuvorkommend gestattete und daß er mir lächelnd sagte: ich muthete ihn an wie ein junger Officier, der sich nach Feldzügen sehnte. „Aber den Feldzug, welchen ich in Berlin erwartete,“ setzte er stirnrunzelnd und recht ernsthaft hinzu,

„diesen Feldzug ins Gefängniß möchte ich doch eiligst abbrechen; ich möchte von dannen reisen.“ Mit einer Gefangennahme dürfe man nicht anfangen, und soweit er die Verhältnisse und Herrn v. Tzschoppe kenne, stünde mir eine solche sicherlich bevor. „Bei der Willkür in unserem Staatsleben,“ rief er mit hoher Stimme, „sind Sie da allem Ersinnlichen ausgesetzt. Fort! fort! Aus den Augen, aus dem Sinn. Wenigstens vielleicht. Wird Ordre nach auswärts gegeben, dann kann sich solch eine Ordre verschleppen, wenn Sie nicht gleich zur Hand sind. Hier aber sind Sie unmittelbar zur Hand — also fort! Ein solcher Anfang mit Gefangennahme schleppt sich durch's ganze Leben, denn jedes Ereigniß hat seine unabsehbaren Spinnfäden von Consequenzen. Bei drohendem Sturme geht man nicht in See, sonst muß, wie Shakspeare's Brutus sagt, „die ganze Reise des Lebens sich durch Noth und Klippen winden.“

Er hatte Recht; er war der Vorsichtige und Umsichtige. Ich aber war, wie gesagt, der Unvorsichtige. Im Dünkel der Jugend hielt ich die älteren Herren — zu denen er doch auch gehörte — für zaghaft geworden, und am nächsten Vormittage trat ich doch wieder bei ihm ein und verbeugte mich lächelnd bei seinem Gruße. „Leichtsinniger Mann! Sie sind noch immer in Berlin?“ — Wo soll ich hin? — „Gleichgiltig! Nur fort von hier, wo die Löwengrube Ihrer wartet!“

Nun denn, ich habe einen Winkel entdeckt, der für mich geeignet scheint. Das südwestliche Ende meiner Heimat Schlesien, wo die Ausläufer des Sudetengebirges in hohen Hügeln abfallen, da gibt's kaum Poststraßen, da wird auch die Polizei kurzsichtig, und da hat mein nächster Aufenthalt einen Zweck. Es ist da eine neue Curanstalt entstanden für eine ganz neue Cur. Alle menschlichen Gebreste sollen da gründlich geheilt werden durch gemeines Wasser. Meine Hypochondrie fängt wieder an zu wühlen in mir, dort kann ich sie vielleicht ersäufen. — „In gemeinem Wasser?“ — Ja, in gewöhnlichem Wasser. Man trinkt es in Masse, und so wirkt es innerlich, und man badet

darin und wird auch sonst noch in unerhörter Weise damit behandelt, und so wirkt es auch von Außen nach Innen. Die Wassercur nennt man's, und ein Landmann, des Namens Prießnitz, ist der Erfinder, welcher eigenhändig die Cur prakticirt; ein heilender Genius soll in dem einfachen Landmanne dort in abgelegener Gegend eingekehrt sein und die aus der Mode gekommenen Wunder wieder verrichten.

„Da möcht' ich auch hin! Woher wissen Sie das?“ — Im Winkel einer Zeitung hab' ich die Nachricht gefunden. — „Oesterreichisch- oder Preußisch-Schlesien?“ — An der Grenze; ich weiß es nicht genau; österreichisch glaub' ich. — „Das ist in diesem Augenblicke besser für Sie.“ — Und Sedlnitzky? — „Er respectirt Curorte; also fort nach Gräfenberg, und schreiben Sie mir unter dieser Adresse —“

Er setzte sich hin und schrieb sie auf. Ich nahm wieder einmal Abschied von ihm und meinte nun selbst, es sei kaum rathsam, frank und frei in mein Hôtel zurückzukehren; die Polizei könnte schon auf mich warten. Ich war angesteckt von seiner Besorgniß und schlich durch eine Seitenthür in Glaßbrenner's Zimmer. Er lachte uns aus. Niemand sei dagewesen, die Geheimräthe sähen Gespenster, und im schlimmsten Falle würde man mich verhören wegen meiner Schriften, nicht aber gefangen setzen. Er hätte erst gestern den Polizeirath Duncker gesprochen über dieses Thema, und dieser wichtigste Polizeimann, der Schrecken aller preußischen Uebelthäter, hätte gelacht zu einer Verhaftung wegen „Reisenovellen“. Kurz, wir steigerten uns zum Spott über das furchtsam gewordene alte Geschlecht, und ich gab meine Abreise wieder auf. Zwei Wochen war ich schon in Berlin, Zeit genug, wenn man mir an den Kragen gewollt hätte! So raisonnirten wir Grünschnäbel, gingen ruhig ins Opernhaus, wo Gluck's „Iphigenie“ vor leeren Bänken für den Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm den Vierten, aufgeführt wurde, und legten uns dann tapferen Gemüthes zu Bette, wie wenn die Welt

nicht anders sein könnte, als sie in unseren jungen Hirnschädeln abgebildet war.

21.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, da erschien mir Alles in anderem Lichte. Dieses Erwachen früh und wenn man noch eine zeitlang im Bette verweilt, hat seine eigene Beleuchtung unserer Angelegenheiten, ich möchte sagen die klarste Beleuchtung. Freilich eine nüchterne. Für mich wenigstens. Und doch hat mir Gutzkow einmal gesagt, daß er des Morgens im Bette am ergiebigsten componire.

Ich componirte plötzlich meine Abreise und Reise. Die Sonne schien hell auf die Spree, und der Springbrunnen vor dem Museum glitzerte in Regenbogenfarben — die freie Natur war mir auf einmal unter allen Umständen wünschenswerther als Stadtvogtei oder Hausvogtei. Ich packte in größter Eile meine Siebensachen und fuhr schleunigst auf die Post, jeden Augenblick fürchtend, ich könnte auf- und angehalten werden. Ich wurde es nicht.

Der reizlose Weg durch die Mark nach Schlesien kam mir diesmal hübsch vor, weil er einen Gefängnißhof zum Gegenstück hatte; ja die Lage von Frankfurt an der Oder, dem einzigen anmuthigen Punkte in diesem Landstriche, gefiel mir sehr. Die arme Oder! Sie erlebt so wenig Reize. Nur ihre früheste Jugend im Jablunka-Passe sieht etwas von Bergen; dann geht ihr ganzes Leben durch flaches Land von Schlesien, der Mark und Pommern.

Einmal auf diesem Wege, wollte ich doch nicht an der Vaterstadt vorübereilen; ich verließ die Poststraße, welche Sprottau nicht berührte, und fuhr in einem Extrapostwagen die

zwei Meilen seitwärts hinüber. Der Extrapostwagen erschien mir wie peinliche Ironie: er galt in meiner kleinen Vaterstadt für das Fuhrwerk vornehmer Leute, und mir selbst war doch nicht im mindesten vornehm zu Muthe. Je näher ich der heimischen Stätte kam, je deutlicher ich die für Schaffütterung abgekuppten Bäume im steinigen Felde erkannte, die mir stets ein Gräuel gewesen, desto grauer erschien mir Existenz und Zukunft. Ein sogenannter Schriftsteller bist du geworden, der kaum was kann und der schon ausgestoßen ist und auf der Flucht! Er weiß durchaus nicht wohin. Und da plagte den Postillon der Teufel, als wir auf's schlechte Pflaster der Vaterstadt kamen, mit seinem Posthorne loszublasen, als brächte er im Triumphe den Kaiser von Marokko. Die Leute stürzten vor die Hausthüren. Ich schrie ihm zu, er sollte das Maul halten, aber seine Ohren waren voll gellender Posthorntöne, er verstand mich nicht; die Uebung seiner zweifelhaften Musik mochte auch alle Gaben seines Verständnisses in Anspruch nehmen, er blies, als sollten die Mauern von Jericho einstürzen, und erst ein heftiger Schlag auf seine Schulter brachte das Posthorn mit einem ausgezeichneten Mißlaute zum Schweigen, die Pferde zum Stehen. Wir hielten mitten auf dem Markte, und die ganze Stadt wußte nun im Nu: Laube Heinrich ist mit Extrapost angekommen.

Ich war eine unmeßbare Gestalt für meine Heimat, auch für meine Eltern. Der junge Prediger, für den ich gegolten, kam als Weltmann wieder und hieß Doctor; ich hatte von Leipzig aus in Jena promovirt, weil in Leipzig jeder Schriftsteller Doctor genannt wurde und weil es unmöglich war, allen Leuten zu sagen, ich sei kein Doctor. Was ist er eigentlich? fragten sich die Sprottauer in der Stille. Er schreibt Bücher und Zeitungen, hieß es. Der Stand war ihnen ganz neu; aber da ich mit Extrapost gekommen und sauber gekleidet war, so respectirten sie den Stand. Geld, Gelderwerb ist in kleinen Städten der erste und der letzte Maßstab.

Am schwersten war es, meiner Mutter Ersatz zu bieten für den untergegangenen Prediger. Doppelt schwer, da ich nahe daran war, meine Schriftstellerlaufbahn für eine verfehlte zu erachten, und ich ihr doch den Schmerz solch eines Bekenntnisses ersparen wollte. Die Umgebung wirkt ja auf uns wie Luft und Witterung, welche unser Wohl- oder Uebelsein hervorbringt, und die Umgebung in einer kleinen Ackerstadt brachte helle Verzweiflung für mich. Von dem, was mich geistig bewegte, war keine Spur vorhanden; es gab nicht einen Brocken geistiger Nahrung für mich, und nach einigen Tagen fand ich mich ausgehungert wie eine Kirchenmaus und kam mir leer und dumm vor zum Entsetzen.

Daran seh' ich jetzt, wie seit dreißig Jahren die Bildung fortgeschritten ist in unserem Vaterlande. Damals war das Städtchen ledig alles geistigen Verkehres, jetzt ist es eine Stadt, und Zeitungen mannichfacher Farbe kommen hin, und neue Bücher werden gelesen, und die Leute wissen ganz gut, was ein Schriftsteller bedeute.

Nur der Polizei-Inspector damaliger Zeit war ein Bücherleser. Vom Handwerker hatte er sich durch stille geistige Thätigkeit zu diesem hohen Posten aufgeschwungen, und ich erinnerte mich jetzt, daß er bei den Zunftversammlungen des Maurergewerks in unserem Hause Unterhaltungen geführt, welche meinem Großvater, dem Oberältesten des Gewerkes, böhmische Dörfer gewesen waren. Ich, als wohlbestallter Bürgerschüler, erklärte sie dem schwerhörigen Großpapa durch leises Schreien. Von Zeuxis, Parrhasius und Apelles, den griechischen Malern, hatte er, der Polizeirath, gesprochen, beim Bierkruge des sogenannten „Quartals“. Dieser Mann las in der Stille des Rathhauses auch jetzt, wie ich bald verspürte, seine Zeitung und fragte mich höflichst nach meinem Paß. Dieser Mann konnte mit Herrn von Tzschoppe in Verbindung sein; er hatte so curios gelächelt bei seiner höflichen Frage. Ich suchte mich damit zu trösten, daß unsere Polizei ein rein städtisches Institut wäre und in sehr

geringer Verbindung stände mit der Regierung; aber der Gedanke hatte etwas Schauerliches, daß ich in meiner Vaterstadt verhaftet werden könnte. Das wäre ein entsetzlicher Scandal gewesen für die Meinigen, denn bei Verhaftungen dachte man da nur an Spitzbuben oder Raubmörder.

Der Polizei-Inspector hatte eine sehr hübsche Tochter, welcher ich immer den Hof gemacht. Sie war noch da und war noch sehr hübsch — ich war nahe daran, sie zu bitten, daß sie den Vater ausfrage, und wenn sich mein Verdacht bestätigte, daß er mich auswärts in Empfang nehmen möchte. Kurz, es war ein kummervoller Aufenthalt, und ich machte ihm plötzlich des Morgens ein Ende, wie ich in Berlin ein Ende gemacht hatte. Mein Leben war eben bereits eine immerwährende Flucht geworden.

Wie von selbst gerieth ich in die alte Schulstraße, die ich so oft als Gymnasiast gewandelt, und sah mich nach neun Jahren wieder einmal vor den Wällen Glogaus. Ich hatte nichts da zu suchen und fand auch nichts in meiner jetzigen trüben Stimmung. Die eingemauerte Stadt war wie einst — wann wird man die bewohnten Festungen los werden und wird zu befestigten Lagern übergehen, die nur von Soldaten bevölkert werden! — und die grauen Bilder der Schulzeit blieben grau. Lernen und lernen vom Erwachen bis zum Schlafengehen, und zwar unter immerwährendem klösterlichen Ernste ohne irgend welchen Sonnenschein des Humors — das heißt doch die Jugend recht grundsätzlich verkümmern, und mit ihr den Körper, mit dem Körper aber auch Seele und Geist. Legt die Schulen in Feld und Wald und gebt dem Knaben so viel Freistunden wie Schulstunden, sie werden dann viel gescheidtere Menschen werden, jedenfalls glücklichere.

Sogar die Spiele der jugendlichen Phantasie, die entzückenden Regungen des Herzens für irgend eine Blondine — blond mußte die Ersehnte absolut sein! — sie erschienen mir jetzt wie von grauem Moose überwachsen. Fort! fort! raunte

es in mir, und auch in Breslau duldete es mich nicht, ich athmete erst wieder ruhig auf, als ich in Gräfenberg untergebracht war.

Untergebracht. Der Ort war damals noch wie ein Indianerdorf, in welchem ein Weißer sich angesiedelt. Ein steinernes Haus gab's, in welchem Prießnitz die Aristokratie seiner Patienten wohnen ließ. Wenn es voll war, da wurden neue Ankömmlinge in die Bauernhäuser gesteckt. Ein solcher Ankömmling war ich, und mein Zimmer war die Ecke einer Bauernstube; dort sollte ich schwitzen und gedeihen. Die anderen Ecken und die Mitte der Stube verblieben der Bauernfamilie und dem Gesinde, verblieben der ganzen idyllischen Häuslichkeit einer Bauernwirthschaft. Ich wohnte in einem eingebildeten Winkel, der jedem Blicke offen stand. Ungemein aufmunternd für meine Stimmung. Das Leben ging mir in reißender Schnelle abwärts, und Goethe's Vers: „Leb' mit dem Vieh als Vieh" klapperte mir von Früh bis Abends im Gehirne herum.

Dazu rauhes Frühjahrswetter, welches sich hier am Abhange des Gebirges um einen Monat verspätet hatte und zuweilen des Morgens mit sauberen Schnee aufwartete. Das war von Wichtigkeit für mich, denn mein kaltes Bad lag im sogenannten Garten beim Bauernhause, und wenn ich des Morgens unter einem Berge von Decken curmäßig in strömenden Schweiß gelangt war, dann hatte ich, kärglich eingehüllt in einen dünnen Laken, hinauszuwandeln in jenen Garten und mich in das lockende Bad zu senken. Durch den Schnee hindurch war dies besonders biblisch und zähneklappernd trabte ich dann mit der rebellischen Frage zurück: Ist dies der Teich Bethesda?

Prießnitz hatte wirklich etwas von einem Propheten. Nur sprach er fast gar nicht, was doch die biblischen Propheten sehr reichlich thaten. Das ist modern, dachte ich mir. Denn übrigens fehlte mir nichts zur Illusion, daß ich mich unweit des Jordan im idumäischen Gebirge befände und daß die Grundsätze der Essäer

hier eingeführt wären. Namentlich was Essen und Trinken betraf. Zum Frühstück kaltes Wasser, so viel als möglich, dann kalte Milch mit schwarzem Brot, dann immerfort kaltes Wasser, so viel als möglich, dann kalte Douche oben im Walde, im freien Walde bei Wind und Regen und Schnee, dann endlich sogenannte Malzeit im steinernen Hause, die ursprünglichste Speise der Menschheit, einige Jahrhunderte vor Erfindung der Kochkunst, kaltes Wasser dazu nach Discretion, das heißt wieder so viel als möglich.

Eine leise Frage an Prießnitz, ob diese Lebensweise im idumäischen Gebirge wirklich zu einem gedeihlichen Ziele führen könne, prallte ab von seinem unverbrüchlichen Stillschweigen. Wenn man Glück hatte, so entdeckte man den Anfang eines ganz kleinen Lächelns auf seinem sonst unbeweglichen Antlitze.

Er war von hoher Mittelgröße und entweder in einen wohlerfahrenen schwarzen Frack oder in einen napoleongrauen Rock gehüllt. Bei unserem lieblichen Frühlingsschnee trug er Wasserstiefel an den Füssen, und er sah überhaupt aus wie ein städtischer Bauer. Die Züge seines Antlitzes waren kräftig und hatten etwas Steinernes, da sie selten in Bewegung geriethen. Die Stimme war sanft. Eigentlich war er ganz Ohr; er hörte mit unerschütterlicher Gelassenheit zu. Das erweckt beim Patienten immer Zutrauen, denn der Leidende will zunächst all seine Gedanken angebracht sehen. Aus der Summe dieser Gedanken, meint er, wachse die Pflanze der Genesung. Und wenn der Arzt so ausdauernd zuhöre, dann — meint der Kranke — sei dies auch ein gewissenhafter Arzt. Das war Prießnitz sicherlich. Die geheimnißvolle Bedeutung, welche von ihm ausstrahlte, entsprang aus seiner gewissenhaften Erwägung, und diese wurzelte wol in seinem langsamen Denkprocesse. Er studirte fortwährend. Durch eigene Krankheit war er zum Nachdenken gebracht worden über Heilmittel, und das Wasser hatte sich ihm als wirksamstes Heilmittel erwiesen. Von Fall zu Fall hatte er dann in seiner Umgebung weiter probirt mit seinem einfachen Wassermittel, zuerst

an seinen Gräfenberger Nachbarn, dann an den Freiwaldauern, die unten im Städtchen wohnten und die von seinen glücklichen Curen gehört hatten. Langsam hatte sich sein Ruf in den ersten Dreißiger-Jahren verbreitet, und er wurde jetzt — im Frühjahre 1834 — noch überall angezweifelt. Die Prießnitz'sche Wassercur galt noch für eine Marotte, der Mann selbst aber wurde niemals Charlatan genannt. Ein alter Arzt aus Breslau, der seine Gicht jetzt eben hier heilen wollte, sagte von ihm: Er ist ein Genie, von der Natur zum Heilkünstler bestimmt.

Die ganze innere Beschaffenheit des menschlichen Körpers zu kennen, ist jedoch eine Vorbedingung für den Arzt, welche ein langes, genaues Studium voraussetzt. Wie kann man heilen ohne Beherrschung dieses weiten Umfanges von Kenntnissen? Diese Frage sprach ich direct aus gegen Prießnitz. Er nickte langsam mit dem Kopfe, und noch langsamer gab er in abgerissenen Worten von sich, daß er die aufgeschnittenen Leiber der Thiere genau betrachtet habe. Und die Verantwortlichkeit — fragte ich weiter — welche Sie übernehmen bei schwer Kranken die hieher kommen? Da zuckte er leicht die Achseln und meinte: er rufe sie nicht her und weise auch viele zurück, denn seit einiger Zeit fänden sich Kranke ein, denen der Tod schon auf der Zunge sitze.

Sichtlich lag die Verantwortlichkeit wie eine schwere Last auf ihm, und sie wol machte ihn so schweigsam.

Er ist später etwas freier in seinem Wesen geworden, aber ein stiller Geselle ist er immer geblieben.

Eines Tages trat er zu ungewöhnlicher Stunde in meine Bauernstube, um mir geheimnißvoll mitzutheilen, daß meine Existenz bedroht erscheine. Von der österreichischen Regierung sei ich, wie er kürzlich erfahren, unter specielle polizeiliche Aufsicht gestellt, und gestern Abends habe man ihm angezeigt, daß in den preußischen Grenzorten Befehl eingegangen sei, mich festzunehmen, wenn ich die Grenze passirte. Soeben habe ihm aber ein kundiger Herr zugeflüstert, daß ich vor Kurzem aus dem

Königreiche Sachsen verbannt worden. Was um Alles in der Welt, was für eine Gattung von Uebelthätern ich denn sei? war mit ein wenig anderen Worten seine unsicher articulirte Schlußfrage.

Dabei war er wenig ängstlich und mißtrauisch. Als denkender Oesterreicher wußte er, daß solche politische Verfolgung gewöhnlich ihre übertriebenen oder unnützen Gründe habe, und er rieth mir gutmüthig — das war er überhaupt — meine Cur in Gräfenberg unbekümmert fortzusetzen.

So war ich denn selbst hier im idumäischen Gebirge bereits wieder ein verdächtiges Mitglied der Menschheit, welches unter dem Hemde am Oberarme ein Brandzeichen verbarg. Denn bekannt wurde es auf der Stelle, daß ein geheimnißvolles Verbrechen auf mir lastete. Solcher Verdacht dringt wie die Luft durch die unscheinbarste Ritze, weil er Jedermann willkommen ist. Warum willkommen? Jedermann braucht einen Reiz für sein langweiliges Leben, und benützt den kleinsten Anlaß zu großer Erfindung. Die Leute stecken dann die Köpfe zusammen, wenn man vorübergeht, und sprechen leise, verstohlene Blicke auf uns werfend; man ist geächtet.

Dazu kam die peinliche Wirkung der neuen Cur: sie erregte mir ununterbrochenen Zahnschmerz und König Lear's Hypochondrie. Hinunter! hinunter! seufzte ich mit dem märchenhaften Könige, aber es half nichts. Es war ein abscheulicher Zustand.

Man erträgt ihn allenfalls in einem Curorte, welcher sein historisches Examen abgelegt hat; in Karlsbad läßt man sich nachweisen, daß dies eine herkömmliche Entwicklung sei, und leidet getrost weiter, denn man hofft mit leidlicher Zuversicht, die Sonne werde doch einmal aufgehen. Aber die Wassercur war nagelneu, der Ort und der Arzt waren Novizen, und wie viel Theilnahme ich auch für Prießnitz persönlich hegte, ich mußte mir doch gestehen: der Mann sucht erst seine Wissenschaft. Der Himmel weiß, ob er sie findet, und bei der Suche gehst du leichtlich mit verloren.

Warten ferner, warten können ist eine Eigenschaft, welche ich in sehr geringem Grade besitze. Und nun warten gar in's Trübe hinein, in's Aussichtslose! O nein. Da bin ich für eine Veränderung der Lage, wenn diese Veränderung auch keine Verbesserung darbietet. Fort! fort! trieb's in mir, und ich miethete mir einen Bauernwagen. Wohin?

Ich wußte es kaum. Nach Oesterreich hinein? Es hatte keinen Sinn, in die geöffneten Arme Sedlnitzky's zu laufen. Die ganze übrige Grenze war aber Preußen, und auf dieser Grenze wurde ich erwartet. Nicht nur Prießnitz sagte mir das; Briefe aus Breslau berichteten mir, ich sei in Berlin nur zufällig übersehen worden, und jetzt sei wirklich Ordre gegeben, sich meiner Person zu versichern. Ich war aber nicht mehr in der Laune, mich verhaften zu lassen, um endlich zur Ruhe zu kommen; ich war abgehetzt und schwermüthig. Durch Preußen hindurch nach Sachsen zurück wollte ich. Freilich war ich aus Sachsen bereits verbannt, aber es gab keinen anderen Weg für mich, um ins Freie zu kommen, als den über Sachsen. Durchreisen, dachte ich, läßt man dich gewiß in Sachsen, denn man hat dich nur ausgewiesen, weil Preußen es verlangt hat.

Die Fahrt auf jenem Bauernwagen — ein Bund Stroh war mein Sitz — war durchaus die eines armen Sünders; insbesondere wegen meiner trostlosen Gemüthsstimmung, die durch eine unvollendete Cur rein körperlich erregt war.

Durch waldiges Hügelland führte der Weg, und durch ein offenes Landstädtchen, Johannesberg geheißen. Es ist noch auf österreichischem Gebiete, und hier ist der Dichter Zedlitz geboren. Beim Anblick dieses Städtchens hob sich meine Stimmung merklich. Durch den Genius eines Dichters, der hier noch in den Lüften waltete? Ach nein. Nicht so romantisch, sondern sehr materiell lautete die Erklärung und die Entdeckung, welche ich hier machte. Unter den neuesten Hilfsmitteln der Gräfenberger Wassercur nämlich spielten feuchte Handtücher eine Rolle, welche man um die Weichen schlang. Ihre Feuchtigkeit erzeugte gesteigerte

Wärme, und ihr schrieb man große Wirkungen zu. Diesen Wirkungen mißtraute ich für meine Person, und ich entledigte mich hier in Johannesberg dieser dampfenden Binde. Zu meinem Heile. Die peinigende Hypochondrie verdampfte auf der Stelle; sie war durch dieses Heilmittel hervorgebracht. Stolz auf diese Entdeckung theile ich dies nach sechsunddreißig Jahren allen zur Hypochondrie geneigten Leidensgenossen mit und bitte um Entschuldigung, daß ich's nicht früher gethan.

Freier athmend, sah ich unten im ebeneren Lande das preußische Grenzstädtchen vor mir, Patschkau genannt. Diesem entscheidenden Punkte brachte ich doch wieder leidliche Entschlossenheit zu: ich commandirte meinem Gräfenberger Kutscher „Halt!" Er sollte ohne mich durch den Grenzposten fahren; eine Viertelstunde jenseits der Grenze würde ich auf der Landstraße seiner warten. Erstaunt sah er mich an. „Der Cur wegen, Freund, muß ich eine Strecke zu Fuß gehen," sagte ich ihm zur Aufklärung.

In weitem Bogen umkreiste ich das Städtchen und wartete dann auf einem Steinhaufen der Landstraße. Wieder warten! Meine Schwäche. Aber die Viertelstunde war längst vorüber, meine Ungeduld war natürlich. Eine halbe Stunde ging vorüber, der Wagen erschien nicht, drei Viertelstunden — er kam nicht.

Kein Zweifel mehr, es war etwas vorgegangen, und die Phantasie eines Verfolgten war in berechtigter Arbeit. Man hat meinen Koffer entdeckt im Stroh des Bauernwagens, denn schon des Zolles wegen untersucht man auf der Grenze den Wagen; man hat gefragt nach dem Eigenthümer, und der Gräfenberger Eigenthümer hat mich beschrieben — sie werden kommen mit Spießen und Stangen, dich zu suchen, dich zu fahen. Vorwärts in einen Seitenweg, von dannen! Aber im Koffer ist ein angefangenes Manuscript, das kannst du nicht aufgeben, es bietet deinen einzigen nächsten Unterhalt, und dieses Ausreißen wie ein Dieb vor einer Gefahr, welche du vor fünf Wochen selbst

aufgesucht, ist deiner Natur zuwider; geh' hinein in den Rachen des Löwen, Patschkau genannt! So raisonnirte ich, offenbar weil ich des nassen Handtuches und seiner lähmenden Kraft ledig war, und marschirte resolut rückwärts nach dem Städtchen zu, auf das Aergste gefaßt.

Die Sonne schien warm, die Landschaft und das Ackerstädtchen waren still und ganz menschenleer. In dieser Stille kam ich unangefochten an's Thor, in die erste Straße, da — kam mir langsam mein Wagen entgegen. Der Kutscher ging nebenher, Niemand geleitete ihn, Niemand saß auf dem Wagen. Warum so spät? Ein Pferd war unwohl geworden.

Jetzt war es wieder hergestellt, und wir trabten frisch unten am schlesischen Gebirge hin den Gegenden zu, welche mir aus der Schweidnitzer Schulzeit sehr wohl bekannt waren. Das wohlgeformte Eulengebirge, welches auf Frankenstein und Reichenbach herniedersieht, auf einen fruchtbaren Weizenboden Schlesiens, stand mir zur Linken ganz so wie einst, da ich als hoffnungsreicher, sorgloser Studiosus hinaufgeblickt. Ich nur war fast hoffnungslos und recht sorgenvoll geworden. Ich bedurfte einer Ansprache, und als wir jenseits Schweidnitz auf das Plateau von Salzbrunn hinaufkamen und ich die Kirche sah, in welcher ich oft Nachmittags gepredigt, da hieß ich den Kutscher seitwärts in den Kirchenweg fahren und vor dem Pfarrhause halten. Richtig! mein alter Freund, der gutmüthige Pastor, trat auch wie bestellt vor die Thür und erkannte mich flugs. „Etwas angegriffen sehen Sie aus, Laube! Wo und was sind Sie denn jetzt?"

„Ein Vagabund!" — „Warum nicht gar! Steigen Sie nur ab!" — „Nein ich muß weiter, ich habe Eile."

In aller Eile hatte er mir als Wichtigstes mitzutheilen, daß er ganz zufrieden sei mit der Annahme der neuen Agende und sich wohlbefände in Einhaltung der rechten Mitte zwischen Rationalismus und Supra-Naturalismus, wie er mir immer angerathen.

„Ja wol!“ — erwiderte ich — „indem Sie mir stets die Worte des Horaz empfahlen, welcher die Männer der Mitte die glücklichen nennt, beati, beati! Ich selbst bin augenblicklich hier auf meinem Strohsitze recht weit von der Mitte entfernt.“ — „Wieso?“ — „Ich bin jung, lieber Herr Pastor, und ich meine, trotz des unbequemen Strohsitzes, die Jugend darf nicht in der Mitte anfangen, sonst geräth die Entwicklung der Welt in Stillstand. Die Jugend soll über das Vorhandene hinaus trachten, damit der Umkreis unserer Wünsche und Zustände erweitert werde. Man mag sie immer dafür strafen; sie wird von der Strafe lernen, und die Strafe wird auch denjenigen belehren, welcher straft. Horaz war kein junger Mann, als er seinen Vers von der glücklichen Mitte schrieb. Er war ein erfahrener Lebemann, der behaglich existiren wollte und sich mit dem neuen Kaiserthume des Augustus friedfertig stellte. Die übergreifende Jugend kommt später auch zu einer „Mitte“, aber es ist dann ihre Mitte, und nur als solche die richtige. Denn die erworbene Mitte hat sich neue Maßstäbe erworben.“

Der alte freundliche Pastor wiegte den Kopf hin und her, er merkte etwas von meiner Bedrängniß und gab mir seinen Segen. Ich sollte nur die Töchter abwarten und begrüßen, die sämmtlich noch unverheiratet und drüben im Garten wären. „Nichts von schönen Mädchen, Papa, ich bin in einen Orden gerathen, welcher Pastorstöchtern nicht gefällt. Gruß und Handschlag, und wahrscheinlich Ade für diese Welt!“

Fort rasselte der Wagen über jenen buckeligen Landstrich, welcher die großen Waldenburger Kohlenlager bedeckt und der damals nicht ahnen ließ, daß ein „Strike“ hier aufsteigen und sociale Probleme mit Hunger und Kummer in Rede und That bringen werde — Probleme, welche unserem damaligen Liberalismus noch ganz fremd waren. Solch ein allgemeiner Grundsatz wie der Liberalismus gleicht den großen Flüssen. Man nennt nur Eine Quelle, aber zu dieser Hauptquelle gesellen sich unterwegs alle benachbarten Wasserläufe, und so entsteht nach Ueber-

windung aller Terrainschwierigkeiten unten in der Ebene der breite mächtige Strom, welcher einer Geschichtsepoche den Namen gibt und den Charakter und die Bewegung.

22.

Die eigentliche Flucht schien mir beendigt, als ich nach Dresden kam. Ich wußte wol, daß ich auch da nicht bleiben dürfte, und stieg deshalb außen in der Bautzener Vorstadt ab, ein Fuhrmannswirthshaus für mein Theil erachtend. Aber ich wußte auch, daß ich in Sachsen nur Achselzucken und eine fortweisende Pantomime finden würde, jedoch keine krallende Hand.

Vielleicht — dachte ich — ermannt sich auch ein Minister, dem befehlenden Wunsche von Außen eine diplomatische Schwerhörigkeit entgegenzubringen. Ich wollte also aus meinem Fuhrmannswirthshause in ein Minister-Hotel wandeln. Wie war das möglich zu machen? Gewöhnlichen Reisenden, die vom Strohbunde eines Flechtenwagens sich erheben, sind doch die Minister nicht ohneweiters zugänglich. Ich suchte einen Mann auf, welcher meines Wissens bei einem königlichen Archive angestellt war und welcher mir zu wiederholtenmalen nach Leipzig geschrieben hatte. Er hatte immer Ermunterung und Zustimmung für die liberale Fassung der „Eleganten" ausgedrückt, und ich durfte hoffen, guten Rath bei ihm zu finden. Ich fand auch Rath und That. Er war ein langer, hagerer junger Mann, der später ungemein bekannt geworden ist, indem er seine archivalischen Studien in ein beißendes Buch zusammentrug. Dieses Buch war eine Sammlung pikanter Vorgänge an deutschen Höfen, und der Mann hieß und heißt Vehse. Er war von liebenswürdigster Bereitwilligkeit

für meinen Zweck, und sein Liberalismus war so naiv, daß er meinte, es würde gar keine Schwierigkeit haben, meinen ferneren Aufenthalt in Sachsen zu erwirken. „Dafür haben wir Lindenau!“ rief er zuversichtlich und führte mich ohne Verzug in das Hotel dieses Ministers.

Herr v. Lindenau war seit der Juli-Revolution, welche auch in Sachsen einen liberalen Systemwechsel hervorgebracht, der populäre Minister der freisinnigen Richtung, und er war wirklich ein allgemein beliebter Staatsmann, namentlich auch beliebt durch ein menschenfreundliches Wesen.

Vehse gelangte sofort in sein Cabinet wie ein täglicher Besucher, und ich wartete im Vorzimmer. Diese Leichtigkeit des Zutrittes machte mir die beste Hoffnung.

Sie wurde getäuscht. Vehse kam ganz bestürzt aus des Ministers Cabinet und verrieth mir mehr, als er es eingestand, daß Herr v. Lindenau nichts mit mir zu schaffen haben wollte.

„Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf“ — dieses Schiller'sche Wort schien für Vehse geschrieben; er schüttelte die Vorwürfe ab, welche ihm ersichtlich Lindenau gemacht hatte, daß er ihm einen compromittirten Schriftsteller ins Haus geschleppt, und rief mit einer Art von Todesmuth: „Gehen wir zu Herrn v. Carlowitz!“

Dieser Minister hatte keineswegs einen so liberalen Ruf wie Herr v. Lindenau, aber aus Vehse's Aeußerungen konnte ich schließen, daß dem Herrn v. Carlowitz ein stärkeres sächsisches Bewußtsein und ein stärkeres Knochengerüst des Charakters zuzutrauen wäre.

Das bestätigte sich auch. Ich wurde angenommen, und ein ältlicher Herr mittlerer Größe trat mir langsamen, nicht ganz leichten Schrittes entgegen. Das Antlitz, fast wie Pergament, verrieth gar keine Wandlung, und auch das Auge setzte sich gar nicht in Unkosten; aber ich bemerkte doch, daß es ganz gut sehe. Noch besser schien der stille Herr zu hören, eine Capital-Eigenschaft

für einen mächtigen Mann. Der ganze Kopf saß tief in einer dicken weißen Halsbinde und rührte sich nicht; eine leichte Handbewegung nur forderte mich auf, meinen Fall und mein Gesuch vorzutragen.

Dieser Vortrag schloß meinen ganzen literarischen Lebenslauf in sich, und demgemäß auch ein breites Stück Politik. Regungslos hörte Herr v. Carlowitz zu; ich hatte volle Gelegenheit, mich um den Hals zu reden in diesem weiten Salon, der sehr akustisch zu sein schien, und als ich endlich schwieg, erschrak ich fast über das Echo der Wände und über die Lautlosigkeit des neben mir sitzenden Mannes. Die weiße Halsbinde schien sich eher zu bewegen, als sein Antlitz. Eine unheimliche Pause trat ein. Dann streifte mich ein Viertelsblick seines Auges, welcher fragte: Sind Sie fertig?

Ich verneigte mich. Mein Gesuch ging dahin, in Leipzig bleiben zu dürfen als Redacteur der „Eleganten Zeitung", unter dem Schutze Sachsens gegen das Ausweisungsverlangen Preußens.

Endlich öffnete sich der Mund, und ich hatte gegründete Aussicht, daß der übrigens sehr höfliche Herr auch sprechen könne. Stumm hatte er mich begrüßt und bis daher kein Jota gesagt. Langsam und anspruchslos fielen wie Perlen vier Worte aus diesem Munde, nämlich: „Bleiben Sie in Dresden".

In diesen Worten lag eine wohlbedachte, eine vollständige Politik. Es fehlte ihnen nur ein gescheiter Zuhörer. Ich war kein solcher, sondern war unglaublich dumm.

Denn ich hatte nichts Eiligeres und nichts Alberneres zu thun, als nochmals in langer Rede auseinander zu setzen, daß Leipzig mir unerläßlich sei zur Redaction der „Eleganten Zeitung".

Als ich zum zweitenmale fertig war, folgte dieselbe Pause, folgten dieselben Worte: „Bleiben Sie in Dresden".

Ich hörte aus diesen vier Worten nur das Nein heraus für mein Gesuch und beschränkte mich nun auf die geringere

Bitte, wenigstens noch vierzehn Tage lang in Leipzig bleiben zu dürfen, damit ich meine Geschäfts-Angelegenheiten ordnen könnte. Ein leichtes Kopfnicken und eine breite Handbewegung drückten aus: diese bescheidene Bitte ist Ihnen gestattet. Und hiemit war die Audienz beendigt; ein stummer Abschied erledigte sich durch mehr oder minder graciöse Verbeugungen.

Ich fuhr nach Leipzig und zeigte der über meine Ankunft betroffenen Sicherheitsbehörde an, daß mir der Herr Minister die Erlaubniß für vierzehn Tagen gegeben habe. Es wurde mir nichts in den Weg gelegt; die blos mimische Bewilligung des Herrn Ministers bewährte sich also vollkommen.

Was nun? Die Berathung mit meinen Freunden, welche allmittäglich im „Hôtel de Bavière“ stattfand, überhörte wie ich das weise Wort des Ministers: „Bleiben Sie in Dresden“, und so taumelte ich in ein Schicksal hinein, welches meinen nächsten sechs Lebensjahren eine Verbrecher-Signatur und mit ihr ein hohes Maß von Schmerzen und Entbehrungen aufprägte.

Ich selbst nämlich kam mit eingebornem Eigensinne wieder auf den Entschluß zurück, mit welchem ich vor sechs Wochen Leipzig verlassen hatte, auf den Entschluß, mich selber in Berlin der Verhaftung darzubieten. Als mir unterwegs die Verhaftung auf die Schulter zu springen drohte, da war ich ihr entsprungen und jetzt in der Ruhe eines vorläufigen Hafens meinte ich doch wieder, diesem Gehetztwerden müßte ein- für allemal ein Ende gemacht werden durch ein summarisches Opfer. Wie ging das zu? Die unmittelbare Empfindung ist eben was Anderes, als die blos verständige Berechnung. Verständig! nach Verlauf neuer vierzehn Tage sollte ich klar einsehen, daß sie unverständig gewesen war.

Ich reiste denn wirklich wieder nach Berlin und wartete dort auf meine Verhaftung.

Varnhagen mißbilligte mein Verfahren auf das heftigste, indem er namentlich mir klarmachte, daß unter den preußischen

politischen Zuständen und Stimmungen auf eine rein juridische Behandlung gar nicht zu rechnen wäre. Man würde unglaubliche Vorwände erfinden, mich festzuhalten, und einer absoluten Regierung fehle es nie an Vorwänden, weil keine Behörde stark genug und willig genug sei, den täuschenden Mantel abzuziehen von diesen Vorwänden.

Ich weiß nicht mehr, ob er darauf kam oder ob endlich mein eigener Verstand entdeckte: was die Carlowitz'schen Worte bedeutet hätten. Kurz, sie wurden mir plötzlich klar. „Wenn dieser junge Schriftsteller" — hatte er gemeint — „in Dresden bleibt, so wird der wiederum reclamirenden preußischen Regierung geantwortet: er ist ja auf unsere Veranlassung nicht mehr in Leipzig, nicht mehr an der Quelle journalistischer Aeußerungen, welche ihn lästig gemacht haben, er ist in dem journalistisch harmlosen Dresden unter unserer nahen Aufsicht, und es kann abgewartet werden, ob er auch hier Excesse begeht."

Solche wohlmotivirte Ablehnung war dem sächsischen Staatsminister eine angenehme Genugthuung für die auswärtige Forderung, und für mich brachte sie einen heilsamen Stillstand zuwege. Zur Noth konnte ich auch von Dresden die nur wöchentlich erscheinende belletristische Zeitung redigiren, bürgerlich aber hatte ich einen Anhalt gewonnen in dem selbstständigen Verfahren des Staatsministers.

„Kehren Sie deshalb eiligst nach Dresden zurück!" schloß eines Abends Varnhagen unser Gespräch, und ich ging in mein Quartier an der Behren- und Friedrichsstraßen-Ecke, mich mit dem Gedanken zu Bette legend: morgen könnte es geschehen!

Die Weisheit kam zu spät. Als ich am nächsten Morgen beim Frühstück saß, traten drei Männer in mein Zimmer, und Einer von ihnen kündigte mir an, daß er den Auftrag habe, mich und meine Papiere in Haft zu nehmen.

Dieser eine Mann, wohlgenährt und von rosigem, freundlichem Angesichte, war eine polizeiliche Berühmtheit jener Tage.

Wenn irgend ein gefährlicher Verbrecher eingefangen werden sollte, da hieß es immer: Dunker wird seiner schon habhaft werden, dem Polizeirath Dunker entgeht Keiner! Daß ich ihm nicht entging, war nun freilich kein Kunststück. Als solches betrachtete es auch Dunker nicht; diese literarisch-politischen Verhaftungen waren überhaupt nicht nach seinem Geschmacke, er war eigentlich so liberal wie Einer von uns und interessirte sich nur für Behandlung wirklicher Verbrecher.

So war denn auch unser Austausch von Reden bei einem so mißlichen Vorgange, wie eine Verhaftung ist, ganz milde und friedfertig. Er fragte mich, ob eine Droschke geholt werden sollte, oder ob ich den Weg zu Fuße vorzöge, da er in Civilkleidern sei und somit neben mir nicht wie ein Transportirender auffallen werde. Es war ein schöner Frühsommer-Morgen; ich stimmte für die Fußwanderung. Luft und Bewegung zum letztenmale!

So gingen wir den ziemlich weiten Weg hinüber nach dem Molkenmarkte, also nach der Stadtvogtei, meiner früheren Wahl gemäß. Ich war im Gemüthe ziemlich ruhig, war mir aber doch des schweren, unabsehbaren Momentes recht bewußt. Unabsehbar! Das war der Begriff, welcher mir am meisten zu schaffen machte, und der Freiheitssinn in mir flüsterte: Schneide ab! Entspringe! — Der Polizeirath allein war neben mir, und wir wandelten auf schmalem Pfade durch Kartoffeln und Gemüse eines Marktes dahin unter Bauernweibern und einkaufenden Köchinnen. Das erinnerte mich Alles an Feld und Flur und Natürlichkeit, es erschien mir wie das Natürlichste, daß ich mich der neuen Bekanntschaft des corpulenten Herrn Dunker entschlüge. Er sah so behäbig aus in seiner Corpulenz, daß ich annehmen konnte, er werde mich sicher nicht einholen, wenn's ans Laufen ginge. Ein albernes Anstandsgefühl hielt mich ein wenig zurück; er hatte mir so harmlos vertraut, indem er allein mit mir die Wanderung angetreten! — Diese Anstands-Convenienzen spielen eine wunderliche Rolle in unserem Leben; sie bedeuten so wenig

und bewirken so viel. Wo die höhere Rücksicht sie mit dem Fuße fortstößt, da schreit die anständige Gesellschaft so laut, und es braucht einer Tragödie, um über die kleinen Maßstäbe dieser anständigen Gesellschaft hinwegzukommen. Wer sagt mir denn aber, ob ich nicht in der ersten Scene einer Tragödie dahinwandelte durch die Gertraudenstraße auf den Molkenmarkt zu?!

In den nächsten Monaten hab ich oft bedauert, daß ich die leichte Gelegenheit zum Entspringen nicht benützt hatte.

Ein schmales Zimmer mit Einem Fenster, welches auf einen kleinen leeren Hof blicken ließ, wurde meine Wohnung. Die Thür wurde verschlossen, ich war allein, war gefangen. Es war eben nicht viel anders, als da ich vor acht Jahren zu Halle im Carcer eingesperrt wurde, damit ich Bekenntnisse über die Burschenschaft machen sollte. Und doch anders. Dort Universitäts-Gericht und Studentendinge, hier Staatsgericht und politische Dinge. Staat und Politik sind verzweifelt weite Begriffe. Das ist ein Netz mit tausend Maschen, in denen man hängen bleiben kann als kleiner Fisch.

Und doch sollten mir jene Studentendinge viel gefährlicher werden, als alle die Staats- und politischen Dinge, um welche sich meine Verhöre bewegten!

Dunker verhörte mich auch. Er that es allein und schrieb eigenhändig die Protokolle. Er machte das ganz artig ab, ja liebenswürdig, und die Physiognomie der Untersuchung gegen mich gewann einen recht harmlosen Ausdruck.

Diese Verhöre betrafen meine „Reise-Novellen“ und einzelne Artikel der „Eleganten Zeitung“: Anklage auf allzu freisinnige Politik und Theologie lag zum Grunde. Dunker las die betreffenden Stellen vor und betonte das nachdrücklich was strafwürdig erscheinen sollte. Aber die Betonung hatte etwas von einem lächelnden Fragezeichen in sich und wenn ich einen Grund angab, so verstärkte er diesen Grund beim Niederschreiben durch irgend einen kleinen Zusatz. So wurden die Verhöre feine Lustspiel-Scenen: Dunker sagte es nicht, daß er auf meiner Seite

stünde, aber er handelte auf meiner Seite. Endlich kam das einmal zum Ausbruche bei einer Stelle in den „Reise-Novellen“. Sie lautete: „Um die Kirchen ist immer viel Wind“. — „Wie können Sie das verantworten?“ fragte Dunker mit einer Strenge des Tones, welche seinem weichen Organe gar nicht natürlich war. Ich berief mich auf die örtliche Stellung der Kirchen, welche immer auf freien Plätzen stünden, und auf freien Plätzen herrsche immer Zugwind; ich hatte aber das Wort Zugwind noch nicht ganz ausgesprochen, da überraschte uns ein schallendes Gelächter. Hatte uns Jemand zugehört? Nein, wir waren allein; wir Beide hatten so unwillkürlich gelacht.

Trotzdem wurde der discrete Lustspielton zwischen uns nicht geändert, es folgte keine platte Erklärung des Gelächters, sondern Dunker sagte, nachdem er sich die überfließenden Augen mit dem Taschentuche getrocknet: „Diese topographische Begründung ist werthvoll, aber einseitig. Was meinen Sie zu dem Beisatze: Friedrich der Große hat dergleichen oft gesagt?“ Ich entgegnete sehr ernsthaft, daß ich für alle ähnlichen incriminirten Stellen zu Protokoll gäbe, sie stammten aus dem Studium der Schriften, welche der preußische König Friedrich der Zweite in Druck gegeben, und ich glaubte deßhalb nicht, daß sie im Königreiche Preußen strafwürdig sein könnten.

Erst wenn das Verhör zu Ende, also der officielle Vorhang gefallen war, gestattete sich Dunker kleine Aeußerungen über Herrn v. Tzschoppe und dies ganze kleinliche System, welches die Meinung der gebildeten Preußen wol nicht für sich habe. Das ist immer ein entscheidendes Symptom, wenn die Beamten eines Staates über die Regierung hinaussehen und ihre Befehle nur mit Achselzucken erfüllen.

Dunker meinte denn auch, ein juridischer Halt sei gar nicht vorhanden für meine Gefangenschaft, und sie sei auf die Länge nicht haltbar. „Wie lang ist die Länge?“ fragte ich. Darauf schwieg er.

Woche auf Woche verging. Draußen war ewiger Sonnenschein; jener wunderbare Sommer des Jahres 1834 war im Gange; nur in meine gen Norden gelegene Zelle drang kein Sonnenstrahl. Ich ertrug indessen mein Loos mit leidlicher Fassung, weil mich Dunker's Aeußerungen trösteten. Künstlerische Bestrebung kam mir zu Hilfe; ich hatte eine Roman-Anlage in mir, und es war mir ein Genüge, daß ich in meiner Gefängnißstille ganz und gar in den bewegten Fluß einer Erzählung hinein geriethe. Die Tieck'schen Novellen, damals fast die einzige epische Production, welche feineren Geist athmete, hatten die volle Romanform ziemlich verdrängt. Der Geist sprang immer vorlaut heraus aus der Form, er schwenkte die Solger'sche Freiheit der Ironie, die burschikose Ueberhebung der Romantiker wie eine Fahne literarischer Freiheit. Nur Einmal, in seinem „griechischen Kaiser", war Tieck jener künstlichen Novellenform untreu geworden und hatte zu großer Ueberraschung einen kleinen Roman gebracht, statt einer großen Novelle. Die geschwätzige Untersuchung jener Zeit: „Worin unterscheidet sich die Novelle vom Roman", hatte einen unerwarteten Stoß erlitten, denn der Novellen-Vater Tieck hatte auch diesen „griechischen Kaiser" Novelle genannt. Mir aber hatte dieser kleine Roman Tieck's einen viel stärkeren Eindruck gemacht, als irgend eine seiner Novellen; mir erschien jetzt, was ich bisher Novellistisches geschrieben, zu unrein, zu flatterhaft in der Form, und ich meinte, einen guten Schritt vorwärts zu thun, wenn ich einfach e r z ä h l t e. Das that ich denn in den langen Stunden der Stadtvogtei.

Ich hüllte mich also selbst in Romantik, das Gefängniß half mir aber auch dabei. Es war das Polizei-Gefängniß einer großen Stadt und lieferte als solches ein großes Contingent romantisch gearteter Figuren. Walter Scott hätte sich mit Vergnügen einige Wochen hier aufgehalten, um Modelle zu studiren, und wenn auch mein Vergnügen nicht so groß war, weil ich eben kein Walter Scott bin, so beschäftigte und unterhielt mich doch immerhin das polizeiliche Gesindel einigermaßen. Denn trotz

meines verschlossenen Zimmers kam ich doch in einige Berührung mit demselben; ich hatte täglich eine sogenannte Freistunde und wurde während derselben in einen Hof geführt, wo ich unter dem Schutze einer Schildwache hin- und hergehen konnte. Der Weg dahin führte durch Partien des weitläufigen Häusercomplexes und durch andere Höfe, in welchen ich zuweilen zahlreicher Insassen meines Palastes ansichtig wurde. Außerdem hatte ich jeden Morgen Berührungspunkte mit meinen Hausgenossen. Mein einfaches Gemach wurde nämlich jeden Morgen gesäubert, und zu diesem Geschäfte wurden die Mädchen commandirt, welche eben eingefangen worden waren. Selten unterließ Eine, mir in der Geschwindigkeit mitzutheilen, aus welchem nichtigen Grunde sie dieses Schicksal erfahren hätte. Oft, wenn die Säuberung meines Boudoirs recht sorgfältig, also langsam von statten ging, erhielt ich in gewählten Ausdrücken eine ganze Lebensgeschichte in den Kauf, und nie fehlte die beiläufige Frage: was ich denn eigentlich verbrochen hätte? Man zerbräche sich den Kopf darüber in den gesellschaftlichen Kreisen des unteren Stockwerkes, weil ich gar nicht zu passen schiene in die stadtläufigen Ursachen der Stadtvogtei. Es sei gewiß auch eine niederträchtige Verleumdung, welche mich daher gebracht. Ich sollte nur ja nicht nachgeben, denn die Polizei erlaubte sich gar zu viel.

Es waren sehr hübsche Mädchen darunter und meist sehr stattliche; die märkische Race machte mir einen vortheilhaften Eindruck. Sentimental war selten Eine, es kam indessen auch vor. Vorzugsweise zeigten sie sich resolut.

Während dieses Säuberungsgeschäftes blieb meine Thür offen und ich durfte hinaustreten auf einen weiten Corridor. Dort hatten, wie es schien, andere Gefangene eine Freiviertelstunde, und ich konnte die verschiedenartigsten Charaktere studiren. Eines Morgens zu meinem Schrecken. Ein schwarzhaariges und schwarzbärtiges Gesicht, sieben Achtel Haare bei einem Achtel Gesicht, grinste mich plötzlich an und stieß einen wilden Ton aus. Der Aufseher trieb ihn fort, ich aber meinte, einem Gespenste

begegnet zu sein und die Romantik E. T. A. Hoffmann's, die ja in Berlin entstanden war, in aller Leibhaftigkeit auf den Schultern zu haben.

Während meiner wüstesten Studentenzeit in Breslau nämlich war mir an einem regnerischen Vormittage folgendes Unglück begegnet: Ich secundirte bei einer Paukerei, welche heftig und blutig verlief. Die Paukanten bluteten schon beide, aber die Wunden waren nicht tief genug, um vorschriftsmäßig als Abschluß erklärt werden zu können. Da sprangen beiden die Klingen entzwei; es mußte eine Pause eintreten für Einziehung neuer Klingen, und um diese Pause auszufüllen, machte ich einen Gang auf Rappiere mit einem fremden Studenten. Wir kannten ihn gar nicht, und ich wollte ergründen, ob er eine gute Klinge führte. Er hatte eine „steile Auslage", welche die Spitze seines Rappiers immer meinem Auge entgegenstreckte. Das machte mich wild, weil er solche Ungehörigkeit auf meinen Zuruf nicht änderte, wol nicht ändern konnte, und ich schlug mit großer Heftigkeit auf ihn los. In diesen „Erinnerungen" hab' ich das Resultat, dieser Heftigkeit schon erzählt, er erhielt einen vollen Hieb über den Kopf und stürzte zu Boden. Die Kopfhaut war durch einen negerartigen dichten Haarwuchs hindurch tief und lang durchgehauen, Blut überströmte das bleiche Gesicht, und dieses blutig-bleiche Gesicht unter zottig krausem schwarzen Haare prägte sich mir tief ein, als man ihn aufhob und ins Nebenzimmer trug. Um so tiefer, als der Paukarzt erklärte, die Wunde sei lebensgefährlich oder doch gefährlich für das Hirn, will sagen den Verstand des Betroffenen.

Und dieser Kopf, diesmal ohne Blut, hatte mich jetzt, fünf Jahre später, in der Stadtvogtei angegrinst und angeschrien. War es derselbe Mensch? War ich vielleicht schuld, daß er so heruntergekommen war bis zu den gemeinen Gefangenen des Polizeikerkers? Ich wurde den quälenden Gedanken nicht mehr los und brütete darüber noch, als der ewige Sonnenschein draußen endlich untergegangen und Finsterniß eingetreten war.

Mein Wärter brachte mir Licht in die Zelle, welches bis zehn Uhr gestattet war, und eben wollte ich ihn nach jenem Menschen fragen — da fuhr derselbe schwarzhaarige Kopf durch die Thürspalte herein, und derselbe Ton eines Wilden ließ sich hören, wie des Morgens.

Der Wärter sprang sogleich nach der Thür, der Kopf verschwand, der Wärter auch, die Thür ward zugeschlossen.

Ich hatte eine abscheuliche Nacht. Es war, als ob ein reißendes Thier mich voll Rachedurst verfolgte.

Am anderen Morgen hoffte ich Auskunft zu erhalten vom Wärter. Es kam ein anderer Wärter; ich habe nicht das Mindeste erfahren können über jenen unheimlichen Gesellen.

Ist dies nicht Gefängniß-Romantik trotz Walter Scott?

23.

Polizeirath Dunker blieb der Meinung, daß man binnen Kurzem meine Haft werde aufheben müssen; sie war nicht übermäßig streng, und ich war mit dem Schreiben meiner „Krieger“ beschäftigt, also nicht ohne innere Unterhaltung — dennoch litt ich und dachte an nichts als Befreiung. Ich glaubte nicht recht Dunker's Versicherungen, daß man mich losgeben müsse; Varnhagen's Worte klangen immer lauter in mir: „Man wird auch der Justiz Herr, wenn man die politische Frage über Alles setzt und wenn man auch das für eine politische Frage erklärt, was Furcht und Absolutismus dazu gestempelt sehen wollen.“ Ich meinte unter einer Wolke zu sitzen, welche ihren Blitz überall hin schleudern könnte, die Weisheit des Naturforschers möge sagen was sie wolle.

Ein Monat war schon verflossen, draußen war ungetrübter Hochsommer, und wenn meine Freistunde mich in den Hof hin-

unterbrachte, da lief ich zwischen den vier Mauern umher, wie das gefangene Thier, welches nichts sucht, als einen Ausgang. Eine schmale Ritze wird für unsere fortwährend grabende Phantasie zum großen Loche, durch welches man getrost hindurchschlüpfen könne. Die Phantasie wird krank, wenn sie immerfort in denselben Kreis gebannt bleibt, und das Bedürfniß der Freiheit ist so stark wie das Bedürfniß der Nahrung. Der Mensch ist in diesem Punkte ganz wildes Thier, und ich glaube, er wird in diesem Punkte nie ganz gezähmt.

Mein Spazierhof grenzte an die Spree; eine große Doppelthür öffnete sich unmittelbar auf den Fluß. Gewöhnlich war sie verschlossen, zuweilen aber machte sich ein Aufseher draußen am Wasser zu schaffen und da stand die Thür eine zeitlang offen; ich hatte dann „das nahe Rettungsufer im Gesicht“. Besonders nahe war die Straße drüben nicht, aber für meinen Drang war es nahe. Du springst in das langsam fließende Wasser und schwimmst hinüber! Wenn der Wachtposten auch eine Kugel in seinem Gewehrlaufe hat, ehe er zum Schießen fertig wird, ehe er losdrückt, bist du inmitten des Flusses, er trifft dich nicht. Zuerst geht es ja schnell mit dem Schwimmen, langsamer wird es erst in der zweiten Hälfte, wenn die Kleider durchtränkt und namentlich die Stiefel voll Wasser sind. Wag' es!

Zwei-, dreimal war ich nahe daran — da erhob sich unten auf den Stufen der Aufseher, kam herauf und schloß das Thor. Das Unternehmen war völliger Wahnsinn. Richtig war nur, daß keine Brücke in der Nähe und daß die Verfolgung von der Stadtvogtei aus nicht so zeitig drüben sein konnte wie ich. Aber wohin wäre ein von Wasser triefender Mensch am hellen Tage gerathen?! Ich kannte gar keinen Zufluchtsort, und wie rasch wäre ich umringt gewesen von der gaffenden Menge, welche den pudelnassen Flüchtling als entsprungenen wahrscheinlichen Spitzbuben festgehalten hätte.

Alles das wußte ich, wenn ich wieder nüchtern war, aber das Fluchtbedürfniß des Gefangenen ist eben wie ein Rausch.

Und bald erwies sich's, daß mein Bedürfniß wohlbegründet gewesen; ich wurde ins Verhörzimmer zu Dunker gerufen, und er trat mir unter Zeichen der Trauer und des Beileids entgegen. „Unglücklicher!" rief er, „Sie sind in Halle Burschenschafter gewesen!" — „Nun?" — „Das hat man jetzt nach sechs Wochen entdeckt, und nun hat man hinreichenden Grund zu längerer Haft. Jetzt werden Ihre Schriften Nebensache, jetzt beginnt eine Criminal-Untersuchung gegen Sie." — „Wegen einer Burschenschaft?" — „Ja wol! Wer der Theilnahme an der Burschenschaft überwiesen ist, wird zu sechs Jahren Festungsstrafe verurtheilt." — „Mehr nicht?" — „Diese Gesetzesbestimmung existirt. Sie ist entstanden in Folge der Ermordung Kotzebue's durch Sand, in Folge des Wartburgfestes, in Folge der langen Mainzer Untersuchungs-Commission, in Folge des Hambacher Festes, in Folge des Sturmes auf die Constablerwache in Frankfurt, in Folge der politischen Tendenz in der Burschenschaft, welche seit der Juli-Revolution auf den Universitäten ausgebildet worden ist." — „Aber ich bin ja drei, vier Jahre vor der Juli-Revolution auf der Universität in Halle gewesen, und damals — es sind sieben Jahre her — hat kein Mensch, auch kein Burschenschafter an eine Revolution gedacht." — „Einerlei. Burschenschaft, sagt man, ist Burschenschaft. Dies Wort ist eine criminelle Parole, und mit dieser bloßen Anklage sind Sie uns, der Polizei und der Stadtvogtei, entzogen, sind Sie der Hausvogtei verfallen; ich muß Sie hinüberbringen, der Wagen wartet unten schon."

Dies war Tell's Geschoß — das Geschoß des Herrn von Tzschoppe.

„O Varnhagen," rief ich, „dein Wort wird Wahrheit!" Wie Buckingham in „Richard dem Dritten", als er zum Tode geführt wird, ruft: „O Margarethe, dein Fluch geht aus!"

Sechs Wochen hatte ich in der Stadtvogtei gesessen; sie sollten die Honigwochen meiner Gefangenschaft werden.

Es war Sonntag Nachmittags, als ich neben dem Polizeirathe Dunker hinüberfuhr in die Hausvogtei. Die Leute eilten geputzt vorüber, um sich irgend wo draußen zu erfrischen, es war strahlender Hochsommer; nur mir war tiefer Schatten beschieden. Tiefer Schatten. Kein Sonnenstrahl dieses Vierunddreißiger-Weinsommers hat mich mehr beschienen; nach Monaten erst brachte mich die sogenannte Freistunde in einen schmalen, gegen Norden gelegenen Hofraum, welcher sorgsam von der Sonne gemieden wurde. Und ich liebte von Jugend auf wie ein Perser die Sonne./

Mit einem warmen Händedrucke schied Dunker von mir im Vorraume der Hausvogtei, der so harmlos aussah wie das Vorzimmer zu einer Bürgerwohnung. Sofort aber änderte sich die Scene, ich wurde durch schmale Gänge in einen ganz kleinen dunklen Raum geführt, und dort wurde mir der Charakter eines Verbrechers aufgeprägt. Das heißt, ich wurde am ganzen Leibe visitirt, und Alles was man bei mir fand, wurde weggenommen, in erster Linie mein Geld; Bücher und Cigarren, welche ich mitgebracht, desgleichen. Dann ließ man mich, den halb Entkleideten, stehen, ging fort und verschloß die Thür, vor welcher eine Schildwache auf und nieder ging. Daraus schloß ich mit Recht, daß der kleine dunkle Raum meine jetzige Wohnung wäre. Er war es mehrere Monate lang — die traurigsten meines Lebens.

Warum er so dunkel war? Er hatte nur oben unter der Decke ein kleines Fenster, und dies war von Außen verfinstert durch eine Blechblende. Nur oben war eine Handbreit Raum frei gelassen in dieser Blende, so daß ich, wenn ich unten an die Wand trat, eine Handbreit blauen Himmel sehen konnte. Ein nackter Tisch von Fichtenholz stand da; aber auch wenn ich auf diesen Tisch stieg, reichte mein Kopf nicht bis zu der blauen Lichtspalte.

Außer dem Tische ein Schemel, eine Bettstatt, ein blechernes Waschbecken, ein Nachttopf — dies war mein ganzes Mobiliar.

Kein Buch, kein Blatt Papier, ich war lediglich auf mich angewiesen in diesem düsteren Raume, auf meine Gedanken. Eine fürchterliche Anweisung, wie ich bald erfuhr. Wenn die Gedanken gar keinen Abfluß, gar keinen Abschluß finden, so verwirren sie sich, so fallen sie einander gleichsam in die Haare, man faßt seinen Kopf in beide Hände, als wollte und könnte man verhindern, daß er im Wahnsinn auseinanderspringe.

Wie oft während dieser ersten Monate bin ich mit dem Schädel ins Bett hineingefahren, um das Handgemenge meiner Gedanken zu betäuben, zu ersticken.

Wenn ich des Morgens aufwachte und des trüben Raumes, des absolut leeren Raumes wieder ansichtig wurde, da gähnten mich sechzehn Stunden an wie eine öde Wüste. Das Nichts, das gräßliche Nichts lag vor mir.

Ich Thor fand auch nicht das Einzige aus, was retten konnte; erst später fiel mir's ein, daß Einem in protestantischen Ländern ein Buch nicht verweigert werden kann — die Bibel! Sie wäre mir ja eine unerschöpfliche Fundgrube gewesen.

Ein Buch! ein Buch! Umsonst rief ich, umsonst schrie ich danach, und wenn ich schrie, so ward draußen der Gewehrkolben auf den gepflasterten Fußboden gestoßen, und in rauhem Tone wurde das Wort „Ruhig!" hörbar, zum Zeichen, daß ich schweigend verzweifeln sollte.

In den ersten Tagen ließ man mich auch auf das erste Verhör warten. Endlich ward ich dazu abgeholt, und ich griff hastig nach meinem Hute. „Nichts da!" rief mein mürrischer Gefangenwärter, ein robuster Pommer, welcher dreimal des Tages mit sehr reizlosen Nahrungsmitteln bei mir eintrat, „nichts da! Hier wird kein Hut getragen!"

Ich war indeß zu jedem Widerstande entschlossen, stülpte meinen Hut auf den Kopf und spielte nach Kräften einen erbärmlichen Herrscher. Der Instinct sagte mir: Wenn du, einmal draußen, irgendwie entspringen kannst, so brauchst du einen Hut. Eben deßhalb verbot ihn wol auch mein Pommer.

Mein handelnder Widerspruch imponirte ihm aber doch: er ließ mich gewähren.

Ich kam in sonnige Zimmer hinauf, welche auf den Schinkenplatz, jetzt Hausvogteiplatz geheißen, blickten. Meine Augen, von der steten Dunkelheit des „Loches“ geblendet — wie ich später erfuhr, trug meine Zelle diesen Beinamen — zitterten und zuckten, aber mein Herz schlug hoch auf, ich sah ja in der Ferne Menschen wandeln, sah, daß die Welt noch bestand, noch in Bewegung war.

Ein kleiner Mann in dunkler, dürftiger Kleidung trat ein, betrachtete mich schweigend und begann in ganz wohllautender, sanfter Stimme das Verhör. Das Gesicht, blaß, war ein wenig gelblich angehaucht, das dunkle Haar war kurz geschoren. Seinen Fragen war abzumerken, daß er sie schon tausendmal gethan, daß er blasirt dafür war und sie geschäftsmäßig erledigte. Natürlich! Die ganze Hausvogtei saß voll von sogenannten Demagogen, und der Mann hatte schon Jahrzehnte vorher die Untersuchung gegen Demagogen geführt, er war schon in Mainz bei der Central-Untersuchungs-Commission gewesen, mit Einem Worte, es war Dambach. „Der preußische Reim auf Hambach,“ sagten die Gefangenen in der Hausvogtei.

Er war, wie ich später erfuhr, entsetzlich verhaßt bei den Gefangenen, und es wurden ihm grausame Malicen nachgesagt. Ich möchte das nicht nachsprechen. In solchem Gefangenhause herrscht immerwährender unterirdischer Krieg, und der Chef des Hauses, welcher abzuwehren und Geständnisse zu entlocken hat, wird von selbst Zielpunkt des Hasses. Hier doppelt, denn dieses Heer von Demagogen bestand aus lauter jüngeren Männern von Bildung, und der Inhalt des Verbrechens war so ganz und doch so vag politische Parteisache, daß diesen Männern jede Maßregel wie tyrannische Grausamkeit erscheinen mußte. Aus dieser Stimmung erwuchs Trotz, und weil kräftige Naturen unter ihnen waren, so entwickelte sich unter den Gefangenen auch rächende Bosheit, welche dem Chef des Hauses täglich zu schaffen machte.

Am Ende war Dambach selbst ein Leidender. Er war es darum, weil er Verstand genug hatte, das Mißliche eines Staatswesens zu übersehen, welches so viele junge Leute um vage Staatsbegriffe peinigte und erbitterte. „Diese jungen Leute werden alle deine persönlichen Feinde," sagte er sich im Stillen; „tritt eine Aenderung ein im Staatswesen, so wirst du die Zielscheibe von tausend Pfeilen."

Das sah ich ihm freilich beim ersten Verhöre nicht an, aber ich habe fast drei Vierteljahre mit ihm zu thun gehabt, und habe also seinen Charakter studiren können.

Bei den ersten Verhören, ja monatelang war er mir gegenüber ganz Creatur Tzschoppe's: Inquisitor eines heimlichen allmächtigen Gerichtes. Ein schwarzer Schleier lag auf der ganzen Welt; unter diesem Schleier gähnten Abgründe links und rechts, in welche man stürzt, wenn man nicht der Regierung ganz zu Willen ist. Man brach nicht gerade den Hals, wenn man hinunterstürzte, nein, vom Schaffot sprach er nicht, er hatte moderne Inquisitions-Allüren, aber ewiges Verweilen unten in einem dieser Abgründe, ewiges Gefängniß war die Losung, welche er nicht verschweigen zu dürfen glaubte. Aus Menschlichkeit wollte er nicht verschweigen, was ein armes Menschenkind treffen könnte, welches, wie ich, nicht schleunigst seinen Frieden besiegeln wollte mit der Regierung. Er senkte sein bleiches kleines Haupt auf die Brust, rieb sich die Hände und sprach halblaut vor sich hin: „Mein Gott, darin haben Sie ja Recht, Herr Laube, bei dieser Anklage gegen Schriften wie die Ihrigen und gegen Theilnahme an einer alten Burschenschaft kommt nicht gar viel heraus an Festungsstrafe, etwas immerhin, aber nicht gar viel. Das weiß ja die Regierung! Und weil sie's weiß, muß sie zu ihrer eigenen Sicherheit dafür sorgen, daß ein ihr unbequemer Schriftsteller so lange wie möglich verhindert werde, wieder in die Freiheit zu kommen. So lange wie möglich. Was ist denn aber nicht möglich bei Untersuchungen! Es findet sich immer neuer Anlaß. Wer weiß, ob der Anlaß je für Sie endet;

ich an Ihrer Stelle würde beizeiten meinen Frieden machen und besiegeln.“

Als dies so hingesprochen war, daß es entweder unter den Tisch fiel oder auf dem Tische liegen blieb, der uns trennte, hörte plötzlich das Händereiben auf und die Augenlieder hoben sich, der Blick ruhte auf mir —

Ich schwieg. Die Wirkung auf mich war ungeheuer; ich hatte nichts gehört als dies völlige Nein der Freiheit. „An Anlaß zu immer neuer Untersuchung wird's nicht fehlen,“ das Gefängniß wird sich also nie wieder für dich öffnen!

Mein Schweigen dauerte ihm zu lange, sein Gesicht zog sich in kleinen Falten verdrießlich zusammen, er stand auf, öffnete die Nebenthür und rief den Referendarius herbei, welcher das Protokoll niederzuschreiben hatte.

Dambach war ein Dienstmann. Hätte der Dienst liberale Grundsätze gebraucht, er hätte auch damit aufwarten können. Ich glaube sogar, das wäre ihm lieber gewesen. Aus einem kleinen Orte der Provinz Sachsen nach Berlin berufen — ich glaube, weil er damals in Mainz Protokoll geführt — wollte er sich der Auszeichnung und jeder Aufgabe würdig bezeigen. Unerbittliche Strenge gegen die liberalen Umtriebe, das war die Losung, und diese Losung prägte er sich gewissenhaft ein. Allmälig wurde er ihr wirklich unterthan, denn die tägliche Speise, welche wir genießen, bestimmt ja die Beschaffenheit unseres Blutes.

In diesem Sinne hatte ich durch mein Schweigen sein Wohlwollen verscherzt; er behandelte mich mürrisch und streng, ganz so wie einen Verstockten, den man mürbe machen will.

Das Verhör ließ zunächst meine Schriftstellerei ganz beiseite, die Fragen nach meiner Burschenschaft bildeten den ganzen Inhalt. Kennen Sie Den? Kennen Sie Jenen? Kennen Sie Diesen? Diese Fragen mit ganz richtigen Namen belehrten mich, daß ich es mit einem Sachverständigen zu thun hätte, welcher wahrscheinlich mehr wußte von jener Halle'schen

Studentenzeit als ich selbst. Namen, welche ich lange vergessen, wurden mir abgefragt, und wenn ich zögerte mit meinem Eingeständnisse, daß sie in unserem „Kränzchen" gewesen, da lächelte Dambach unheimlich und gab dem Protokollführer einen Wink.

Viele Monate später erst hab' ich entdeckt, was dieses Lächeln bedeutete. Mein Zögern nämlich gab den voraus verkündeten „Anlaß" zu neuer, zu längerer Untersuchung. Da war ein Kränzchen-Mitglied aus Hinterpommern, auf das ich mich nicht besinnen konnte, eines aus Oberschlesien, eines aus der Rheinprovinz — nun hatte das Gericht Auftrag zu geben nach Hinterpommern, nach Oberschlesien, nach der Rheinprovinz, Auftrag zu gerichtlicher Nachforschung, ob die genannten Kränzchen-Mitglieder den p. p. Laube gekannt hätten. Das kostete so und so viel Wochen, ja Monate, welche meine Untersuchungshaft verlängerten. Dazu lächelte er.

Es erscheint jetzt unbegreiflich, daß um solchen Krames willen eine Criminal-Untersuchung geführt werden konnte gegen einen jungen Menschen, und nicht gegen Einen, gegen Hunderte. Im Jahre 1826 und 1827 bestand in Halle gar keine organisirte Burschenschaft, und in diesen Jahren war ich in Halle Student gewesen. Strenge Maßregeln der Regierung hatten zur Folge gehabt, daß die formelle burschenschaftliche Verbindung aufgelöst worden war von den Studenten selbst. Die Verbindung lag in Trümmern; wir hatten nur die Tradition der Verbindung und erhielten nur einen Uebergang zu einer neuen, welche zu günstiger Zeit wieder errichtet werden sollte. Diesen Uebergang bildeten sogenannte Kränzchen. Fünf bis zehn Studenten bildeten ein Kränzchen, kamen jeweilig zusammen und besprachen sich über burschenschaftliche Dinge und Grundsätze. In ganz harmloser, von praktischer Politik himmelweit entfernter Weise. Wenn überhaupt Politik in Rede kam, so war von den eben herrschenden Zuständen des Staates gar nicht die Rede — wir lasen gar keine Zeitungen — sondern nur von geschichtlichen, von

idealen Zuständen des Vaterlandes. Der Hauptgedanke war, daß alle deutschen Stämme zusammengehörten und ein Ganzes bilden sollten. Wie? Das kam gar nicht in Rede, wir hatten gar keine politischen Pläne. Das Hauptgespräch bildete die burschenschaftliche Literatur, welche unser Stolz war: die Bücher von Haupt und Herbst, aus denen Abschnitte vorgelesen wurden. An diese Vorlesungen knüpfte sich eine Besprechung der burschenschaftlichen Grundsätze, deren Charakter patriotisch und moralisch war. Sonst ging nichts vor in solchem „Kränzchen". Und ein Kränzchen wußte nichts vom anderen, verkehrte nie als solches mit dem anderen.

Das Alles wußte, wie ich später erfuhr, Dambach ganz genau, und dennoch behandelte er dieses unschuldige Kränzchenwesen wie eine staatsgefährliche Verschwörung und unterwarf sie criminalistischer Strenge. Ist es glaublich? Nein. Künftige Geschichtsforscher werden es für einen Mythus erklären. Aber die Staatsleute, wenn sie sich bedroht glauben in ihrer Tendenz, werden durch die unbarmherzige Logik zu Consequenzen fortgerissen, welche am Ende wie Witze erscheinen. Daß solche Witze schließlich wie Grausamkeiten wirken, das muß mit Achselzucken hingenommen werden. Dambach zuckte auch die Achseln und sagte: „Ja, lieber Herr, wenn Sie regieren und mit so viel principiellen Gegnern zu thun haben, da werden auch Sie zu allgemeinen Maßregeln greifen, und es wird auf gutes Glück ankommen, ob Sie dabei nicht auch zu Grausamkeiten genöthigt werden. Ein weiser Mann schließt in solcher Lage beizeiten seinen Frieden. Was bedeutet er denn? Die Staatsprincipien wechseln ja doch wie die Jahreszeiten. Wer geht denn während des Sommers im Pelzrocke oder während des Winters in Nankinghosen?"

Hiemit wurde ich entlassen und wieder ins „Loch" geführt. Von nun an war meine Existenz in demselben ein immerwährendes Sterben. „Man wird dir nie die Freiheit wiedergeben; du hast dein Testament zu machen" — dies war das furchtbare Resultat jenes Verhörs.

Der Abschied vom Leben ist für einen alten Mann schwer genug, denn die Grundbedingung jeder Creatur ist das ihr innewohnende Bedürfniß des Lebens — was bedeutet dieser Abschied einem jungen Manne!

Es blieb keine Hoffnung als die auf einen Wechsel in der Regierung, und wie fern lag die! Im preußischen Staate war die zweifellos überherrschende Stimmung eine gehorsame. Die große Mehrzahl auch der Gebildeten hegte wol liberale Gesinnungen, aber man hielt sie für vereinbar mit einem absoluten bureaukratischen Regimente. Man beklagte es, wenn dies Regiment zu Verfolgungen griff, aber man meinte: das wird vorübergehen; Vernunft und Billigkeit werden sich schon wieder geltend machen. Von einer Energie in Forderungen des Liberalismus wie in Baden war gar nicht die Rede. Der König ferner war bejahrt; an eine Aenderung in seinen Ansichten war nicht zu denken. Er war hineingeärgert in strenge Maßregeln gegen neue Ideen und war von seiner Berechtigung überzeugt. Und wie seine Ueberzeugung, war auch seine Gesundheit fest — es stand gar kein Wechsel in naher Aussicht.

So schlichen denn die dunklen Tage in jenem „Loche" über mich dahin, und die Tage wurden Wochen, die Wochen wurden Monde — es war nicht blos Langeweile, es war die Langeweile der Verzweiflung. Die geistigen Fähigkeiten erschlafften, die Phantasie allein wirthschaftete, die Phantasie des Fiebers. Rand- und bandlos flog sie umher. Das Leben, auch das einfachste, ist ein Kunstwerk; es gibt aber kein Leben, es gibt kein Kunstwerk ohne feste Punkte, um welche die Bewegung ihre Linien zieht. Diese festen Punkte fehlen einem Menschen, der täglich vierundzwanzig Stunden im Dunkeln allein sitzt und nicht den kleinsten Anhalt hat zu irgend einer Beschäftigung. Ich will den Zustand hier nur andeuten, weil ich ihn schon einmal beschrieben habe, und zwar im letzten Buche des „Jungen Europa", genannt „Die Bürger". Damals waren mir alle Einzelheiten dieses wüsten Leidens noch lebendig; ich saß noch im Gefängnisse,

ich saß im sechsten Monate, und die Feder, welche ich endlich erhielt, konnte frisch alle peinlichen Eindrücke aufs Papier zeichnen. Jetzt liegt es verwischt hinter mir in schwarzgrauer Dämmerung.

Das abscheuliche Gespenst Hypochondrie setzte sich natürlich zu mir auf den harten Sessel und verließ mich auch im dürftigen Schlafe nicht. Natürlich, denn es fehlten dem Körper freie Luft und Bewegung. Auch die klägliche Freistunde im engen Hofraume fehlte in der ersten Zeit dem Gefangenen, welcher „mürbe gemacht“ werden sollte. Ich meinte oft: wenn du Dante sprechen könntest, du hättest ihm vielleicht einige Geistesqualen mitzutheilen, welche in seiner „Hölle“ nicht vorkommen. Die Furcht vor wirklichem Eintritte und Ausbruche des Wahnsinnes namentlich. Diese Furcht war die schärfste Kralle, welche mich zerfleischte. Hinunter! hinunter, Hypochondrie! stöhnte ich mit dem alten König Lear, dessen berühmtes Wort: „Mein Geist beginnt zu schwärmen“ wie eine Bremse um meine Ohren summte.

In schweren Unglückstagen erkennt man die echten Dichter; sie bleiben uns, wenn uns Alles verläßt. Wie oft hab' ich damals Goethe'sche Verse vor mich hin gesprochen und eine Kräftigung in ihnen gefunden, wie oft den einfachen Vers hergesagt:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr ew'gen Mächte!

Sie machen die Thränen fließen und bringen doch eine Genugthuung, denn sie bringen den einsam Verlornen in einen großen Zusammenhang.

Wochen vergingen, ehe ich wieder zu einem Verhör geholt wurde; die kindischen Nachrichten aus Hinterpommern, Oberschlesien und der Rheinprovinz gingen so langsam ein! Zur Abwechslung, wenn sie gar zu lange zögerten, wurde eine Ver-

handlung eingeschoben über meine Schriften. Diesmal nicht über „Reisenovellen", sondern über mein erstes Buch: „Das neue Jahrhundert. Polen". Der Abriß polnischer Geschichte und die Erzählung des Revolutionskrieges von 1830 bot Anhaltspunkte zu Verbrechen. Umsonst berief ich mich auf das Recht der Geschichtschreibung, das hier noch dazu einen fremden Staat, ein fremdes Volk betreffe. Dambach lächelte mitleidig und sagte: Der Kaiser von Rußland ist Preußens Verbündeter, und er ist auch noch der Schwiegersohn unseres Königs. Was ihm Uebles nachgesagt wird, das ist auch bei uns strafbar.

Und die Folge hat gezeigt, daß Dambach darin Recht hatte, daß auch das Gericht in Preußen strafbar fand, was gegen den Kaiser von Rußland in Leipzig gedruckt worden war.

Ich hörte das beinahe gleichgiltig an, ich war bereits abgestumpft. Etwas mehr oder weniger an Strafbarkeit, was bedeutete das in meiner Lage! Meine Aufmerksamkeit war nur auf das Fenster gerichtet; ich lebte nur noch von der fixen Idee einer Flucht. Jenes Fenster ging auf den sonnigen Hausvogteiplatz hinaus, es lag im ersten Stocke, und dieser Stock war nicht eben hoch. Unterhalb des Fensters draußen war ein Sims, zwei Hände breit; auf den konnte man treten, das war ein Fußbreit Gewinn nach unten; der Sprung aufs Pflaster hinab war kein übermäßiges Wagniß. Brach man kein Bein, so schritt man weiter, den Hut hatte ich ja; es war möglich, daß man ohne besonderes Aufsehen von dannen kam. Dambach wurde zuweilen abberufen, ich war dann mit dem protokollführenden Referendarius allein, und dieser litt ersichtlich unter seiner Aufgabe, er verhielt sich äußerst passiv. Er schenkte mir sogar ein freundliches Wort, wenn Dambach hinaus war, er wendete nichts ein, daß ich aufstand und ans Fenster trat — er blickte nicht auf, als ich die Hand ans Fenster legte, um es aufzumachen.

24.

Dambach trat ein, ehe ich das Fenster öffnen konnte, und bewahrte mich vor einer wahrscheinlichen Thorheit. Denn wenn ich auch glücklich hinunter und wenn ich auch glücklich weiter entkam, was wäre aus mir geworden, der ich nicht einen Groschen Geld besaß und eigentlich nur zwei Personen kannte, Varnhagen und Glaßbrenner? Glaßbrenner wohnte im Gasthofe, dort durfte sich ein entsprungener Sträfling nicht blicken lassen, und Varnhagen, einen Geheimrath, dem der Staat Gelder zahlte, durfte ich doch nicht compromittiren.

Damit tröstete ich mich, als ich wieder einsam in meinem „Loche" saß und Woche auf Woche vorüberschlich wie eine graue Schnecke.

Nach ungefähr zwei Monaten trat eine kleine Verbesserung ein; die Novizenzeit war überstanden, weil Dambach offenbar gelangweilt war von meiner unergiebigen Prüfungsfolter. Denn „das Loch" wurde als Prüfungsfolter angesehen; ich wurde umquartiert. Die neue Wohnung war nicht viel besser, aber sie war besser. Das einfenstrige Stübchen war etwas länger, und das war von Wichtigkeit, da man den ganzen Tag nichts zu thun hatte, als auf und nieder zu laufen, und das Fenster war niedriger angebracht. Es hatte seine Blende wie im „Loche", aber weil es nicht mehr oben an der Decke war, so ließ es etwas mehr Licht herein, die Handbreit Himmel in der Spalte zwischen Fenster und Blende schien erreichbarer.

Noch mehr! Meine bitterste Klage, daß ich kein Buch bekäme, wurde gestillt: es wurden mir Bücher verabreicht. O, das war ein Festtag! Ja wir Thoren können viel Feste haben auf dieser Erde, wenn wir unsere Ansprüche sparsam einzurichten verstehen!

Die Enttäuschung folgte freilich auf dem Fuße, als ich über die Bücher herfiel und sie kennen lernte. Es waren eigentlich

keine Bücher, es war der letzte „Einlauf“ von Neuigkeiten für den Redacteur der Eleganten Zeitung. Der Mann von Fach weiß, wie wenig das bedeutet. In Deutschland wird so unglaublich viel Unnützes, Oberflächliches, ja Nichtiges gedruckt, daß solch ein „Einlauf“ oft kaum ein Korn enthält in breiter Spreu. Dies leichte Gedrucktwerden ist nur bei uns zu Hause, so wie das dilettantische Dramenschreiben, welches Spectakel macht in den Zeitungen, leeren Spectakel über das leere Nichts.

Unter den unnützen Broschüren fand sich aber doch ein Lieferungsheft „wirthschaftlichen Lexikons“, dessen einzelne trockene Artikel Knochen gaben für meine zerflatternden Gedanken. Ueber einen „Pflug“ oder Küchengeräth konnte ich nun nachdenken: das war doch eine Vorlage. Zuletzt, welch ein Fund zeigte sich, ein wirklicher Band, ein ganzer Band, ein vollständiges Buch, das war eine wahre Entzückung! Inhalt für Tage, ja für Wochen! So viel bedeutet ein Buch, wenn man völlig einsam und geistiger Nahrung bis zum Verhungern bedürftig ist. Meine Freude stieg bis zum Jubel, als ich sah, daß es ein Band von Ranke's „Päpsten“ war, also eine tief gehaltvolle Nahrung. Alle Noth war vergessen, es waren Festtage eingekehrt in meine erbärmliche Zelle, und sogleich ging es an den Genuß.

Bald aber erkannte ich mit Schrecken, daß dies mit großen Lettern gedruckte Buch zu schnell von mir verzehrt wurde, was dann? Ich hielt inne, ich las jede Seite zweimal, ich las sie dreimal, um langsamer ans Ende zu kommen. Ein Königreich für einen Bleistift und einige Blätter Papier, um Bemerkungen aufzuschreiben! Nichts da! Bleistift und Papier blieb versagt — das Buch und die nichtigen Schriften waren bald durchgelesen, und die frühere Oede trat wieder ein. Tag auf Tag, Woche auf Woche kroch über mich hin; auch die Verhöre, welche doch eine Abwechslung waren, hatten aufgehört; ein Vierteljahr war längst vorüber; der Stumpfsinn hüllte mich in seinen wollenen Mantel.

Da kam ein Ereigniß. Ich hörte Geräusch neben meiner Zelle, ich verstand die Worte nicht, aber ich hörte sprechen. Bis jetzt war es links und rechts neben mir todtenstill, meine Nachbarzellen waren unbesetzt gewesen. Jetzt wurde die eine bezogen; ein Leidensgefährte wurde dort einquartiert. Das versprach Unerhörtes für die Leere meines Lebens. Wenn ich das Geräusch des Sprechens vernommen, wer weiß, ob man nicht den Punkt entdecken konnte, an welchem auch ein Wort verstanden werden konnte. Schon dies Probiren, diese Untersuchung war ja eine Thätigkeit.

Als der Abend kam, begann ich diese Thätigkeit. Sobald die auf und ab schreitende Schildwache vor unseren Thüren abwärts ging, fing ich an zu klopfen. Keine Erwiderung. Ich versuchte es an anderer Stelle der Mauer. Nichts. An drei, an zehn anderen Stellen. Ich operirte mit meinem Schemel, den ich selbst aufs Bett setzte, bis zur Decke hinan — umsonst! Erschöpft legte ich mich nieder, erschöpft, weil der Körper matt war von der langen Verschlossenheit; aber doch belebt: ich hatte doch was zu thun! Hört es der Nachbar wirklich nicht, oder —? ja wol, das wird's sein: er ist neu, er hat noch Gedanken, die Stille und Einsamkeit ist noch nicht still und einsam genug für ihn, die Außenwelt rumort noch in ihm; morgen, übermorgen wird es ruhig in ihm werden, und da wird er dich schon vernehmen. Beglückt schlief ich ein mit Schiller's Worten:

„Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Damit er die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage."

Das ermüdende Gleichmaß! — Am dritten Tage erwiderte der Nachbar mein Klopfen, und nach einer Woche hatten wir den Punkt entdeckt im Winkel der Mauer, wo anfangs einzelne Laute, später ganze Worte verstanden wurden. Es war eine außerordentlich langsame Verständigung, denn jedes einzelne Wort mußte

zuweilen dreimal, fünfmal gesprochen werden, und die kleinen Verbindungsworte mußte man sich ergänzen. Aber es war doch eine Verständigung.

Mein Nachbar war ein Thüringer, war auch wegen einer Burschenschaft eingesperrt, und war — das klingt wie erfunden! — in Schlesien eben da Hauslehrer gewesen, wo ich ein Jahr lang gehauslehrert hatte. Und doch waren es bald nicht die leichten Anknüpfungen an Bekanntes, welche mich am meisten interessirten, es war sehr bald der neue Charakter eines Menschen, welcher mich am besten beschäftigte, der Charakter eines Menschen, den ich nur durch die kaum hörbare Stimme kennen lernte. Dies gab zu denken, gab zu folgern, dies allein war fruchtbar.

Es war ein guter Mensch von reichlicher, ehrlicher Bildung, sanft und human; es war keine Faser in ihm, welche Gefängniß verdient hätte. Aber Gefängniß war eben die Losung des Tages.

Eines Morgens gab's Geräusch in seiner Zelle, und dann wurde es ganz still. Mein Klopfen fand keine Erwiderung mehr, er war fort. Fortgebracht oder frei? Ich wußte es nicht, ich weiß es nicht, ich habe über zwanzig Jahre lang nichts wieder von ihm gehört. Jetzt erst, nach fünfundzwanzig Jahren, kommt mir aus der Schweiz ein Buch ins Zimmer, „Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne. Eine Reihe akademischer Vorträge von Dr. Karl Robert Pabst, Professor der deutschen Literatur an der Hochschule zu Bern". Das Buch ist mir gewidmet, es ist ein gutes Buch, und sein Verfasser ist mein Zellen-Nachbar aus der Hausvogtei. So setzen wir unsere Unterhaltung fort, ohne uns zu sehen.

Nun war ich wieder trübselig, einsam; ich saß bereits im fünften Monate. „Das wird wol nie mehr anders werden in diesem Leben!" seufzte ich vor mich hin, der Dambach'schen Worte eingedenk. Die Gewohnheit des Elends macht doppelt elend; denn man verliert die Kraft des gesunden Willens. Der krankhaft gewordene Wille arbeitet sich ab mit phantastischen

Unmöglichkeiten; man kann nicht mehr schreiten und will deßhalb fliegen. Gerade das Fliegen aber kann ja noch immer nicht erfunden werden für uns Menschenkinder, die wir Eisenbahnen und Telegraphen zuwege gebracht. Ein Mensch, der fliegen will, wird also wol zunächst ein Schwachkopf. In ruhigen Augenblicken, des Morgens beim Erwachen vorzugsweise, gestand ich mir's öfters ein: „Du kommst dem Cretin immer näher".

Da meldete sich der Roman wieder, der Roman im Leben, der mich fortwährend begleitet hat: die Zelle auf der anderen Seite wurde eines Tages besetzt, und der neue Nachbar war ein naher Bekannter. Die Wand, obwol noch dicker auf dieser Seite, vermittelte auch diese Entdeckung. Es war ein Schlesier, mit welchem ich in Breslau studirt, mit dem ich zusammen gewohnt, den ich eingeschlagen, dem ich die Traditionen der Burschenschaft überliefert hatte. Mit diesen Traditionen hatte er in Breslau eine Burschenschaft gestiftet, und dieser Stiftung wegen war er jetzt mein Nachbar in der Hausvogtei. Er hatte Grund, mich zu verwünschen, und er that es auch; er war ein energischer Mensch, der leicht in Grimm ausbrach. Es war ihm aber auch ergangen, daß er Grund hatte, grimmig zu werden. Die ganze Universitäts-Spielerei lag weit hinter ihm, selbst die studirte Wissenschaft; er war als kräftiger Naturmensch Landwirth geworden, baute sein Feld, pflegte seinen Forst und dachte mit keiner Sylbe mehr an burschenschaftliche Träume. Da holt man ihn wegen solcher vergessener Träume vom Pfluge weg und sperrt ihn ins Gefängniß. Er tobte wie ein Löwe im Käfig umher, der lange „Tannebaum", wie er seiner hohen Gestalt wegen in Breslau genannt wurde, und in die Wandecke schrie er zuweilen so brüllend hinein, daß die Wache den Gewehrkolben aufstieß und grell Ruhe gebot.

Es hatte etwas Erfrischendes, in dieser öden Niedergeschlagenheit einen aufbäumenden Menschen zu entdecken, und diese Erfrischung wuchs, als der Haus-Inspector eines Abends vor

mir stehen blieb, um mir eine Mittheilung zu machen. Dieser schweigsame, übrigens höfliche Mann revidirte jeden Abend die Gefängnisse und hatte mich ersichtlich im Verdachte, daß ich entweichen, daß ich ausbrechen wollte. Zu wiederholtenmalen wenigstens befühlte er die Eisenstäbe an meinem kleinen Blendenfenster.

Jetzt machte er mir die Mittheilung, daß ich einen Genossen in meine Zelle bekommen würde. Endlich! Das gab eine unruhige Nacht! Wer wird es sein?!

Es war der „Tannebaum“ selbst. Der Herr Inspector hatte keine Ahnung, daß wir Bekannte wären; er stellte uns wie im Salon einander förmlich vor, und wir verbeugten uns gegen einander stockernsthaft.

Nun folgten einige Tage, in denen die Gefängnißnoth vergessen war. Nur Tage! Die enge Zelle quälte uns bald, es blieben nur ein paar Quadratfuß übrig um zu schreiten, und der Charakter des „Tannebaum“ brachte mich in eine neue Pein, ja geradezu in Gefahr. Wer Oehlenschläger's Tragödien gelesen, der wird begreifen, was ich meine. Dieser dänische Dichter, der seine Stücke selbst in ein leidliches Deutsch übertrug und nur bei entscheidenden Wendungen das richtige Deutsch nicht treffen konnte, schildert mehrmals in seinen Helden die sogenannten „Berserker“. Diese Berserkerwuth ist den nordischen Recken eigen, wie eine Familieneigenschaft. Es ist nicht blos Jähzorn, es ist ein andauernder Zustand höchsten Grimmes, der nicht hört und sieht und auf Alles losschlägt, was in der Nähe ist, auf Götter, Menschen und Tische. Mein „Tannebaum“ war nahe daran, ein solcher Berserker zu werden. Er fand es so über alle Maßen frivol und ungerecht, sich Lappalien halber aus dem Leben gerissen und ins Loch gesteckt zu sehen, daß er bei der kleinsten Veranlassung in ungemessene Wuth gerieth und in unserer Nußschale von Zelle Alles in Trümmer zu schlagen drohte.

Nach langer Windstille also Sturm, ich war geradezu lebensgefährdet. Ein Schachspiel war uns gestattet worden —

dies war ein Geschenk der Danaer. Nach einigen schrecklichen Erfahrungen mußte ich sorgfältig darauf bedacht sein, ihn gewinnen zu lassen. Eine verlorene Partie war für ihn Veranlassung zu einem Wuthausbruche, welcher in diesem Falle direct gegen mich gerichtet war. Und das in so engem, dreifach verschlossenem Locale! Wir konnten uns morden, und nach sechs Stunden wurde es erst entdeckt. Ich durfte ihn aber auch durchaus nicht merken lassen, daß er mit meinem Willen gewann, das machte ihn noch toller. Ich mußte also mit Geschicklichkeit schlecht spielen.

Dennoch war dieser drohende Zustand besser als die frühere Oede. „Tannebaum" war ein tüchtiger Mensch, brav und verständig, und allmälig wurden auch die Wuthanfälle milder; es kamen Stunden, in denen wir ruhig philosophirten, und es wurde uns endlich auch die sogenannte Freistunde bewilligt, binnen welcher wir in einem kleinen, von hohen Mauern eingeschlossenen Hofe eine Stunde lang umhergehen durften bei jedem Wetter. Ich erfuhr dabei, daß der ewige Sommer vorüber und daß Winter in Berlin war. Ein halbes Jahr Gefängnißzeit war vorüber. Wie leicht schreibt und spricht sich das, und welch eine schwere Last liegt darin!

Hiemit war aber auch der vierte Act des Gefängnißdramas erreicht; nach sechs Monaten erhielt ich Tinte und Feder, ich konnte und durfte wieder schreiben. Mein Handwerkzeug war endlich da. Ich ergriff es mit einer Vehemenz, als ob das ganze Leben damit wieder gewonnen wäre.

Unser Hirn ist wie der Erdboden. Wenn dieser lange ruht, so entwickelt er eine gesteigerte Fruchtbarkeit, und wenn das Hirn lange nichts loswerden kann, so sammelt sich in ihm ein außerordentlicher Vorrath. Ich schrieb und schrieb nun und entdeckte des Vorraths kein Ende; es gab kein Gefängniß mehr für mich, und nur der ärgerliche „Tannebaum" erinnerte mich daran. Er war ärgerlich, weil ihm, der nicht Schriftsteller, das Schreibegeräth nicht so viel bedeutete, wie mir, und weil ihn mein immer=

währendes Schreiben vereinsamte. Und was schrieb ich nun in solcher Hast? Alle die schmerzlichen Eindrücke des verlorenen halben Jahres? Nein, ich schrieb plötzlich einen neuen Roman, an den ich meines Wissens während der Gefangenschaft in der Hausvogtei mit keiner Sylbe gedacht hatte. Die Vorrathskammern in unserem Haupte und die Triebfedern, welche selbst ohne unser Bewußtsein rastlos in unserem Haupte arbeiten, sind eben ein ewiges Geheimniß. Wir kommen ihm nicht bei mit all unserer gesteigerten Kenntniß der materiellen Punkte, auch wenn wir ihm täglich näher zu kommen meinen. Das Letzte des Geheimnisses bleibt immer übrig. Glücklicherweise ruht in ihm auch der Reiz, welcher unserem Leben die Spannkraft erhält. Denn was wir auswendig wissen, das ist uns auch erledigt.

Ich schrieb die Fortsetzung des „Jungen Europa“ und ging entschlossen ab von der Art des ersten Buches: „Die Poeten“, welches in doctrinärer Absichtlichkeit befangen geblieben; ich meinte, der vollen Romanform, der reinen Erzählung mich ganz hingeben zu können und in ihr einen Fortschritt für mich zu finden. „Die Krieger“ wurde der Titel, der letzte polnische Krieg, welchem ich so nahe gewesen, die Unterlage. Eine miterlebte historische Action, deren Führer ich zum Theil persönlich gekannt, frei menschlich darzustellen, das schien mir gefangenem Menschen das Leichteste. Selbst untergegangen, hielt ich den Untergang einer Nation geeignet für meine Schriftstellerei. Das Nervengeflecht des Unglücks war mir so intim geworden in den langen, lichtlosen Tagen und schwarzen Nächte dieser sechs Monate!

Dieser bessere Zustand hielt einige Wochen an; dann sank die Fluth wieder. Nichts einzunehmen und immerfort auszugeben im Schreiben, das konnte nicht von Dauer sein. Ich war kein Alexander v. Humboldt, von welchem Varnhagen stets ausrief: „Immerfort gibt er aus und Niemand sieht ihn einnehmen!“ — Man sah es übrigens nur nicht bei Humboldt, der allerdings immer sprach und nie hörte — wenn er allein daheim war, da sorgte er wie kaum ein Anderer für Nahrung.

Ich wurde nach einigen Wochen wieder inne, daß wir auf unergiebiger kleiner Insel kläglich hausten, daß der Eine sitzen bleiben mußte, wenn der Andere die möglichen fünf Schritte hin und her machte, daß wir einander auswendig wußten und einander nichts Neues mehr zu sagen hatten, daß unsere philosophischen Betrachtungen der Langeweile entsprangen und öde, langweilig wurden, und daß wir uns innerlich für verlorene Geschöpfe hielten.

Da machte die träge Handlung unseres traurigen Dramas plötzlich einen neuen Schritt — wir wurden umquartiert, und, o Wonne! wir erhielten ein kleines Gemach, welches nur Eisengitter, aber keine Blende vor dem Fenster hatte und uns auf einen großen Hof des Gefängnisses blicken ließ. Wie geblendet vom Glücke standen wir da und starrten hinab. Wir sahen Menschen, sahen unsere Schicksalsbrüder, welche da unten ihre Freistunde abmarschirten. Wieder Menschen, und unter ihnen vielleicht sogar alte Bekannte! Richtig! Der Mann da im blauen Mantel ist „Klingsspor", der zähe Burschenschafter aus Halle, mit welchem du Fuchs und junger Bursch gewesen bist, nach welchem Dambach dich so oft gefragt. Auch ihn haben sie also geholt. Ach, und wie sieht er aus, der einst so frische Gesell! Krankheit hat ihm die Glieder schlotternd gemacht, er wankt wie ein Schatten in dem abgeschabten Mantel, er sieht herauf, er erkennt dich. Aber das große blaue Auge, welches dich grüßt, zeigt die Feuchtigkeit des Abschiedes, des Abschiedes vom Leben, es treibt mir die Thränen ins eigene Auge.

Wie traurig das war, es enthielt doch wieder Lebenselemente; auch jener Todesblick aus blauem Auge hing doch mit dem Leben zusammen, um das gerungen wurde. In der nächsten Stunde kamen andere Bekannte, frischere; Charakterstudien boten sich dar, die Hausvogtei war so voll! Der neue, zutraulichere Wärter erzählte uns, daß einige hundert Demagogen — das war unser Titel — die Zellen bevölkerten und dem Herrn Inspector schrecklich viel zu schaffen machten. Sie wären so ungeduldig und

so klug. Immer wieder würden Durchstechereien entdeckt, und ein weitläufiger innerer Zusammenhang unter diesen doch so sorgfältig abgesperrten Gefangenen. Es müßte Zauberei sein! Leise setzte er hinzu, er habe die Nachtstühle in Verdacht. Einer besonders, der lange Cornelius, sei der Schrecken aller Wärter und Dambach's selber, man fürchte sich vor ihm. — Vor einem Gefangenen! Wie überlegen mußte der Mensch sein! Wir kamen uns ganz klein vor und wurden außerdem inne, daß wir im abgelegensten Winkel Sibiriens gesteckt haben müßten. Jetzt erst entdeckten wir, daß wir einem Staate angehörten, und mit dieser Entdeckung kam uns ein großes neues Interesse. Denn das Leben wird erst interessant, wenn der Mensch weitere Beziehungen gewinnt. Jetzt erst erwachten wir, indem wir bemerkten, es gäbe Muth auch in Fesseln, und dieser Muth bedeute auch da etwas. Nichts ist so ansteckend als Muth und Furchtsamkeit. „Wir sind Schächer gewesen, recken wir uns!“ rief Tannebaum, und er reckte sich so, daß für mich kaum ein Winkel der kleinen Zelle übrig blieb, in welchem ich alle Schachpartien verlieren durfte.

Der Winter war überall im Abschiednehmen, auch draußen in der Luft, und die langentbehrte Sonne schien bisweilen geradezu in unsere Zelle herein; wir gehörten wieder zur Welt, obwol wir eingesperrt waren, wir meinten ganz positiv, daß wir am Ende doch wieder Menschen werden könnten wie andere Menschen, ein Gedanke, welcher mir wenigstens so lange gründlich vergangen war. Ja, der neue, freundliche Wärter schloß eines Tages zu ungewohnter Tageszeit unsere Thür auf und verkündigte mit auffallender Hast, ich sollte sogleich zum Verhöre gebracht werden. Ich? Zum Verhöre? Was gibt's für mich noch zu verhören?! Seit vielen Monaten ist davon nicht mehr die Rede gewesen.

„Er wird frei, Bennewitz?“ schrie Tannebaum, und Bennewitz antwortete nicht. Mir zuckte es elektrisch durch alle Glieder.

„Leb' wohl! ich seh' dich nicht wieder; denn der Entlassene betritt die Gefängnißzelle nicht mehr," sprach Tannebaum in leisem, tiefem Tone, welcher eine beim Tannebaum unerhörte Rührung athmete, und drückte mir die Hand, daß ich hätte schreien mögen vor Schmerz.

Es war so. Ein Spruch des Kammergerichtes endigte meine Haft; auf bloße Untersuchung war ich neun Monate gefangen gewesen, jetzt wurde ich entlassen gegen juratorische Caution, daß ich mich dem Urtheilsspruche nicht entziehen wollte.

Ich trat aus diesem Hause meiner Pein mit langem Athemzuge. Frei! Es regnete in Strömen, die Straßen waren ein Kothmeer; ich aber lief durch sie dahin, als ob sie paradiesisch wären. Ungenügend bekleidet, denn im heißen Sommer war ich verhaftet worden, ohne einen Pfennig Geld, denn meine ganze Barschaft war mir abgenommen und, wie es hieß, zur theilweisen Bestreitung meines Unterhaltes verwendet worden, dünkte ich mich doch ein Glückskind. Das ganze Leben hatte ja doch verloren geschienen, nun stand es mir wieder offen!

So glaubte ich wenigstens. Es war mir bei der Entlassung aufgegeben worden, mich sogleich beim Polizei-Präsidenten von Berlin zu melden. Mein erster Weg durch Regen und Straßenkoth ging also wieder zur Stadtvogtei hinüber, wo dieser Präsident residirte. Wie schön war jetzt dieser Weg trotz Regen und Koth im Vergleiche mit damals, als die Sonne herrlich schien, Polizeirath Dunker aber im Wagen neben mir saß, um mich in die dunkle Zelle zu führen!

Der Polizei-Präsident schrie auf bei meinem Anblicke. Bleich und elend sah ich aus, und ich kannte mich selbst kaum wieder, als ich mich nach so vielen Monaten zum erstenmale wieder in einem Spiegel erblickte. Spiegel ist ein Luxusartikel im Gefängnisse. Besonders den Bart, welcher bis auf die Brust reichte, fand er entsetzlich, den sollte ich doch um des Himmels willen sogleich abschneiden lassen. Sogleich? Ich griff in meine leere

Tasche und entschuldigte meine Vernachlässigung mit dem Mangel an jeglichem Toiletten-Hilfsmittel in der Gefängnißzelle.

Er war ein höflicher, wohlwollender Mann, welchem die Demagogen-Verfolgung ersichtlich keine Freude machte, wie sie denn auch in der That ihren Ursprung nur in einem kleinen Kreise gebietender höherer Beamten hatte. Herr v. Tzschoppe war die Axe dieses Kreises, und Herr v. Rochow, der damalige Polizeiminister, ging des Weges mit, welcher von dem allmächtigen Hausministerium des Fürsten Wittgenstein aus durch Tzschoppe vorgezeichnet wurde.

Der Polizei-Präsident mußte in dritter Linie diesen vorgezeichneten Weisungen nachkommen und theilte mir denn jetzt so schonend wie möglich mit, was mir jetzt weiter bevorstünde. „Weiter? Ich bin also nicht frei?“ — „Nicht frei, zu leben, wo Sie wollen. Sie müssen unmittelbar von hier in den Postwagen steigen und in Ihre Vaterstadt Sprottau heimkehren, wo Sie Ihren nächsten Aufenthalt zu nehmen haben.“

„Nach Sprottau? In diesem Zustande? Mittellos, abgerissen, wie ein Verbrecher zum Entsetzen der Meinigen, welche in der kleinen Stadt nur den Criminalmaßstab eines Sträflings für mich haben können? Nimmermehr! Lieber ins Gefängniß zurück.“

Der Polizei-Präsident zuckte schweigend die Achsel. Erst als ich erklärte, daß die Gendarmen mich in den Postwagen schleppen müßten, sprach er einige bedauernde Worte und setzte hinzu, daß eine Aenderung dieses Befehles nur vom Polizeiminister ausgehen könnte.

„Von Herrn v. Rochow, der am strengsten gegen uns sogenannte Demagogen gesinnt ist?“

„Ja.“

25.

Die damalige Männerwelt war nicht so bärtig wie die heutige, der Barbier gehörte zur polizeilichen Ordnung, und erst das Jahr 1848 ist den Barbieren gefährlich, der polizeilichen Ordnung abträglich geworden. Eine herkömmliche Erscheinung in der Weltgeschichte. Im „Coriolanus" dürfen unsere Römer auf der Bühne volle Bärte tragen, da ist das römische Staatswesen noch voller Freiheit; im „Julius Cäsar" dagegen erscheinen die Römer barbiert. Glätte und Sauberkeit und Beseitigung üppiger Auswüchse gehören zur strengen Staatsordnung.

Der Polizei-Präsident kam immer wieder auf meinen langen Bart und dessen sofortige Beseitigung zurück. Uebrigens erwies er sich jetzt wie damals, als ich im Sommer 1834 seiner Obhut und Herrschaft in der Stadtvogtei überliefert worden war, als ein milder, menschenfreundlicher Mann. Er übernahm die Verantwortung, daß ich so lange in Berlin bleiben dürfte, bis ich den Herrn Polizeiminister gesprochen und dessen Erlaubniß erworben hätte, nicht nach Sprottau transportirt zu werden. Einmal in der Woche, und zwar des Abends, empfange Se. Excellenz, und an solchem nächsten Abende solle ich mich ohne Bart im Hotel desselben auf der Wilhelmsstraße einfinden.

Dies geschah. Varnhagen hatte mich mit den nothwendigen Geldmitteln versehen, mir ein Zimmerchen zu miethen, mich zu kleiden und zu nähren. Leider muß ich eingestehen, daß ich dies geliehene Geld sogleich mißbrauchte, um einem kleinen Laster zu fröhnen, welches mir die lange Gefangenschaft abgewöhnt haben sollte. So viele Monate hatte ich nicht rauchen dürfen, und ich hatte es nun in der Hand, von diesem Lasterchen für immer Abschied zu nehmen. In dem Einen Punkte konnte ich nun doch gebessert sein. Nein! Ich hielt die Besserung blos für einen Mangel an Freiheit, und meine erste Sorge war's, mir Cigarren

zu kaufen. So schlecht ist der Mensch. Das wußten auch die Römer schon, denn ihr Sprichwort lautete: Treibe die Natur mit spitzem Eisen aus, sie kehrt doch immer wieder zurück.

Als ich ins Ministerhotel auf der Wilhelmsstraße kam, fand ich einen großen Vorsaal ganz angefüllt mit Leuten, welche Audienz suchten. Einer nach dem Anderen wurde hineingerufen, zwanzig, dreißig, vierzig kamen an die Reihe, nur ich nicht.

Zwei Stunden waren vergangen, der Letzte kam zurück, ich allein war noch übrig — da meldete der Diener: die Audienz sei geschlossen.

Mir kann's recht sein! dachte ich — aber der Polizei-Präsident, welcher auf den Bescheid wartet und nicht das Recht zu haben glaubt, dich länger in Berlin zu dulden!? Richtig! Am anderen Morgen erfolgte polizeiliche Nachfrage und dringende Mahnung. Aber erst in acht Tagen war wieder Audienz; es blieb nichts übrig, als mich noch acht Tage in Berlin zu lassen.

Der Audienz-Abend war wieder da, der Vorsaal voll wie vor acht Tagen, Alle kamen vor, nur ich blieb wieder übrig, bis kein Mensch mehr vorhanden — Pause. „Sie mögen hineinkommen!“ hieß es heute.

Ich trat in ein großes Zimmer; es war ganz leer. Da erschien in der Seitenthür, welche zu einem Cabinet führte, ein Mann von kleiner Mittelgröße und blieb auf der Schwelle dieser Seitenthür stehen. Er betrachtete mich aus einer Entfernung von wenigstens zehn Schritten, betrachtete mich schweigend und schnupfte.

Es war Herr v. Rochow. Der Name war mir bekannt aus meiner frühesten Jugend durch ein Buch, welches wir als Kinder eifrig lasen. Das Buch hieß: „Der Kinderfreund“ und war in Preußen ungemein verbreitet. Ich glaube, der Großvater dieses mich jetzt betrachtenden Ministers hat es geschrieben, und durch meinen Kopf flog der Gedanke: Sollte der Enkel Rochow nicht auch eine literarische Ader haben,

wenigstens eine Ader, welche für literarische Menschen einiges Wohlwollen hegt? Dieser Gedanke sollte bald gründlich verscheucht werden.

Ich erhielt kein Zeichen, daß ich näher treten sollte, und er selbst blieb auf der fernen Schwelle stehen, fing aber an laut zu reden, laut zu schelten. Eine Fluth von Scheltworten gegen Liberalismus und gegen liberale Schriftsteller strömte mir von jener Schwelle entgegen. Und zwar in so heftigem Ton, daß dem Redner endlich die Stimme versagte.

Obwol ich nun nach dreivierteljähriger Gefangenschaft in gebrochener körperlicher Verfassung und mit meinem nächsten Schicksale in der Hand dieses mächtigen Mannes war, konnte ich doch meiner Galle nicht gebieten bei so herausfordernd geringschätziger Behandlung. Das Aeußerste, was ich mir abrang, war, nichts zu entgegnen. Ich verbeugte mich stumm und trat meinen Rückweg an.

Da hörte ich ihn rufen, was das heißen solle? und hörte ihn hinter mir her kommen.

Ich blieb dann stehen, wendete mich und sagte mit möglichster Fassung, daß ich mich nicht verpflichtet hielte, solchem Ausbruche von Scheltworten in solcher Form — ich weiß nicht mehr, was ich für Worte gefunden habe. Aber sie müssen nicht unbescheiden und doch so gewesen sein, daß der Edelmann in dem mir jetzt ganz nahe stehenden Herrn Minister von ihnen berührt wurde. Er schien zu empfinden, daß er sich in Haltung und Ausdruck übernommen hätte. Das war ein Gewinn für mich. Heftige Menschen von übrigens nobler Gesinnung vergüten ihre Heftigkeit nachträglich durch Zugeständnisse, welche sie vorher um keinen Preis gemacht hätten. Sie entschuldigen sich nicht persönlich, aber sachlich.

Es entstand nun doch eine Art von Unterredung, eine Art, denn viel Worte kamen auch jetzt nicht auf meinen Theil. Der Minister wiederholte in milderen Worten die Vorwürfe einzeln, welche er in seiner strömenden Scheltrede massenhaft ausge=

schüttet, und erwartete auch jetzt nicht eigentlich eine Antwort von mir. Er verfügte über Axiome, und es handelte sich für ihn ganz und gar nicht um bestreitbare Sätze. Das war im Grunde natürlich. Er war Verwaltungs-Beamter gewesen — Regierungs-Beamter, wie man in Preußen sagt — zuletzt Präsident des Regierungsbezirkes Sachsen. Männern solchen Amtes, denen Befehlen und Gehorchen die entscheidenden Gegensätze werden in täglicher Aufgabe, war die neue politische Zeit ein blos störendes Dilettantenthum. Die stramme preußische Ordnung, aus den militärischen Formen von Friedrich Wilhelm I. her entsprungen, war ihnen das Rückgrat des Staates; in vielen Beziehungen ja auch mit Recht. Je länger nun ein Mann in diesem nothwendigen Mechanismus mitgearbeitet hatte, desto störender war ihm die moderne Meinung, daß der Mechanismus nicht allein Alles bedeuten dürfe. Widerwärtig, wenn nicht wildfremd ist ihm der Gedanke, daß Alles in dieser Welt sich entwickeln, also verändern müsse, wenn es vor Verknöcherung bewahrt sein wolle, vor Versteinerung, vor Erstarrung und Tod — jeder solche Gedanke gilt ihm am Ende für revolutionär. Aus diesem Gedankengange sind die bekannten Staatsdevisen entstanden, welche man früheren preußischen Staatsmännern so vielfach nachgesagt: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und „Der beschränkte Unterthanenverstand hat nicht mitzureden“. Jene von der „Bürgerpflicht“ stammt übrigens aus der Zeit der Franzosenherrschaft, und Herr v. Kircheisen erfand sie, um Unruhen gegen die französische Vergewaltigung hintanzuhalten. Da sie einmal da war, diese Devise, so wurde sie auch nach Vertreibung der Franzosen als werthvolles Motto conservirt. Den „beschränkten Unterthanenverstand“ hat man demselben Herrn v. Rochow zugeschrieben, welcher mir soeben ähnliche Grundsätze kategorisch vorhielt.

Er hatte bis gegen Abend ein Diner mitgemacht bei einem Prinzen des königlichen Hauses und warf mir unter Anderem auch vor, daß wir sogenannten Liberalen auch diese Prinzen nicht mit derjenigen Unterthänigkeit betrachteten, welche ihnen zukäme.

Vergebens suchte ich einzuschalten, daß ich seit neun Monaten gar nicht in der Lage gewesen wäre, in solchem Punkte etwas zu beobachten oder zu versehen — der Strom rauschte weiter, und es verging wol eine halbe Stunde, ehe die Frage meines ferneren Aufenthaltes in Rede kam. Endlich, um neben den großen Verhältnissen des Staates auch diese Kleinigkeit zu berühren, fragte er mich, wo ich den hin wollte? — „Ich wünsche in Berlin zu bleiben.“ — Das wurde als unglaublich dreistes Gelüste abgewiesen; die Residenzstadt sollte frei erhalten werden von solchem — er sagte nicht ausdrücklich „Gelichter“, aber es fehlte nichts als das ausdrückliche Wort.

„Alsdann,“ sagte ich, „würde ich Naumburg an der Saale wählen.“

„Das glaub' ich,“ rief er, „in der Mitte von Leipzig, Halle und Jena, wo links und rechts nahe Gelegenheit wäre mit Universitäten und Buchhändlern zu störender Schriftstellerei . . . .“

„Aber, Excellenz, ich bin nun doch Schriftsteller und muß von meiner Feder leben; ich muß also einen Ort wählen, wo mir literarische Hilfsmittel erreichbar sind.“

„Nein!“ schloß er. Und auf meine Bemerkung, daß der Herr Polizei-Präsident darauf warte, ob — setzte er hinzu, indem er sich zum Abgehen ins Cabinet wendete: „Sie können noch einmal herkommen.“

Das klang wie die Möglichkeit einer Nachsicht. Der ganze Mann hinterließ mir den Eindruck wunderlich gemischter Eigenschaften: hochfahrendes, sich übernehmendes Wesen, beschränkte, vorurtheilsvolle Anschauung und dazwischen doch ein adeliges Feingefühl und die Fähigkeit einer gewissen Naivetät.

Er war von kleiner Mittelgröße und hatte einen schön geformten Kopf, dessen Züge tief gefurcht waren, entweder von Leidenschaften oder von Schmerzen. Wahrscheinlich von beidem; er wurde bald darauf krank und hatte viel zu leiden. Diese zahlreichen Herren auf „ow“ im märkischen und mecklenburg'schen

Lande sind slavischen Ursprunges, und namentlich dieser Herr von Rochow mit seinem scharf geschnittenen Antlitze erinnerte an die schöne Race der polnischen Aristokratie, welche sich so auffallend abhebt von ihrer Umgebung. Ich sehe immer beim Anblicke dieser sarmatischen Edelleute einen Reiterstamm aus Asien kommen und in den Wäldern zwischen Dniepr und Oder vom Pferde steigen, den Knechten und Dienern befehlend, sie sollten Bäume niederhauen und die Erde pflügen, damit die Herren sich niederlassen und bequem leben könnten. Nirgends sind die „Herren“ so zahlreich wie in diesen slavischen oder ursprünglich slavischen Ländern; sie haben meist nur kleine Güter, die nicht minder „Herrschaften“ genannt werden, wie die großen Besitzungen im „Reiche“ (die polnischen Schlachtzizen hatten am Ende gar kein Gut und blieben doch „Herren“), sie verhielten sich stets herrischer und despotischer gegen ihre Untergebenen, als der eigentliche deutsche Reichsadel; und der Militär-Adel, welcher sich aus ihnen entwickelt hat, ist ein ganz organisches Gebilde. Ein ganz organisches und deßhalb sehr wichtiges, einflußreiches Gebilde. König Friedrich der Große hat dies klar erkannt und hat dieser Erkenntniß gemäß diesen seinen Militär-Adel, sein Officierscorps, stets grundsätzlich beschützt und bevorzugt.

Dies ist ein wichtiger Punkt in der Entwicklungsgeschichte Preußens. Der Oesterreicher nennt jeden gebildeten Mann „Herrn von“ und begreift kaum, daß das Wörtchen „von“ einen vollen Adel bezeichnen könne, denn er glaubt mit dem verstorbenen Fürsten Windischgrätz, „daß der Mensch,“ will sagen der Adel „erst beim Baron anfange“. Der Cavalier im Reiche ferner betrachtet die „Herren von“, welche auf keiner Bank des deutschen Reichstages einen Platz gehabt, kaum als Standesgenossen. Beide irren sich in der Bedeutung des sogenannten kleinen Adels in Preußen. Diese preußischen Edelleute, welche man neuerdings mit scharfen Accente „Junker“ genannt, sind eine große Leibwache der preußischen Monarchie, wirkliche Fahnenjunker ihres Königs, und sie sind viel bequemer für ihren König, als die

mächtigen Aristokraten anderswo. Die mächtigen Aristokraten machen auch große Ansprüche an die Herrschaft, sie wollen mitherrschen, ja oft wollen sie wenigstens mitherrschen. Der preußische Junker ist darin bescheidener und seinem Kriegs- und Dienstherrn zuträglicher.

Dies wichtige Element in Preußen ist außerdem sehr zahlreich; die sogenannten „Rittergüter" sind durchschnittlich von sehr kleinem Umfange; jeder Kreis hat ihrer zu Dutzenden, und zur Stelle des „Landraths", welcher den Kreis beherrscht und welcher grundsätzlich ein solcher Rittergutsbesitzer ist, wird überall eine reichliche Auswahl geboten.

Die Führung des Heeres also und die Führung der Landesverwaltung ist in den Händen dieses Landesadels, welcher ein ganz eigenthümliches Verhältniß hat zu seinem Landesherrn, ein ganz intimes Verhältniß. Was der Landesherr an politischer Macht verliert, das verliert auch der Landesadel — ist es da nicht natürlich, daß eine große Zeitung entstehen konnte wie die Kreuzzeitung? Ist es da nicht natürlich, daß auch in heutiger Zeit, welche sich eine freiheitliche nennt, die Entwicklung in Preußen absolut nicht glatt und eben nach der Schablone des Jahrhunderts vor sich gehen will? Es ist ganz natürlich, ganz organisch. Jener Herr v. Rochow lebt fort, und der Militär-Adel mit seinen Vettern, den Landräthen, bildet eine macedonische Phalanx — man vergleicht ja Preußen oft mit Macedonien — welche den losen und lockeren Schlachtreihen in Deutschland gar sehr überlegen ist. Der Ausgleich, der tiefere freiheitliche Ausgleich liegt wol erst jenseits unserer Gräber.

Ich sah nicht so weit, als ich damals aus dem Ministerhotel in die Wilhelmsstraße trat; ich dachte nur: der Polizei-Präsident muß eben noch acht Tage warten, bis du zum zweitenmale da oben bei dem heftigen Minister gewesen bist. Gott weiß, wohin der dich zwingen, Gott weiß, was aus dir werden wird!

Sorgenvoll wandelte ich durch die stillen, zu jener Zeit schwach erleuchteten Straßen der Friedrichsstadt, dieses vornehmen

Stadttheiles von Berlin, welcher rechts und links von den Linden in großer Breite recht einsame Straßen hatte. Mondschein und Regenschauer wechselten mit einander; ich schritt einher, ohne zu wissen wohin, und besann mich erst, als ich den „Schinkenplatz“ erkannte und das einstöckige breite Haus vor mir sah, welches der Mond plötzlich mit vollem Lichte übergoß. Erschrocken stand ich still; diese harmlos und friedlich aussehende Front hat die Gefängnisse der Hausvogtei hinter sich. War es da hinten schlimmer? seufzte ich. — Ja! antwortete der Lebensmuth in mir, und ich kehrte um.

Jetzt erst fiel mir ein, daß ich einen kleinen Salon in der Charlottenstraße aufsuchen könnte, wo frische, gebildete Menschen zu finden wären, welche an meinem Schicksale theilnahmen und denen ich meine Audienz erzählen konnte. Varnhagen hatte mich dort eingeführt; er selbst war jeden Abend dort zu finden. Es war einer jener kleinen, täglich offenen Salons, welche Berlin immer besessen hat und welche ein Vorzug Berlins sind. Niemand macht Anspruch auf materielle Bewirthung, eine Tasse Thee und ein Butterbrot ist der äußere Anhalt; man will sich sehen und sprechen, man will hören, was der Tag gebracht hat, will seine Ansichten austauschen, die beste Geselligkeit, weil sie anspruchslos und täglich zu haben ist. Die Süddeutschen spotten gern über die Berliner Butterbrote und — gehen ins Wirthshaus. Dieser Spott ist nicht besonders glücklich.

Fräulein Solmar war die Herrin dieses Salons und die Erhalterin. In Wahrheit eine constitutionelle Regentin, denn eine solche ist nöthig, um einem Salon freies Leben zu verleihen. Man muß da regieren, ohne daß es aussieht, als ob man regierte, und das ist recht schwer. Man muß geistig vertraut sein mit allem Möglichen, was aufs Tapet kommen kann, und doch nicht als Blaustrumpf erscheinen, sondern auch naiv fragen können, was Dies und Jenes bedeutet. Dadurch kommt der erzählende und erklärende Bestandtheil in den Salon, und die blos dürre Kritik wird in Schranken gewiesen, der Klatsch wird eingeengt. Letzteres freilich in noch höherem Grade dadurch, daß die Regentin

gutmüthigen, wohlwollenden Herzens ist und jeglichen Mißton sogleich zu dämpfen weiß. Fräulein Solmar besaß all diese Eigenschaften und war dabei heiter und anspruchslos. Ueber dreißig Jahre habe ich sie so regieren sehen vom kleinen Sofa aus, und allerlei Notabilitäten hab' ich da kennen gelernt — mein erster Gang des Abends war immer dahin, wenn ich einmal wieder nach Berlin kam, und immer fand ich sie unverändert freundlich, immer sicheren Trittes fortgeschritten mit der Zeit; sie alterte gar nicht. Wer ein fröhliches Naturell besitzt, immer gute Bücher liest und täglich mit gescheiten Menschen verkehrt, der schlägt auch dem Alter ein Schnippchen; denn das Alter nistet sich nur ein, wenn man ihm Platz macht.

Neben Varnhagen, dem Stammhalter des Solmar'schen Salons, war in den Dreißiger-Jahren Eduard Gans ein Matador dieses Kreises. Er war Professor der Jurisprudenz, war aus Hegel'scher Schule und war Politikus von Beruf. Ihm fehlte ein Parlament, er war ein Redner. Oft wenn er eintrat, blieb er schon auf der Schwelle stehen und trug oratorisch vor, was sich zugetragen, was die Welt eben bewegte, welche Maßregel der verkommenden Regierung ihn in zornige Wallung versetzte. Er gehörte zur schneidenden Opposition gegen das Regiment der Herren v. Rochow und Tzschoppe, und soweit es anging, schrieb er demgemäß und sprach er auf dem Katheder der Universität unter mächtigem Zulaufe der Studentenschaft. Namentlich sein Collegium über die französische Revolution brachte die Machthaber in Harnisch.

Gans ist von großem Einflusse gewesen auf die politische Bildung in Berlin. Die politische Geschichte Frankreichs und Englands war ihm systematisch geläufig, systematisch! Das Systematische ist in Norddeutschland von großer Wichtigkeit. Ebenso wichtig war es, das er besonders die politische Entwicklung Englands klar zergliederte; denn der norddeutsche Sinn fühlt sich unter den Engländern auf soliderem Boden als unter den Franzosen, er fühlt sich auf verwandterem Boden. Die

Aufsätze, welche Gans im philosophischen Moniteur Berlins, in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin" — man bemerke die feierliche Perrücke des Titels! — veröffentlichte und diejenigen, welche er in kleinen Schriften herausgab, waren trefflich geschrieben, weil sie den Reiz historischer Genauigkeit mit der warmen Darstellung eines enthusiastischen Theilnehmers verbanden und doch bei aller enthusiastischen Theilnahme für einen Hampden die Zügel eines streng prüfenden wissenschaftlichen Mannes nie aus der Hand ließen.

Jenen höchst wissenschaftlich auftretenden „Jahrbüchern" Berlins machte er übrigens viel zu schaffen. Damals hatte noch jede größere Universität ihre Zeitung, und auf die Hallische, Leipziger und Jenaische Literatur-Zeitung sahen die Berliner „Jahrbücher" vornehm herab. Sie standen in discreter Verbindung mit Altenstein, dem gründlich gebildeten Unterrichtsminister in Preußen, welchem als Ministerialrath Johannes Schulze, ein vortrefflicher, freier Wissenschaft wie freiem Staate zugethaner Mann, zur Seite eifrig arbeitete. Minister wie Ministerialrath waren durchaus nicht einverstanden mit der illiberalen Regierungsform; aber der Minister besonders mußte sich doch bis auf einen gewissen Grad dem herrschenden Systeme fügen, und die dunklen Ausdrücke der Hegel'schen Philosophie, diese Taschenspielerei philosophischer Terminologie, waren die einzige Rettung. Mit ihnen konnte in den „Jahrbüchern", welche von Hegelianern beherrscht wurden, Manches gesagt werden, was dem Sinne nach verpönt war. Nur Gans durchbrach diese Hüllen, hinter denen man sich versteckte; er war am freiesten von der unpopulären Hegel'schen Ausdrucksweise, obwol auch er ein Schüler Hegel's; seine Aufsätze gingen geradeaus ins Verständniß und dadurch ins Blut. Er war eben von Natur ein Politiker, und als solcher hatte er das Bedürfniß, allgemein verständlich zu sprechen. Der Styl ist aber immer ein Resultat des Bedürfnisses, welches der Schreibende empfindet.

In den Dreißiger-Jahren war die Redaction dieser „Jahrbücher“ eine ganz interessante Sache in Preußen; sie war eine Art philosophischer Camarilla, nicht im reactionären, sondern im fortschrittlichen Sinne. Sie hielt Sitzungen, an denen ein ganzer Kreis von Professoren theilnahm. Da wurde oft eine ganze Sitzung mit Discussion über einen Artikel verbracht, der ein wenig zu deutlich sich äußere über einen philosophisch-politischen Grundsatz. Die Welt hätte nichts davon gemerkt, denn verclausulirt und verdunkelt war der Grundsatz immerhin vollständig, aber die Regierung konnte es merken, Herr v. Altenstein konnte erschrecken. Der ganze Zustand erinnerte an die Zeiten der katholischen Kirche, als Scholastiker über einen Dogmensplitter leise anfragten in vorsichtigem Latein. Die Resultate jener Discussionen waren denn auch immer nichtig, weil es an Klarheit und an Courage fehlte. Sie waren gerade so, wie das Ergebniß einer neuen Wahl, als Hegel an der Cholera 1832 gestorben war. Himmel und Erde war in Frage gekommen bei dieser Wahl, und Professor Gabler war gewählt worden, dessen Namen heute kein Mensch mehr kennt. Kurz, Berlin war zu jener Zeit ultraphilosophisch, man lebte von Abstractionen, und da man nichts Wirkliches in die Hand bekam, so war man stolz auf die Abstractionen. Ein Mensch oder gar ein Schriftsteller ohne formell philosophischen Apparat wurde über die Achsel angesehen, wie bei den Römern ein barbarus. Die Dreißiger-Jahre waren unser philosophisches Jahrzehnt unter besonderer Aufsicht der Polizei.

Eduard Gans hatte Anlagen, aus diesen Eisenreifen herauszuspringen.

Aber doch auch nur Anlagen. Die Erziehung in Schulweisheit ließ ihn nicht immer los, und sein körperliches Naturell war nicht ohne schwammigen Einfluß. Er war von feister Leibesfülle, welche Blutandrang nach dem Kopfe veranlaßte. Das Antlitz war stark geröthet, die Augen traten hervor. Apoplektisch! sagte der Kundige, welcher ihn feurig peroriren und gleich darauf klein beigeben hörte, sobald eine praktische Einwendung auf gefährliche

Folgen seiner Rede hinwies. Leider tödtete ihn auch wirklich ein Schlagfluß wenige Jahre nach den Tagen, welche ich hier schildere. Eines Morgens war die Stelle leer, an welcher ihn täglich der Berliner gesehen. Er arbeitete nämlich an einem Stehpulte bei offenem Fenster, und Fenster wie Stehpult befanden sich in einem hohen Erdgeschosse — Parterre sagt man in Norddeutschland — der Charlottenstraße. Da sah der vorübergehende Verehrer jeden Morgen den schwarzen Krauskopf und erzählte dann den still hoffenden Genossen: das Parlament kann nicht lange mehr ausbleiben, denn Gans führte die Feder heute sehr resolut aussehend, und Tzschoppe huschte eilig wie ein Wiesel aus dem Hause zum Fürsten Wittgenstein hinüber; es ist eine Wandlung im Anzuge.

In demselben Hause nämlich — Ecke der Charlotten- und Behrenstraße — wohnte zu ebener Erde die Opposition in kleiner Wohnung, die Reaction aber im breiten zweiten Stockwerke oben. Zwischen Beiden, zwischen Gans und Tzschoppe, logirte — wie der Berliner hochdeutsch sagt — der gelähmte Tyrtäus Herr von Stägemann, der auf Resignation angewiesene Liberalismus von Anno 1813, welcher amtiren mußte, wie der über ihm wohnende Herr v. Tzschoppe anordnete.

Auch mein Schicksal wurde in jenem zweiten Stocke entschieden, auch der Polizeiminister erhielt von daher die letzten Weisungen. Das kleine, lichtblonde Männchen Tzschoppe, geschäftig von früh Morgens bis in die späte Nacht, war die bestimmende Unruhe in der politischen preußischen Uhr. Er las Alles und erzählte seinem nichts lesenden Chef von den drohenden Gefahren und fragte dann: ob? — Der Chef nickte blos mit dem Kopfe, und man nahm Diesen oder Jenen von der Rotte Korah beim Kragen. Einer von Diesen oder Jenen war ich, und Tzschoppe allein wußte, in welchen Winkel ich binnen acht Tagen mit gebundenen Händen geschleudert werden sollte.

26.

Meine nächste Audienz beim Polizeiminister fiel sehr kurz aus. Excellenz hatten wichtigere Sorgen im Kopfe, als die Interessen eines Demagogen. Der Aufenthalt in Berlin wurde kurzweg verweigert, der Aufenthalt in Naumburg an der Saale gestattet unter zeitgemäßen Androhungen, wenn ich meine Feder wieder ungebührlich brauchen sollte. Der dortige Landrath werde mein Vormund sein, nöthigenfalls meine strafende Nemesis.

Darin irrten sich nun Se. Excellenz. Der Naumburger Landrath war ausnahmsweise ein Bürgerlicher, und war ein liberaler Mann, der mich sehr wohlwollend und freundlich behandelte. Es war der Vater des berühmten Gelehrten Lepsius. Er empfahl mich der Fürsorge seines landräthlichen Secretärs, und diesem war ich in manchen Punkten nicht liberal genug — ich kam in eine ganz andere Welt. Es rührte dies zum Theil daher, daß ein Ober-Landesgericht in der Stadt war, bei welchem sich eine große Schaar von Auscultatoren und Referendarien befand. Diese jungen Juristen gehörten fast sämmtlich der neuen Zeitrichtung an. Sie waren zumeist aus der Provinz Sachsen, und Sachsen ist von der Reformation her ganz besonders geneigt zu nüchterner, rationeller Auffassung der religiösen wie bürgerlichen Verhältnisse. Es fehlte sogar nicht an selbstständigen Denkern, an keimenden Reformatoren in dieser Juristenschaar, und wenn wir Nachmittags oben im Bürgergarten Kegel schoben, da gestaltete sich unter dem Poltern der Kugeln und Kegel die frische Gesellschaft zuweilen ganz so wie ein Vorparlament, welches Grundlinien entwarf für einen neuen Staat. Ein mittelgroßer Referendarius namentlich, mit großen, hervordrängenden Augen und einer weit in den Scheitel hinaufreichenden Stirn, hielt Reden voll originellen Inhalts, in denen Socialismus pulsirte. Das Wort Socialismus war damals noch unbekannt, man

nannte die Richtung wol saint-simonistisch und schenkte ihr keine sonderliche Beachtung. Der Name dieses Socialisten war auch nicht gerade vielversprechend für notable Zukunft, er lautete „Schulze". Jetzt ist er längst ein notabler Mann, nachdem er seine sächsische Vaterstadt zur Unterscheidung von den tausend Schulze seinem Namen beigefügt. Wer kennt jetzt nicht den Schöpfer der Genossenschaften, „Schulze-Delitzsch"?

Er zeigte schon damals ein volles, warmes Herz für Alles, was Bedeutung hat in dieser Welt, und jede gedankenvolle Regung interessirte ihn. Dazu hatte ihm die Mutter ein fröhliches Naturell mitgegeben, welches ihn leutselig machte und gefällig für Jedermann — er brauchte nur die Lücke zu finden in der heutigen Gesellschaft, um einzutreten und sie auszufüllen als ein schöpferischer Mann. Er hat sie gefunden und hat sie tüchtig ausgefüllt zum Gedeihen für zahlreiche Menschen. Das Institut der „Genossenschaften", welches er eingeführt hat für die Arbeiter, ist eine fruchtbare Pflanzung, welche reichliche Früchte trägt.

Er poetisirte in jener Zeit, wie es der gebildete Sachse fast handwerksmäßig früh und spät im Leben zu betreiben pflegt, und Gesellschaftsscherze componirte er mit Virtuosität. Den Leuten Freude zu machen, war eben frühzeitig sein Beruf. Daneben war er, wie es glücklich gestimmten Menschenkindern eigen ist, ein Naturschwärmer, will sagen, ein empfängliches Kind für jeden angenehmen Eindruck, welchen die äußeren Umrisse der Erde bieten. Er zog mich gerne seitwärts von der Kegelbahn des Bürgergartens auf eine Bank und schilderte mir die anmuthige Landschaft da unten: im Vordergrunde hinter der Stadt Naumburg das baumreiche Saalthal, nach Kösen hin durch Hügelzüge begrenzt und geschlossen, im Mittelgrunde eine breite Oeffnung, welche in das Unstrut-Thal hinüber blicken läßt und auf das Städtchen Freiburg im Hintergrunde. Dort wohnte der alte Jahn, der Turner „im Ausgeding", ein überlebter Demagoge, der immer noch einherging, wie er vor dreißig Jahren einhergegangen

war, im altdeutschen schwarzen Rocke, ohne Weste und Halstuch und in leinenen Hosen. Ich hatte ihn schon vor neun Jahren als Student von Halle aus dort in Freiburg besucht, und als ich ihn jetzt hier wiedersah — er kam zuweilen Sonntags nach Kösen — da erkannte ich, daß ich ihn auswendig wußte. Er hielt Haus mit zwei oder drei Gedanken, ein guter Wirth. Diese zwei oder drei Gedanken, Natürlichkeit und Einfachheit lehrend im Staatsleben, waren werthvoll, werthvoller als der Eigenthümer derselben, welcher absolut außer Stande schien, etwas dazu zu lernen, und welcher deßhalb wie eine übergangene alte Jungfer keifte und schalt auf die Gedankenmischung in der neuesten Zeit. Sein kräftiges Bauerngesicht mit guten Augen und grauem Vollbart sah ärgerlich drein, daß auch Frankreich genannt werden könnte in Betreff freier Staatsformen und geistreicher Schriftsteller; der „Franzmann" blieb bei ihm angeschrieben, wie er Anno 13 als Unterdrücker unseres Vaterlandes mit Recht angeschrieben gewesen war, und die jungen Schriftsteller, welche man „junges Deutschland" zu nennen anfing, waren ihm ein Gräuel. Wir zankten uns einmal an der Kösener Wirthstafel zum Schrecken der Badegäste — vorzugsweise weiblichen Geschlechtes — daß die Splitter flogen, und sahen uns doch unter der Versicherung wieder: „Darum keine Feindschaft nicht!" Wir gehörten eben zu zwei aufeinander folgenden und doch verschiedenen Zeitgeschlechtern. Da gibt es Verbindungsfäden, aber auch starke Abweichungen. Der Baum sieht eben anders aus, wenn er gewachsen ist und seine Zweige ausgebreitet hat, als da er eine Gerte war.

Man will dem alten Murrkopf, der unterdessen längst gestorben, ein Denkmal setzen in der Hasenhaide bei Berlin, wo er die Turnerei in ihrer Entstehungszeit eingeübt. Man thut wohl daran. Diese systematische Kräftigung des Körpers ist unserer Jugend zum Segen, und der standhafte Gründer des Systemes verdient ein Denkmal.

Die ganze Lage meiner Verbannung dort an der Pforte von Thüringen war gar nicht übel: Umgang mit gebildeten

Menschen und eine für norddeutsche Ansprüche anmuthige Landschaft. Thüringen, das grüne, baumreiche Thüringen, beginnt hier zwischen Naumburg und Kösen; ein kleiner Bach bildet die Grenze. Die Brücke über denselben heißt leider die „Saubrücke“, und wir beklagten täglich, wenn wir nach Kösen hinauswanderten, daß der Uebergang aus Sachsen in die Romantik Sachsens — denn also betrachtet man die sächsischen Herzogthümer, die thüringischen Länder der Ernestinischen Linie — nicht einen poetischeren Namen trüge. Die „Pforte“ entschädigt dafür, die berühmte Schule „Schulpforte“ nämlich, eine halbe Stunde jenseits der Saubrücke. An einem wohlbestandenen Waldhügel gelegen und seit Jahrhunderten eine würdige Stätte gelehrter Bildung, ein Stolz neben den stolzen Fürstenschulen Sachsens, weist sie auf ihren Namen hin und sagt: Ich bin die Pforte zu Thüringen.

Trotz all dieser äußeren Hilfsmittel hatte ich eine traurige Existenz, denn die Nachwehen der Hausvogtei brachen hervor und schienen mich vernichten zu wollen. Der Körper, so lange eingesperrt und gemartert, hatte alle Spannkraft verloren und neigte zu immerwährendem Schlafe. Bekanntlich starb Lessing auf solche Weise, daß steter Schlaf ihn einhüllte und ihm allmälig das Leben ganz erstickte. Dies Bild stand mir täglich vor Augen und dabei die niederschlagende Einsicht, daß ich auch in gesundem Zustande nicht ein halber Lessing werden könnte, jetzt aber in so unfähigem Zustande gar kein Schriftsteller bleiben oder werden könnte, sondern in Dürftigkeit verkommen müßte. Ich sollte doch erwerben für den täglichen Lebensunterhalt, und konnte es nicht; wenn ich eine Viertelstunde am Schreibtisch saß, da fiel mir die Feder aus der Hand und ich schlief ein. Die Nerven waren durch die neun Monate Berliner Gefängniß völlig erschlafft.

Es war umsonst, daß ich nach Kösen hinauszog, um freie Landluft einzuathmen. Kösen war damals noch klein und leer, die Soolbäder dort kamen erst in geringem Grade zu Ansehen,

und nur eine kleine Anzahl von Frauen fand sich ein mit skrophulösen Kindern; die Eisenbahnen fehlten noch, und mit ihnen fehlte die sommerliche Völkerwanderung aus Berlin, welche jetzt alle sogenannten schönen Gegenden in Norddeutschland unsicher macht. Kösen bot noch reine Luft und Landleben und ich hatte mich eingemiethet oben am Heerwege bei Hammerling, dem berühmten Kuchenbäcker, an dessen Schwelle jeder des Weges Fahrende anhielt, um ein Stück Kuchen zu kaufen und zu verzehren. Denn Kuchen und saure Milch sind Nationalgenüsse hier, wo Sachsen und Thüringen sich die stammverwandten Hände reichen. Wie ein verkrüppelter Soldat saß ich da stundenlang im Fenster und hörte den trivialen Gesprächen zu, welche von den Kuchenessern geführt wurden, ich war auf dem geraden Wege, wie man in Oesterreich sagt, ein Trottel zu werden.

Mühsam stellte ich aus einzelnen Aufsätzen der „Eleganten Zeitung" einen Band zusammen und nannte ihn „Moderne Charakteristiken". Gutzkow, der mir behilflich war, Buchhändler-Honorare zu erwirken, hatte mir diesen Titel vorgeschlagen. Mir klang das garstige Wort „Charakteristiken", als ob mich spitze Nägel ins Ohr stächen. Aber richtig war es, und wir haben uns in den letzten Jahrzehnten an eine Anzahl von Ausdrücken gewöhnt, welche aus modernen Begriffen stachlig hervorgewachsen sind. Darin sind wir viel robusteren Ohres geworden, als wir es früher waren. Der wohllautenden Dichterstimmung näher, welche die Verse Goethe's, Schiller's und der Romantiker in uns Allen erzeugt, waren wir für den Wohlklang der Worte viel empfindlicher, und selbst Goethe, der aus gesundem Bedürfniß manch neues Wort eingeführt, hatte vielfachen Widerstand gefunden, namentlich in Norddeutschland. Als Heine zum Beispiele den Titel brachte: „Französische Zustände", da schüttelte man den Kopf über den unbrauchbaren Pluralis „Zustände", und als darauf hingewiesen wurde, daß Goethe diesen Pluralis eingeführt habe, da sagte man ärgerlich: Der hat gar oft Worte gebraucht, welche nicht hochdeutsch sind!

Die Schulmeister haben noch nie zugestanden, daß der Dichter die Sprache fortpflanzt; ihre Enkel schwören erst auf das, was die Großväter verworfen, und sie verwerfen zur Entschädigung dafür wieder das neueste Dichterwort.

Frische Luft, der Athem Gottes und für mich von Kindheit auf die Universal-Medicin bei jeglicher Stockung des Leibes und Geistes, frische Luft stand mir aber doch ausgiebig zu Gebote, und ich suchte sie auf, soweit die dürftigen Kräfte Bewegung gestatteten. Das linke Saal-Ufer bei Kösen erhebt sich steil und zieht sich in dieser Erhöhung eine lange Strecke dahin. Dort oben über den sogenannten „Saalhäusern“ war es menschenleer und ortsleer, dort strich thüringische Alpenluft über eine wüste Hochebene, dort hinauf schleppte ich mich täglich, um mein verdorbenes Blut anzufrischen. Ein kleines Häuschen stand hoch oben über den Saalhäusern, und dies war gemiethet von Naumburger Referendarien, unter denen zahlreiche Naturschwelger. Heute fand ich Den, morgen Jenen, Schulze-Delitzsch am öftersten. Da saßen wir stundenlang auf der Bank und schauten wie Moses auf das gelobte Land hinunter, einander unter entsagendem Lächeln fragend: Wird etwas Lobenswerthes für uns entstehen in diesem Kanaan-Deutschland, welches überall die jungen Baumsprößlinge nur zu Ruthen benützt? Die preußischen Referendarien waren wie die damaligen Schriftsteller auch ganz und gar auf Entsagung angewiesen. Ein Jahrzehnt unbesoldeten Dienstes hatten sie vor sich, um bei gutem Glücke endlich achthundert Thaler Besoldung zu erringen, und Jedermann sah nur im Staatsdienste sein Fortkommen; die Welt war eingeengt von einem Bretterzaune, welcher Amt hieß, kleines Amt. Schulze-Delitzsch zeigte wol darüber hinaus, aber man fand das phantastisch, und ich dürftiges Schriftstellerlein war auch ein abschreckendes Beispiel für die sogenannte Freiheit vom Staatsdienste.

Weit drüben über Kösen hinaus, am rechten Saal-Ufer, wo die Höhen sich sanfter erheben, winkte uns die Ruine der Rudelsburg herüber, und sprach: Am Ende war's zu meiner

Zeit, im Mittelalter besser; da waren die Einzelnen selbstständig und bildeten sich frei und tapfer ihr Leben! — „Ja," rief Schulze dazwischen, „wenn sie zu der kleinen Anzahl von Herren gehörten, die als Herren geboren waren. Wer es mit der Geburt nicht getroffen, der war und blieb ein Nichts. Wir sind doch schon viel weiter, und wir werden auch durch die jetzige Enge der Staats-Hämorrhoidarien hindurchkommen."

Der Begriff des Staats-Hämorrhoidarius, welchen die „Fliegenden Blätter" später erfanden, war damals in der Bildung begriffen, will sagen: es wurde uns klar, daß solch ein Wesen ein dürftiger Homunculus wäre.

Menschenfreundliche Aerzte in Naumburg und Kösen bewiesen mir übrigens, daß ich zur Herstellung meiner zerrütteten Unterleibsnerven entweder Karlsbad oder ein Pferd brauchte. Karlsbad war unerreichbar, denn ich durfte meine Bannmeile nicht verlassen, und zur Haltung eines Pferdes hatte ich kein Geld. Wann hätte aber je der bloße Mangel an Geld einen phantastischen Menschen davon abgehalten, eine Thorheit zu begehen oder etwas Großes zu unternehmen? Vom Vaterhause in Sprottau, das immer Pferde besaß, lag die Vorliebe für dies edle Thier in meinem Wesen, und ziemlich unbedacht fuhr ich eines Morgens ins nahe Weimar'sche hinüber zu einem Pferdemarkte. Buttstädt heißt der Ort, welcher in dieser Landschaft als Roßmarkt den höchsten Ruhm besitzt. „Du willst nur schöne Thiere sehen," sagte ich mir, „du willst durchaus nicht kaufen!" Da wurde am Eingange des Ortes ein goldbraunes, wohlgenährtes Roß an uns vorübergeritten, und mein Begleiter, ein gefälliger Oekonom, rief mir zu: „Wie wär's, Doctor, mit dieser Gradițer Stute?" — „Gewiß nicht! Gerade diese Gattung ist nicht mein Geschmack. Ich liebe schlanke Thiere" — und als wir Nachmittags den Markt verließen, saß ich auf dieser Gradițer Stute; ich hatte sie gekauft.

Das Thörichteste, was ich in meiner Lage thun konnte! Ich hatte kaum selbst zu essen und schaffte mir einen Fresser an,

der täglich mehrmals Hafer brauchte, und einen Wärter und einen Stall. Vielleicht stachelte aber doch nun das tägliche Bedürfniß meine Nerven an: es mußte etwas erworben, es mußte also geschrieben werden, und ich brachte einige Novellen zu Stande für mein Roß, „Liebesbriefe“ und die „Schauspielerin“ betitelt. Außerdem mußte das Roß benützt werden, ich mußte also täglich in den Sattel und hinaus ins Weite. Das weckt und verlockt. Bloße Gelegenheit ist oft die Mutter großer Unternehmungen. Meine Stute war stätisch, will sagen eigenwillig, und ich hatte weder Lust noch Kraft, sie zu erziehen. Zuweilen wollte sie links, wenn ich rechts wollte, und zuweilen ließ ich sie, um mich in keinen Streit einzulassen, ruhig gewähren. So kam ich in Gegenden, in welche ich gar nicht gewollt hatte, und so wurde die staatsrechtliche Frage angeregt: Wie weit darfst du denn überhaupt? Ist die Strecke zwischen Naumburg und Kösen die unüberschreitbare Bannmeile? Sollst du ans Kammergericht in Berlin, wo dein Proceß liegt, schreiben, wie weit links oder rechts deine Stute laufen dürfe? Fängt man aber nur einmal an, die staatsrechtlichen Begriffe zu dehnen, so werden sie bald wie Kautschuk. Einmal bei Sonnenuntergang sah ich mich im „Webicht“, dem anmuthigen Gehölze vor Weimar, an die fünf Meilen von Kösen. Meine Stute hatte Neigung gehabt, den literarhistorischen Ort anzusehen und anzuwiehern. Dann lenkte sie links hinüber in die Hügel und brachte mich nach Jena. Dort konnte ich absteigen, dort war vertrautes Land. Von hier war deutsche Burschenschaft und Demagogie ausgegangen, hier lebten noch alte Hähne aus der Wartburgzeit. Oken war freilich fort, aber Luden, der zeitlebens deutsche Geschichte schrieb, lebte noch, und der taube Scheidler, ein kernfrischer Patriot, und eine Zeitschrift wurde hier herausgegeben: „Bran's Miscellen“, ein stilles, solides Blatt, welches den Hafer meiner Stute lieferte für kleine Beiträge, die ich von Kösen hinübersendete; hier gab's bei meinem gutmüthigen Gastfreunde O. L. B. Wolff, einst Improvisator, jetzt Professor, einen geselligen Abend mit jenen

Notabilitäten; hier wurde Deutschland beklagt und neu aufgebaut. Herr v. Rochow hatte ganz Recht gehabt, als er mir zuerst Naumburg abgeschlagen wegen gefährlicher Nachbarschaft; denn nun kam auch Leipzig an die Reihe, und das wurde für mich sehr wichtig. Alles nur darum, weil ich mir leichtsinnig ein Pferd angeschafft und nun Beschäftigung brauchte für dies Pferd.

Julius Kistner nämlich, der liebenswürdige Gastwirth aus dem „Hôtel de Bavière", besuchte mich in Kösen und verlockte mich zu einer abenteuerlichen Expedition nach Leipzig. Von da war ich ja doch verbannt, ich durfte mich also dort nicht sehen lassen. „Trotzdem," rief Julius, „machen wir es möglich! Du reitest bis Lindenau, das letzte Dorf vor Leipzig, dort stellst du gegen Abend dein Pferd ein und dort findest du meinen geschlossenen Wagen. Man kennt ihn, und am Thor fragt Niemand — es gab zu jener Zeit noch neugierige Thorwachen — so kommst du unerkannt bis in den dunklen Hof des Hotel, und ich führe dich ungesehen ins höchste Dachzimmer. Dort besuchen dich die Freunde während des Tages, und des Abends gehen wir vermummt aus. Was meinst du?"

Ich meinte, das hätte einen reizenden Hintergrund. Ich hatte Julius bereits ausgefragt über alle Persönlichkeiten, welche mich interessirten, und auch über eine Dame, welche ich bei meiner letzten, vom Minister Carlowitz bewilligten vierzehntägigen Anwesenheit flüchtig kennen gelernt. Sophie Schröder gastirte während dieser vierzehn Tage im Leipziger Stadttheater, und ich war mit Gustav Schlesier zur „Braut von Messina" ins Theater gegangen. Dort sah ich eine junge, schöne Dame dicht hinter uns im Sperrsitze. Schlesier kannte sie und hatte mir oft von ihren geistigen Fähigkeiten erzählt. Es war die Witwe jenes freundlichen Professors, dessen Gast ich zu einem Balle im „Hôtel de Pologne" gewesen und welcher bald darauf gestorben war. Ich hatte die junge Frau, welche an jenem Tage unwohl gewesen, nicht gesehen; ich sah sie hier im Theater zum erstenmale und

wurde hier mit ihr bekannt. Nach der Vorstellung geleiteten wir sie nach Hause; nur bis an die Hausthür, sie war zurückhaltenden Wesens. Ich hatte sie sehr anziehend gefunden, und als ich jetzt nach Naumburg gekommen, hatte ich mich angelegentlich nach ihr erkundigt. „Sie ist mit ihrem Bruder" — hatte ich erfahren — „schon seit langer Zeit auf Reisen und jetzt in Frankreich." Julius aber konnte mir nun berichten: Sie ist zurückgekehrt und lebt still in der Johannisgasse, gesellig fast nur im Brockhaus'schen Kreise verkehrend. Im Brockhaus'schen Kreise war ich eingeführt, dorthin konnte ich des Abends schleichen, und vielleicht konnte ich sie dort finden: die Expedition wurde also beschlossen.

So erwachte doch endlich das Leben wieder mit seinen kleinen und großen Reizen, will sagen mit seinen Träumen in die Zukunft hinaus. Wir leben ja fast Alle so ungeschickt, daß wir das Glück nie in der Gegenwart finden, sondern immer in der Zukunft suchen.

Es war ein frischer Herbstmorgen, als ich von Naumburg nach Leipzig ritt, an der röthlichen Schönburg vorüber, über Hügelflächen und Thalmulden nach Weißenfels hinab. Im dreißigjährigen Kriege hieß dieser Weg ein „Paß". Wallenstein wie Gustav Adolph wollten ihn haben; Gustav Adolph errang ihn rasch und drang vor bis Weißenfels. Von da nach Leipzig hinab wird das Land eben, wird Schlachtfeld-Terrain; und ich ritt jetzt, mit den meisten Local-Verhältnissen jener Schlacht vertraut, langsam wie ein Sachverständiger die Straße entlang auf Lützen zu, Gustav Adolph's gedenkend. Es gab eine Linie sächsischer Herzoge, welche Sachsen-Weißenfels hießen und sich ein Schloß in Weißenfels erbaut hatten. In diesem Schlosse, dessen graues Schieferdach grell absticht von den weißgelben Mauerflächen, übernachtete heute Colloredo, der kaiserliche General Friedlands, und morgen übernachtete da der Schwedenkönig, und übermorgen übernachtete da dieser Schwedenkönig noch einmal, aber als Leiche — die Schlacht bei Lützen lag dazwischen. Rasch,

rasch waren die Dinge hier gegangen, und mich haben diese Dinge um Lützen persönlich immer mit betroffen; das erste Stück, welches von mir aufgeführt wurde, „Gustav Adolph“, schloß auf dem Schlachtfelde von Lützen; Anno zweiunddreißig ferner, als man den zweihundertjährigen Gedächtnißtag der Lützener Schlacht feierte und den Schwedenstein errichtete, ein Denkmal des Schwedenkönigs, da war ich als junger Kiek-in-die-Welt eben nach Leipzig gekommen und hatte mir einen großen Fuchs gemiethet, um die Feier am Schwedenstein cavaliermäßig mitzumachen. Das war auch gelungen, so weit dies bei rauhem Herbstwetter — das Wetter war ganz wie 1632 — möglich war; auf dem Rückwege nach Leipzig aber war mein trabender Fuchs gestrauchelt und war kopfüber mit mir hinabgestürzt in einen klaftertiefen Chausseegraben. Die Action hatte alle Chancen des Halsbrechens für sich gehabt, Roß und Reiter betreffend, und ich betrachtete jetzt von meiner Graditzer Stute diesen bedenklichen Chausseegraben, welcher noch unverändert bestand, und schwelgte in der angenehmen Erinnerung, daß ich damals den Hals nicht gebrochen hatte. Ich ahnte nicht, daß dieser Weg von Lützen nach Leipzig noch mehrmals schicksalsschwer für mich werden, daß er diesmal schon ein Schicksalsweg für mich werden sollte; ich stellte meine Stute in Lindenau ein, ich stieg in die geschlossene Kutsche Julius Kistner's, ich fuhr unerkannt durch das Ranstädter Thor — da, wo Napoleon unbekümmert um seine eignen Truppen die Brücke sprengen ließ Anno 13, um die Verfolgung zu hemmen — ich kam unentdeckt ins Dachzimmer des Hotels und war also wieder mitten in verbotenem Terrain, mitten in politischer Frevelthat, ein unverbesserlicher Bösewicht! Dabei blieb es nicht: vermummt stieg ich in die Gassen hinab bei mäßigem Laternenlichte und schlich nach der Querstraße hinaus ins Brockhaus'sche Hotel, um — Roman! Roman-Erfindung! ruft jeder wohlerzogene Mensch, wenn ich jetzt erzähle, daß jene Dame wirklich dort am Theetische saß und mir einen Hummernsalat präsentirte, als

ich gerade neben ihr Platz gefunden — unwahrscheinlicher Roman!

Wobei soll ich schwören, daß ich nackte Wirklichkeit berichte? Sie ist eben mitunter auch romantisch.

Das war ein Abend, welcher die ganze Stadt- und Hausvogtei vergessen machte! Und Frau Brockhaus verstand die Wünsche eines in Liebe segelnden Staatsgefangenen; sie veranstaltete ein gemeinschaftliches Mittagessen zum nächsten Tage. Mittagessen! Ich mußte ja das Tageslicht sorgfältig scheuen in Leipzig, wie sollte ich Mittags —? Ah, Leidenschaft ist erfinderisch! Damals gab es in Dresden und in Leipzig noch Porte-chaisen; eine solche ward an die Treppe des „Hôtel de Bavière“ bestellt, und mit verbundenem Antlitze stieg ich in dieselbe, ihre Vorhänge fest zuziehend. So wurde ich wie ein ehrwürdiges Wesen mitten durch die Stadt getragen, und als ich im Brockhaus'schen Hofe ausstieg aus meiner Kutsche, trat eben wieder meine Coeurdame durch's Hofthor ein, und ich konnte sie zu Tische führen — es waren Tage des märchenhaften Gelingens, wie sie glücklicherweise in jedem Menschenleben vorkommen. Die sächsische Polizei störte mich auch nicht, wol aber machte wiederum eine preußische Polizei-Behörde ein grelles Ende. Tzschoppe hieß wiederum diese Behörde. Am nächsten Morgen nämlich, als ich noch träumend im Bette lag, wird die Thür meiner Dachstube aufgerissen und ein rosig gesund aussehender Mann stürmt herein und schwingt eine Zeitung wie eine Fahne. Eine Sturmfahne, eine Trauerfahne! Der Mann war Theodor Mundt, und aus der Zeitung las er mir vor: daß eine frevelhafte literarisch-politische Verschwörung entdeckt und unter dem Namen „Junges Deutschland“ mit Bann und Interdict belegt worden sei. Was diese „jungen Deutschen“ je geschrieben und was sie je schreiben würden, das sei verboten und werde confiscirt. „Heine, Gutzkow, Wienbarg sind unsere Genossen“ — fuhr Mundt fort — „der vierte heißt Laube und liegt im Bette, der fünfte bin ich, der vor diesem Bette steht und Wehe! ruft über den Papst Tzschoppe.

Denn Tzschoppe hat diese moderne Bannbulle, hat dies Interdict, welches uns alle Buchhandlungen verschließt, erfunden und sogar beim Bundestage durchgesetzt. Wir müssen Handarbeiter werden, gedruckt wird von uns nichts mehr. Der Bettelstab ist unser Loos, nicht einmal des Tannhäusers Stab, welcher ausschlagen und grünen konnte bei gründlicher Bekehrung. Können wir uns bekehren?!"

So flog mein neuer Liebes- und Lebenstraum in alle Lüfte, ich aber auch vom Lager auf mit dem festen Vorsatze, alle polizeilichen Aufenthalts-Verordnungen von mir zu stoßen und ihnen zum Trotze unmittelbar nach Berlin zu fahren und diesen kleinen blonden Papst, Ecke der Charlotten- und Behrenstraße, zwei Treppen hoch, zur Rede zu stellen wie Einer, der zum Aeußersten entschlossen ist. „Er läßt Sie wieder einsperren!" rief Mundt. — „Einerlei! ich habe das Bedürfniß, mich zu wehren."

Und so geschah es. Achtundvierzig Stunden später trat ich in jenes Haus, wo Gans unten schrieb, Herr v. Stägemann im ersten Stocke litt und im zweiten Stocke der kleine politische Papst jeden Abend zu sprechen war. Ich zog resolut die Glocke, es ward geöffnet — ich stand vor ihm.

27.

Ich meinte, er wollte an die Decke springen, der kleine Blondin, Herr v. Tzschoppe, als er meiner ansichtig wurde. Ein polizeiliches Gebot zu übertreten war damals kaum denkbar in Preußen. Die gute preußische Staatssitte, das Gesetz zu achten und zu halten, es koste was es wolle, ging und geht durch alle Schichten des Volkes in Preußen, und diese Sitte bildet das

Rückgrat des Staates. Eine gute preußische Regierung muß sich aber hüten, ein Spiel zu treiben mit dieser guten Landessitte: sie muß nicht leichthin, nicht willkürlich Gebote und Verbote erlassen, sie muß die Gesetzgebung nicht in die Hände der Polizei legen. Die Polizei ist eine nützliche Anstalt der Aufsicht und Vorsicht; sie muß nicht mehr sein wollen, sonst verleidet sie den Menschen das Leben, vernichtet auch die nothwendige, unter jeder Regierungsform nothwendige Freiheit, die unschuldige Freiheit, und verrückt die Seele des Staates, verrückt die Gesetzgebung, welche einen höheren Standpunkt, weitere Umsicht, tiefere Vorbildung braucht, als die Polizei haben kann.

In Preußen besorgte damals die Polizei Alles, und Tzschoppe war ihr Haupt. Der Hausminister Wittgenstein bevollmächtigte ihn und die Minister, der Polizeiminister selber, mußten mit einer Anzeige begnügt sein, daß diese oder jene Maßregel nothwendig befunden worden, zum Beispiele der Bann, welcher fünf Schriftsteller aus der Reihe der Lebendigen strich.

Bei allem Respect vor dem Gesetze, der auch mir in Preußen auferzogenem Menschenkinde inne wohnte, hatte ich doch eine starke Empfindung davon, daß solch ein Bann unstatthaft wäre, und selbst von den strengsten Regierungsmännern nicht gebilligt werden könnte. Solch ein Bann widersprach dem protestantischen Wesen, welches in uns Allen durch Erziehung und kirchliches Gewissen tiefe Wurzeln besaß. An diese Wurzeln klammerte sich auch jetzt unwillkürlich meine Rede, mit welcher ich dem vor Entrüstung über mein Erscheinen fast sprachlosen kleinen Polizeihaupte entgegentrat. Ich sprach von einem Papstthum, welches die Polizei in Preußen errichten zu wollen scheine. So etwas aber, wie das Verbot der Zukunft, habe selbst das Papstthum noch nicht decretirt. Das zu verantworten sei unmöglich in einem protestantischen Staate.

Daß ich diese Saite anschlug war mir offenbar von großem Vortheile. Die politische und polizeiliche Frage verschwand

davor, und dieser Gesichtspunkt protestantischer Freiheit war auch einem Herrn v. Tzschoppe nicht gleichgiltig. Er stimmte auf der Stelle seinen Ton herab, und ging auf Discussion ein.

Ueberhaupt — so ahnte mir damals schon, und so seh' ich es jetzt an — fühlte sich Tzschoppe durchaus nicht sicher in seinen Schuhen. Der König war alt, sein Haltpunkt, Fürst Wittgenstein, war alt, der Kronprinz — später Friedrich Wilhelm IV. — galt für einen Verächter des Polizeiwesens in der Politik, was stand zu erwarten, wenn ein Todesfall eintrat? Inneren Halt einer tieferen Ueberzeugung besaß Herr v. Tzschoppe nicht, er war ein leichter Verstandesmensch mit geschickter Routine. Fürst Hardenberg hatte den kleinen, äußerst geschmeidigen Jüngling aus Görlitz — Görlitz war eben erst preußisch geworden — in sein Bureau genommen, und hatte ihn seiner anschmiegenden Behendigkeit wegen gefördert. Bureaukratisch war er in die Höhe gekommen, und von eigenen politischen Gedanken war nichts in ihm; irgend einer schöpferischen Fähigkeit war er nicht mächtig, das eben giltige Handwerkszeug der Politik war sein Alles — was konnte er in stillen Stunden von seiner Zukunft hoffen? Nicht gar viel Tröstliches. Es mußte ihn also recht unbequem anmuthen, als Polizeipapst verschrieen zu werden, und dem protestantischen Wesen, in welchem er selbst aufgewachsen, als ein Tetzel gekennzeichnet zu werden. Wahrscheinlich stammte die Formel von dem Verbote auch unserer „Zukunft" von ihm persönlich — kurz, es war ihm unbehaglich zu Muthe bei dieser protestantischen Apostrophe, und er kam nicht mehr darauf zurück, daß ich augenblicklich nach Naumburg zurückkehren müßte, wie er mir Anfangs schneidend angekündigt hatte. Ich wiederholte eben so wenig, daß ich in Berlin bleiben würde, um meine Schritte zu thun, gegen die päpstliche Maßregel, und so schieden wir von einander, ohne die Aufenthaltsfrage „bereinigt" zu haben, wie ein officieller Ausdruck lautet. Er entließ mich mit jenem süß-sauren Lächeln, welches sein knabenhaftes, rosenrothes Gesicht in Falten kniff um Augen und

Mund, und welches eben so gut zum „Gehorsamen Diener“ paßte, wie zu dem Gedanken: „ich werde Dich schon noch fassen“. Es war ein Köpfchen und ein spitzes Auge wie eines Marders oder eines Iltis.

Ich blieb in Berlin; dies Unerhörte ereignete sich: eine höhere Polizeiweisung blieb unbeachtet. Das Polizeiministerium hatte mich nach Naumburg verwiesen, und fragte jetzt nicht nach mir, obwol ich mich in der Kronenstraße zu Berlin eingemiethet hatte. Sicherlich hatte Herr v. Tzschoppe die Notiz ins Ministerium gegeben: man lasse ihn!

Varnhagen und Gans sagten: „Das ist ein wichtiges Symptom, sie fürchten sich, weil sie mit dem Verbote der Zukunft zu weit gegangen sind“.

War dies damalige Berlin aber öde, uninteressant und langweilig! Ich ging zuweilen ins Theater, um nur irgend eine Unterhaltung zu haben, obwol mich das Theater damals nicht besonders interessirte, und das Hofschauspiel von ganz geringer Bedeutung war. Kleine Lustspiele, kleine Ballete waren die Liebhaberei des alten Königs, der jeden Abend hinter dem rothen Vorhange in der Prosceniumsloge saß, neben ihm die Fürstin von Liegnitz, eine wohlwollende, beliebte Dame. Die drastische Komik Gern's mußte den stillen friedfertigen Menschen für Alles entschädigen, auch für den eintönigen täglichen Spaziergang nach Charlottenburg. Anregend war dabei nur, daß man als Raucher sich nicht vergessen, und nicht links oder rechts in den Thiergarten einbiegen durfte; denn alsdann wurde man von Gendarmes abgefaßt; nur auf der großen Landstraße durfte man rauchen. Der berühmte Philologe Böckh marschirte auch da alltäglich, und der hatte etwas Tröstliches für mich. Er stammte aus Baden, und verleugnete seinen frischen süddeutschen Ursprung auch auf der Charlottenburger Chaussée nicht: er schimpfte wie ein Rohrsperling auf die unerträgliche Polizeiwirthschaft. Alle Jahre einmal in einer großen wissenschaftlichen Rede vor dem gebildeten Publicum entschädigten sich

solche liberale Gelehrte für den ausgestandenen langweiligen Druck des Jahres. Da wurde ein geschichtliches Thema so behandelt, daß hinter geschickt drapirten Schleiern ein gefährlicher Freisinn vermuthet werden konnte. Bei Böckh war dieser Schleier auffallend durchsichtig, und man sprach mehrere Tage von seinem Wagniß.

Ich selbst war ökonomisch in der bedrängtesten Lage. Die Buchhändler zuckten die Achseln: was war ein Buch ohne Autornamen! Das Publicum interessirte sich für uns junge Autorenbrut, aber das Lesepublicum und noch mehr das Kaufpublicum ist schwerhörig und kurzsichtig: es hört und sieht nicht auf ein Buch, welches anonym erscheint. So gewichtige, geheimnißvolle Stoffe, welche an sich Aufsehen machen konnten, besaßen wir ja nicht, um blos dadurch die Aufmerksamkeit aufzurütteln; wir waren mit dem Untergange bedroht in dem großen Ocean des deutschen Büchermarktes.

Ziemlich verstopft war ich außerdem noch in den feineren Gängen geistiger Production, denn die Nachwehen der drückenden Gefangenschaft lasteten immer noch auf meinen Organen! Dumm! dumm! dumm! ächzte ich fast jeden Morgen, wenn ich mich an den Schreibtisch setzte. Es war eine hoffnungsarme, trübselige Existenz dort in der Kronenstraße.

Und an aufmunterndem Umgange fehlte es auch. Den Berlinern mit der ewigen Versicherung „so kann's ja in Preußen nicht bleiben!“ glaubte ich kaum noch; was half mir auch noch ein Wechsel nach so und so viel Jahren! Unterdessen verdarb ich. Was half er mir persönlich überhaupt, wenn mein Hirn so vertrocknet blieb!

Und ein paar Nichtberliner, die mich öfters aufsuchten, erhoben meinen Muth auch nicht absonderlich. Der eine gewiß nicht, der schlug ihn systematisch nieder. Beide waren Juden, ans Leiden gewöhnt. Leidensgefährten erhöhen gewöhnlich unsere Melancholie. Jener Eine, welcher mich systematisch niederdrückte, hieß Joel Jacoby. Ich hatte ihn in Leipzig kennen gelernt. Dort

focht er Anfangs unter der liberalen Fahne mit Aphorismen sentimentalen Geistes. Die sammelten sich zu einem Büchlein, „Klagen eines Juden" betitelt, welches Theilnahme erweckte hie und da. Moderne Gedanken in Psalmenstyl, versetzt mit alttestamentlichen Anschauungen. Augenaufschlagen zu Jehovah, der sich um Alles kümmern sollte, um's Herz, um die Geldtasche, um die Stellung in der Gemeinde. Es hat etwas Familiäres, etwas Intimes dies Verhältniß des gläubigen Monotheisten zu seinem Gott. Es ist ein Stab, welcher die Juden gestützt hat seit weiland Titus. Und der talmudische Essig im Munde, welcher die Gedankengase zersetzt, hat sie das Wandern durch Europa, welches für sie eine austrocknende Wüste, überdauern lassen. Aber für mich war jetzt in Berlin solch ein Autor in Sack und Asche keineswegs ermunternd. Am wenigsten dadurch, daß er seinen Frieden gemacht hatte mit der Regierung. Nach und nach erfuhr ich nämlich, daß sein Liberalismus, wie man sich ausdrückte, conservativ geworden, und daß er den Rochows und Tzschoppes diente. Auf meine Vorwürfe setzte er mir auseinander: er sei nur vom Südpole zum Nordpole gegangen, Pol sei Pol, sein Liberalismus bestehe nach wie vor, er sehe nur anders aus. Wir liberalisirten nur mit Haut und Knochen, er suche aufs Blut zu wirken, und er nütze dort der guten Sache wesentlich, während wir am Ende ganz zur Unthätigkeit verdammt würden, wie Figura an mir bereits zeigte. Renegat! rief ich; er zuckte die Achseln, ging fort, und blieb Wochen lang aus. Dann kam er einmal wieder, versuchte zu lachen, und fragte, ob wir nicht das Thema ganz streichen könnten aus unsern Gesprächen? — Nein. — Nun, dann werd' ich Ihnen beweisen, wie nützlich ich bin! — Und nun schilderte er wirklich Dinge im Staatsleben, welche uns seitab lagen, und für welche er wohlthuend einwirken könnte. Auch wußte er wirklich Fragen des Liberalismus zu vertiefen — er war ein denkender Kopf, ein geistvoll spintisirender Mensch — und wußte nachzuweisen, daß er darin förderlich wäre. Nicht bei Tzschoppe, welcher kurzen Gedärms,

aber bei Rochow, welcher nicht viel gelernt, aber ein staatsmännisches Naturel habe.

Dieser Joel Jacoby aus Königsberg mit schwankendem, wie knochenlos schlotterndem Leibe, mit zigeunerartigem Teint und mohrenkrausem Haar, mit ersichtlicher Feindseligkeit gegen das Waschen und sauber gehaltene Kleidung, hat wirklich eine intime Schriftstellerposition bewahrt in der preußischen Regierung bis in die parlamentarische Zeit hinein, und hat sie nur durch seinen Tod verloren. Ich bin ihm nach langen Zwischenräumen zuweilen wieder begegnet, in Karlsbad zum Beispiele, und muß sagen, daß er sich immer auf der Höhe seiner absonderlichen Stellung erhielt, die Oppositionswelt bekämpfend und für seine officielle Welt immer eigenthümliche Begründung suchend.

Mir hat er immer einen wärmeren Antheil bewahrt, und nie unterließ er, wenn wir uns oft nach Jahrzehnten einmal wiedersahen, lebhaft zu fragen: Nennen Sie mich noch Renegat? Verurtheilen Sie noch immer meinen damaligen Uebergang? Nichts lag ihm so am Herzen als die Antwort hierauf. Das Gedächtniß verläßt uns im Alter, nicht aber das Gewissen.

Der zweite Jude, der viel öfter als Jacoby zu mir auf die Kronenstraße kam, hat die ganz entgegengesetzte Laufbahn gemacht: er steht jetzt an der Spitze der strengsten liberalen Richtung in Berlin. Er war noch ganz unbekannt, und schrieb kleine Hilfsartikel für Journale, welche elendiglich honorirt wurden. Er war arm wie eine Kirchenmaus, und ich sogar, der auch nur wenig zu brechen und zu beißen hatte, erschien wohlhabend neben ihm. So kam er denn eine Zeitlang gewöhnlich um die Mittagszeit zu mir, und theilte mein dürftiges, geschmackloses Mittagsmahl mit mir, welches ich aus einem nahen wohlfeilen Speisehause auf mein Zimmer holen ließ. Er kam immer nur einen Tag um den andern, sicherlich aus Bescheidenheit; denn wahrscheinlich speiste er an dem dazwischenliegenden Tage gar nicht. Bescheidenheit, weiche Herzensgüte, tiefes Wohlwollen für die ganze Welt sprach aus all seinen Aeußerungen, aus seinem

ganzen Wesen. Er hatte die eigenthümliche Vorbildung genossen, welche bei den Juden auch den ärmsten Kindern zu Theil wird: die rabbinische Schulbildung in der hebräischen Sprache, die Kenntniß der Religions-Geschichte und Gesetze, welche letztere bei den Juden fast naturgemäß in die dialektische Form des Talmud und der übrigen posthumen Bücher der Glaubenserörterung übergehen. Man sollte glauben, die jüdischen Knaben verlören darüber viel Zeit für Erlernung nützlicher Wissenschaft, und ihr Geist würde einseitig gedrillt in den Evolutionen spitzfindiger Denkformen. Einen Nutzen hat diese Erziehung aber darin doch, daß eine ruhelose Thätigkeit des Denkens in ihnen erweckt, und ihnen eine gewisse Systematik mitgegeben wird zum Kampfe um's Dasein. Haben diese Knaben wirklich Geist, so eignen sie sich dann als Jünglinge, wenn sie herauskommen in den Tumult der Welt, leichtlich die verschiedenartigsten Wissenschaften an mit dem früh erworbenen Handwerkszeuge des Geistes.

Deshalb stehen sie auch den Protestanten immer näher als den Katholiken. Dem jungen Katholiken wird der Kirchenglaube als etwas Unfragliches überliefert, dem jungen Protestanten wird die Entstehung desselben auseinandergesetzt. Diese Entstehung beruht auf Kämpfen. Da sind die Streitpunkte zu erörtern, da ist der geschichtliche Zusammenhang mit dem Anfange des Christenthums nachzuweisen, da wird der Ursprung aus der jüdischen Glaubensgeschichte erklärt, da wird zuerst und zuletzt die innere Rechtfertigung gelehrt. Es wird ein Proceß instruirt, welcher durch's ganze Leben gehen soll — und in alle Dem besteht eine innere Verwandtschaft mit den Juden. Deshalb treten auch die meisten Juden, wenn sie den Uebertritt zum Christenthume organisch vollziehen, zum Protestantismus über.

Diese Vorbildung hatte meinen jungen jüdischen Gast zum Studium feinerer Naturwissenschaft geführt, und er erzählte mir davon, wenn der Austausch über biblische Fragen, die mir als verdorbenem Theologen immer noch nahe lagen, erschöpft war. Politik war eigentlich nicht seine Sache, wenigstens nicht im

Wege der Parteifragen. Er hatte etwas von jenen semitischen Menschen der Bibel, denen es ein Bedürfniß war, sich in die Wüste, in die Einsamkeit zurückzuziehen, um große Grundregeln religiöser Wissenschaft in sich auszuarbeiten bis auf den Umfang weniger Sätze. Mit diesen wenigen Sätzen kehren sie dann unter die Menschen zurück, und lehren sanft und milde. Gutes zu stiften, die Menschen glücklich zu machen ist ihre Lebenstendenz; sich selbst vergessen sie gern dabei. Ein Stück Brot findet sich immer, und Wasser überall. Luxus brauchen sie nicht, und was heißt ihnen schon Luxus! Ich erschrak in meiner Anspruchsvölle, wenn ich das zufriedene Lächeln meines Gastes betrachtete. Obwol ein junger Mann, sah er doch gar nicht jung aus: sein Haar war schon dünn, seine Gesichtszüge waren schon gefurcht, und wenn er sich erging in Ergießungen, wie Gerechtigkeit und Verträglichkeit einkehren werde bei den Menschen, da sagte ich wol: Sie sind ein Schulmeister und werden einer bleiben!

Nun ja, er ist einer geworden, aber ein ganz anderer als ich damals dachte. Sein Drang nach Gerechtigkeit und Verträglichkeit hat sich fester und fester gestellt, und mit Consequenz und Nachdruck ist er der wichtige, unerschrockene Redacteur der „Volkszeitung“ in Berlin geworden, welche einen so selbstständigen und so tiefen Einfluß errungen hat in Preußen. Bernstein — dies ist sein Name — ist heute ein wichtiger, grundehrlicher Führer der unparteiischen Demokratie.

Ein recht stilles, kleinstädtisches Ansehen hatte Berlin damals in der Kronenstraße, und all diesen zahlreichen Parallelstraßen der „Linden“ in der Friedrichsstadt. Breite Räume, niedrige Häuser, ärmliche Bewohner, der Zukunft wartend, die damals Niemand erwartete. Der Nachtwächter hatte die Hausschlüssel und öffnete dem Schwärmer, welcher erst nach zehn Uhr heimkehrte.

Ich setzte eine Broschüre zusammen, deren Titel den Autornamen entbehren könnte „Die französische Revolution von 1789 bis 1830“. Es war dies eine stille Verwegenheit, die Revolution

als unbeendigt hinzustellen, und Alexander Duncker verlegte sie, um mir ein kleines Honorar zuzuwenden. Dies Buchhandlungshaus der Duncker war ein Haltpunkt in Berlin: der Vater, ein patriotischer Preuße, über das Tzschoppe'sche Regiment verdrießlich die Achseln zuckend, brachte in würdiger Ausstattung die große Wissenschaft, Leopold Ranke an der Spitze; der älteste Sohn Max, ein profunder Historiker in jungen Jahren mit grauem Haare, setzte Becker's Weltgeschichte fort, und gehörte als Burschenschafter zu uns Demagogen; der zweite Sohn Alexander war besonnener Eklektiker; der dritte Sohn Franz war radical und wurde denn auch wirklich, sobald Luftlöcher geöffnet wurden, Verleger jener Bernstein'schen Volkszeitung. Das ganze Preußen in seinen guten Bestandtheilen war in jenem Eckhause der französischen Straße zu finden, und ich fand da einigen Trost.

Man rieth mir dort unter Anderem, die „Reisenovellen" fortzusetzen. Sie wären populär, und könnten allenfalls den Autornamen entbehren. Das that ich mit meinen schwachen Kräften, bis ich mir seufzend eingestehen mußte: die Kräfte sind zu schwach, du wirst langweilig, und bedarfst absolut einer Blutverbesserung. Karlsbad! Aber hinaus ins Ausland durfte ich nicht, auch wenn mich, den „Gezeichneten", die damalige österreichische Regierung geduldet hätte. Sie hatte natürlich die Bulle gegen uns junges Deutschland, sie hatte den Bundesbeschluß gegen uns, welchen Preußen zu Wege gebracht, mit heiligem Ernste für ihre Staaten bekannt gemacht. Was also? Ein Handwerk ergreifen? Es wohnte ein Schuster in meinem Hause, mit dem ich verkehrte. Auch in Glogau hatte ich längere Zeit in einer Schusterwerkstatt wohnen müssen, ich war vertraut mit diesem Handwerk, und der brave Meister unter mir war bereit, mich als Lehrling aufzunehmen und zu verköstigen. Aber das stete Sitzen in dumpfer Zelle! Besser noch Maurer. Als Sohn eines Maurermeisters hatte ich das als Knabe mitgetrieben, und dabei lebte man in der Luft. Wenn nur die zerriebene körperliche Kraft zureicht!

Da kam eine gute Botschaft aus Mannheim. Mein junger Verleger dort, Heinrich Hoff, schickte Honorar für ein paar Bände Reisenovellen, welche ich allmälig schreiben könnte. Guter Hoff! Da am Oberrheine war unser Liberalismus in warmer Geltung. Jetzt rettete er mich; später aber stürzte er meinen sanguinischen „Hoff" ins Exil und in den Tod. Zwölf Jahre später nämlich trafen wir uns beim Vorparlamente in Frankfurt, und er hielt zur Fahne Hecker und Struve, und gerieth nach Amerika, wo ihn der Tod ereilte.

Ich schnürte jetzt mein Bündel, ohne die Polizei um Erlaubniß zu fragen, trug's in eine Droschke, und fuhr hinüber in die belebtere Königsstadt, wo die Post drei Uhr Nachmittags abging nach Stettin in Pommern. Dorthin wollte ich, und durch das „Haff" hinaus nach Swinemünde an's Meer, wenn auch nur an die Ostsee. Ihr Athem und ihre Wellen sollten mich auffrischen. Man hatte mir gesagt, es sei dort wohlfeil, und ich wollte die „ordinaire" Post nehmen, die für ein paar Thaler langsam nach Stettin rumpelte. Es schlug just zwei Uhr, als ich in den kleinen Nebenhof kam, in welchem das Bureau der Fahrpost war. Eine Stunde vor Abgang der Post mußte man sein Billet lösen.

Ich eilte hinein, kaum zwei Minuten nach dem Schlagen der Uhr im Posthofe trat ich ein und bat um das Billet. „Zu spät!" hieß es kurz, „es hat Zwei geschlagen!" — Soeben erst. — „Es hat geschlagen!" — Basta! — Man gab mir wirklich kein Billet. Pünktlichkeit war die Devise; Zeitverlust bedeutete nichts. Kein Mensch war vorgemerkt für den Postwagen; der Conducteur fuhr um drei Uhr allein ab. Der Staat verlor sein Fahrgeld; aber der Beamte hatte seine Schuldigkeit gethan auf die Minute. „Ordnung muß sin."

Das hängt gewiß zusammen mit der pünktlichen Organisation, welche dem preußischen Heere die großen Siege ermöglicht hat. Aber die Verwandtschaft ist doch wol weitläufig.

Man durfte damals auch nicht einen Lohnwagen miethen, ohne auf der Post einen Schein zu lösen. Polizei und Post theilten sich in die Beschränkungen des Verkehrs. Der Staat schien dafür erfunden zu sein, daß die Entwickelung niedergehalten würde.

28.

Da saß ich denn am Ausflusse der Oder, des Stromes, welcher meine Studienjugend in Glogau, in Breslau und bei den Landsitzen meiner Hauslehrerei begleitet hatte. Ich erkannte diese Oder nicht wieder in ihrer seeartigen Ausbreitung als Haff. Sie theilt sich in drei Mündungen nach dem Meere hinaus. Die mittlere ist bei Swinemünde, und sie ist ganz schmal. Steindämme schließen sie ein.

Auf diesem Steindamme saß ich alle Tage, und sah in die endlose Wasserfläche hinaus, melancholischen Sinnes. Man übernimmt zu viel, dachte ich täglich, wenn man in jungen Jahren Politik schreiben will. Dazu gehört ja doch eigentlich eine Kenntniß und Beherrschung aller Wissenschaften. Sie münden ja alle in den Staat, wie alle Wasser ins Meer. — Ich sehnte mich nach einer Kunstform, die man zu beherrschen vermöchte.

Ein älterer Mann setzte sich eines Tages neben mich. Ich wagte es nicht, ihn anzureden, obwol ich wußte wer er war. Sein Ruf schüchterte mich ein: er war als Nachfolger Hegel's nach Berlin berufen worden. Nachfolger Hegel's! Ein solcher Philosoph flößte mir grenzenlosen Respect ein, wie man immer davor den größten Respect empfindet, worin man selbst unfähig. Das abstracte Philosophiren im ausgerechneten Sinne eines Systems war für mich immer reine Mathematik, und die reine Mathematik war schon auf der Schule meine unheilbare Schwäche.

Der Mann hatte ein kleines Gesicht mit kleinen Zügen, und ich hätte ihm nach seinem Aeußeren nichts Großes zugetraut. Er hieß Gabler.

Allmälig ist die Welt meiner damaligen physiognomischen Meinung geworden. Sie kennt jetzt seinen Namen nicht mehr. Man hat die bloß mathematische Fähigkeit, Gedankenformeln zu ordnen, damals überschätzt; diese Fähigkeit hat nicht zugereicht für die Nachfolge Hegels.

In dieser Richtung ist überhaupt seit den Dreißiger- und Vierziger-Jahren eine tiefe Veränderung in Deutschland vorgegangen. Noch bis in die Vierziger-Jahre hinein beherrschte uns der philosophische Formalismus; er galt für die höchste Instanz, und alle sonstigen wissenschaftlichen Verdienste wurden nur nebenher beachtet, eigentlich nur herablassend. Die Kenntniß der Gottesmacht in der Welt wurde nur im philosophischen Systeme gesucht und gefunden, und nur da geschätzt, wo sie in systematischen Formeln geschlossen auftrat. Rechnung und Quittung war erforderlich wie in der Buchhaltung eines Bankhauses. Der alte Goethe sogar wurde in seinen letzten Lebensjahren immer angetrieben, zu solch einem Formalismus Stellung zu nehmen, obwohl seine Natur dafür gar nicht geeignet und gar nicht geneigt war. Man berief sich auf Schiller, der Kant ja in sich aufgenommen und philosophische Schulfähigkeit dargethan hatte. Was ein Dichter gekonnt, sollte auch jeder andere Dichter können. Man beurtheilte auch den Dichter nur innerhalb der Kategorien, welche das philosophische System feststellte, sowie Gervinus einige Jahre später die Dichter nach politischen Kategorien abschätzte.

Demgemäß wurde damals in Halle ein großes Journal begründet, „Die Hallischen Jahrbücher", von Ruge geleitet, welches unsere ganze Literatur in diesen formal-philosophischen Bock spannte. Es decretirte ganz wie der Jakobinerklubb, und die Guillotine war in Permanenz. Nur der Nebenredacteur Echtermayer durfte in einer Nebensection, dem Mittelhochdeutsch-

thume, nach unphilosophischen Principien schalten und guillotiniren. Jegliche freie Production in der Literatur war vogelfrei und wurde hingerichtet, wenn sie nicht einen Geleitschein systematischer Philosophie oder wenigstens mittelhochdeutschen Compendiums aufweisen konnte.

Das war eine Folge unseres versperrten Staatslebens. Der Trieb zum geistigen Handeln preßte sich in dunkle Ecken — im philosophischen Jargon konnte man sagen was man verständlich nicht sagen durfte — und trockene Einseitigkeiten geberdeten sich als schöpferische Kräfte.

In meiner Wohnung zu Swinemünde hatte ich einen Berliner Juristen zum Nachbar, welcher Hegelianer war und mit Gabler verkehrte. Er setzte mir täglich beim Frühstück auseinander, daß die Welt gar nicht anders sein könnte, als sie eben war, und nie anders werden könnte. Denn nur so entspräche sie den Kategorien der Philosophie; diese seien die Proben der Richtigkeit. Wenn ich schüchtern einwarf, ob nicht am Ende diese Kategorien einer dürftigen Wirklichkeit angepaßt wären? da lächelte er sehr geringschätzig zu meinen Verstandeskräften, und setzte mitleidig hinzu: Sie glauben immer noch an mögliche Ueberraschungen in der Geschichte. Die gibt es nicht. Wir wissen genau, wie die Dinge verlaufen müssen. — Ich erfuhr dabei auf mindestens ein halbes Jahrhundert hinaus, wie wir uns befinden würden in Preußen, in Deutschland, in der Welt.

Ich kam mir recht wie ein Betteljunge vor in dieser Welt, welche so trostlos für mich einstudirt war. Der Aufenthalt in Swinemünde ist auch nicht darnach angethan, einen trübseligen Menschen aufzurichten. Wie mein Glück auf Sand gebaut erschien, so ist dieser Ort wirklich auf Sand gebaut, auf lauter Dünensand. Eine sandige Zunge hat sich eingeschoben zwischen dem Haff und der Ostsee, und auf dieser Zunge ist die schmale Schifferstadt erbaut, mit dem Antlitze gegen Süden, gegen das Haff. Dort klappert und stöhnt den ganzen Tag über das Schifferleben. Es stöhnt; denn die Rufe der arbeitenden

Schiffsleute sind von einer traurig heulenden Musik; es klingt immerfort, als ob ein Unglück geschähe. Jegliches Schiffleben braucht gar sehr des Preises, welchen die Beschreiber so reichlich spenden. Eigentlich ist es in seiner eintönigen Ordnung und in seiner Abgeschnittenheit von fruchtbarer Natur herzlich traurig. Die Größe des endlosen Meeres, wenn man wirklich draußen ist auf hoher See, ist allerdings von poetischer Macht; aber Tag für Tag dieselbe Macht, das erschöpft die menschliche Fähigkeit, und wird auf die Länge ein durchaus abstracter Zustand, eine großartige Langeweile, großartig, ja, aber Langeweile.

Ich saß mit meinem juristischen Hegelianer vor der Thür im Sonnenscheine, welcher den Sandboden erhitzte, unter einem Leinwanddache, das Haff von Schiffen verdeckt vor uns, das schwermüthige Ohi! der arbeitenden Matrosen in den Ohren, ein trübseliges Frühstück. Von der Ostsee hinter uns keine Spur; man hat eine Viertelstunde lang hinaus zu gehen über reizlosen Boden. Es war mir jämmerlich zu Muthe.

Da kam Hilfe. Eine Studentenschaar fand sich ein unter unserm Leinwanddache. Sie machte eine Vergnügungsreise, und hatte aus der Badeliste erfahren, daß ein jungdeutscher Sünder bei der Frau Maschke wohnte. Sie forderte mich auf, mit ihr nach der Insel Rügen zu fahren. Sie hatten einen kleinen Schooner gemiethet, und wollten sofort in See gehen. Frau Maschke warnte mich, denn das würde mitunter lebensgefährlich mit so kleinem Schooner. Sie hatte nur zu Recht; aber ich war froh, meiner elenden Stimmung zu entrinnen, ich fuhr mit den Studenten durch den schmalen Hafeneingang hinaus in die offene See, links gen Westen an Häringsdorf vorüber, welches Hügel und Bäume voraus hat vor Swinemünde, der berühmten Insel zu. Sie hat einen romantischen Klang in Norddeutschland diese Insel Rügen, und gilt für schön. Altgermanische Erinnerungen weihen sie, ein Hain und Wasserspiegel der Göttin Freya nämlich oben im Nordosten, in der sogenannten Stubbenkammer, und tüchtige Männer sind dem deutschen Vaterlande

von dort gekommen, der alte Arndt zum Beispiele. Das Geschlecht der Gagern stammt ebenfalls von Rügen.

Arndt hat auch sehr gut über Schweden geschrieben, und ich erinnerte mich mit Staunen, daß all dies Land bis an die Mark hinauf so lange schwedisch Land gewesen. Das fiel gar nicht auf vor zwei Jahrhunderten in Deutschland. Unser jetziger Vaterlandsbegriff war gar nicht vorhanden; in dem übermäßigen Titel „heilig römisch deutsches Reich“ hatte sich ein kosmopolitischer Gedanke in Deutschland eingebürgert. Er hat seine Früchte getragen in unserm Bildungswesen, und hat uns an den Bettelstab gebracht in politischer Macht. Die Studenten neben mir im Schooner, welche hier auf der See ihre auf dem Lande verbotenen schwarzrothgoldenen Bänder zum Vorschein brachten, jene Farben, für welche ich fortwährend büßte und welche mir doch so theuer waren, sie erinnerten mich, daß unser jetziger Begriff des deutschen Vaterlandes doch von uns herrührt, von der Burschenschaft. Der alte Arndt mit seinem Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?“, das wir so inbrünstig gesungen, und das die Studenten hier auf offener See anstimmten, dieser Mann von der Insel Rügen ist unser moderner Barde geworden.

Dies deutsche Vaterland war gar nicht vorhanden vor Entstehung der Burschenschaft. Alle die hundert großen und kleinen Dynasten ließen es nicht entstehen; sie waren die Erben des untergegangenen heilig römisch deutschen Reiches, sie persönlich, und wir Burschenschafter galten ihnen für Räuber. Deshalb wurden wir so verfolgt.

Mit der Seeluft und mit solchen Gedanken wurde ich denn wieder frischer. Ich gedachte mit Vergnügen meines geschichtlichen preußischen Schulunterrichts und des großen Kurfürsten, welcher als prächtige Reiterstatue Schlüter's auf der Schloßbrücke in Berlin steht, und der Schlacht von Fehrbellin, in welcher er die schwedische Kriegsmacht in Deutschland endlich gebrochen, und diese Länder an der nördlichen Oder dem deutschen Vaterlande zugebracht. Hat man's auch damals

ohne deutsches Vaterland nicht so angesehen, es ist doch so geworden.

Ich wanderte damals mehrere Tage auf der Insel Rügen umher, und fand wol ihre Romantik und Schönheit geringer als wie sie in Norddeutschland angeschrieben steht, aber ich fand bei dieser Gelegenheit doch wieder besseres Blut für's Leben, also besseren Lebensmuth.

Der romantische Hauptpunkt auf Rügen ist die schon erwähnte „Stubbenkammer", die nordöstliche Seite der Insel. Da steigen mäßig hohe Kreidefelsen aus der See empor, und sie sind mit einem Buchenwalde bedeckt, und in diesem Buchenwalde ruht ein dunkler kleiner See, welchen die norddeutsche Göttin Hertha bewohnt hat. Zur Miethe bewohnt hat; denn sie ist für uns wenigstens so frühzeitig ausquartiert worden, daß wir keine rechte Vorstellung haben von ihrer eigentlichen Herrschaft. Unsere nordischen Götter sind doch nie zu rechtem Ansehen gekommen unter uns, sie leben nur in Schriften, sie sind nicht ins deutsche Volk gedrungen. Wenigstens nicht in gerader legitimer Linie. Als Gespenster spuken sie etwa hie und da in tief niederdeutschen Volksgebräuchen; die Gelehrten aber müssen erklären, von welcher Abstammung diese Gebräuche sind. Skandinavische Dichter, neuerdings Björnson, geberden sich hartnäckig so, als ob die alten Sagen wirklich in Skandinavien lebten. Ich glaube selbst das kaum. Bei uns bedeuten sie wenig oder nichts, und gehören nur ins Schriftthum.

Ich spürte also wenig oder nichts von geheimem Schauer bei diesem dunklen See, in welchem heilige Rosse gebadet worden sein sollen. Dazu bin ich auch kein Verehrer der nordischen Buchen, wie sie hier sind und wie ich sie später im berühmten Thiergarten bei Kopenhagen gesehen. Ihre Stämme sind bei weitem nicht so schön wie in unsern Buchenwäldern tiefer im deutschen Lande; sie gehen zu zeitig in starke Aeste aus. Ebenso waren mir die Kreidefelsen nicht hoch genug, man kann allenfalls hinabkriechen bis an die See. Das beeinträchtigt die Romantik.

Ich glaube, der südöstliche Theil der Insel, die sogenannte Granitz, die ganz und voll mit Wald bedeckt ist, würde mich am Wärmsten angesprochen haben. Ein voller Wald ist immer mächtig. Dorthin kamen wir aber nicht; die Idee, den nördlichsten Punkt Deutschlands im Vorgebirge Arkona mit seinem Leuchtthurme eine Nacht bewohnt zu haben, trieb uns nach Norden. Die Idee mußte auch hier das Beste thun; nicht einmal ein ungezogener Wind, der hier arg wirken soll, kam uns zu Hilfe. Das Interessanteste war „die Schabe". Dies ist ein Weg, der halb durchs Meer geht: ein Wagenrad rollt auf dem Ufersande, das andere Rad im seichten Meerwasser. Solchergestalt kamen wir in den Mittelpunkt der Insel zurück, wo ein Städtchen „Bergen" liegt, der höchste Punkt der Insel. Der höchste, aber kein hoher. Das Wirthshaus dort besaß einen Schatz, eine schöne Kellnerin. Wirklich eine erfreuliche Bildung der niederdeutschen Eigenschaften für Frauenschöne: hoher Wuchs, rosiges Fleisch, große Augen. Ich war froh, daß doch wieder einmal von Schönheit die Rede war in dieser bleichen Welt, und überließ den Cultus derselben meinen Studenten. Ich selbst wanderte einsam nach Putbus hinab, dem kleinen Seebade, in dessen Hafen der Schooner lag, welcher mich nach Swinemünde zurückbringen sollte.

Es schien ihm nicht gelingen zu wollen, wie Frau Maschke prophezeit hatte: ein Gewittersturm überfiel uns, und wir mußten zunächst bei einem Eilande anlegen.

Es liegen da gegenüber der westlichen Odermündung, Peene geheißen, einzelne kleine Landbrocken in der Ostsee. An einem solchen Brocken, Ruden ist sein Name, landeten wir eilig.

Man kann sich kaum was Melancholischeres denken als solch ein Inselchen. Es ist kaum so lang und breit als die Straße einer mittleren Stadt, und ist ein unfruchtbarer Sandhaufe. Vereinzelte blasse Grashalme sprossen nur hie und da; man denkt bei ihrem Anblick an den ausgerauften grauen Kinnbart eines uralten Mannes. Ein paar dürftige Häuschen stehen da,

und man begreift nicht, wovon die paar Leute in ihnen leben; jedwedes Nahrungsmittel muß ja von der Küste drüben, aus Peenemünde, Greifswald oder Putbus geholt werden, und es wirkt immer entmuthigend auf uns, wenn wir bei Wohnungen von Menschen die helfende Natur nicht entdecken können. Die paar Menschen hier hatten auch ein Aussehen, als ob sie vergessen worden seien von der Natur und von den Mitmenschen, und als ob dabei ihr eigenes Gedächtniß stumpf geworden. Unsere geistigen Kräfte leben nur, so lange sie angeregt werden. Selbst mit den Thieren scheint es so zu gehen: ein alter Hund und eine alte Katze blickten mit öden Augen verkommen zu mir auf. Ein kleines erbärmliches Steindruckbild, Schill vorstellend, hing in dem leeren Zimmer, welches mich aufgenommen. Schill, die tragische Figur, war einmal flüchtig hier gewesen während seines Feldzugs. Und wahrlich, keine historische Figur in Norddeutschland macht einen so niederschlagenden Eindruck wie dieser tapfere Schill! Mit seinem Freikorps hier in Niederdeutschland und namentlich hier an den Küsten der Ostsee kämpfend 1809 mußte er von der preußischen Regierung, für die er kämpfte, verläugnet werden, weil die Franzosen die Herren waren über Preußen, und er fiel da drüben in Stralsund, Angesichts von Rügen, in einem verzweifelten Straßenkampfe. Umsonst! Alles umsonst, was man an vaterländische Ideen setzt! Denkt man da, wenn man als schiffbrüchiger Burschenschafter auf dem öden, grauen Ruden liegt, umsonst Alles! Mich überwältigte damals geradezu die Melancholie, und es schien mir Erlösung, in den hoch rollenden Wogen der vom Gewittersturm aufgewühlten Ostsee unterzugehen. Fort, fort von diesem verwünschten Eilande!

Die beiden Schiffer des Schooners erklärten, das ginge nicht so schnell; das kleine Fahrzeug könne die hohe See nicht halten, wenn sie so hoch ginge wie jetzt, und doch müßte man hinaus, denn hier von der pommerschen Küste her erstrecke sich eine lange Sandbank, der Peenemünder Haken, weit heraus in die See. Ueber ihn hinweg zu gehen sei lebensgefährlich, er biete

nur dritthalb Schuh Wasser, der Schooner brauche aber mehr. Er fahre also auf, und fahre sich fest, und dann — „Und dann?“ fragte ich. — Und dann schlagen ihn die Wellen in Stücke und wir ersaufen!

Leidenschaften sind eben thöricht oder gewaltig. Meine Leidenschaft war hier in Ruden Beides: sie bewog die Schiffer, mit mir abzufahren. Nach kurzer Zeit war Schrecken und Reue da: wir fuhren auf, der Peenemünder Haken ergriff uns, der Schooner knurrte wie ein getroffenes Thier, das Seewasser färbte sich gelb von dem Sande, welchen er aufwühlte, jeden Augenblick konnte er festsitzen, und dann war's vorbei mit diesem Leben.

„Was thut's! 's ist ja elend genug.“ — So hätte ich ja doch denken sollen; aber die Lebenslust, uns eingeboren als Lebensseele, war fix bei der Hand, als um Sein oder Nichtsein mit einem Wurf gewürfelt wurde. Die Krankheit muß groß sein, wenn der Mensch dem Tode freiwillig die Hand reichen soll; er thut es nicht, so lange nur noch ein einziger Tropfen Gesundheit in ihm pulsirt.

Ich rief eifrig den Wind zu Hilfe; er allein konnte uns retten, wenn er sich stark genug in unser Segel drängte, und uns hinaus warf aus der Sandbank. Er hatte die Gefälligkeit für uns, er warf uns hinaus.

Homer sagt bei solcher Gelegenheit: dieser oder jener Gott hat uns zugesehen und sich für uns erklärt. Diese Anschauung ist immerhin unterhaltend, und ich stimmte ihr zu, weil ich in Swinemünde einen Brief fand, welcher diese Rettung fortsetzte. Irgend ein Gott Homer's hatte sich offenbar meiner erbarmt: meine Stimmung, mein ganzes Leben wurde plötzlich anders. Hinweg war die Schwermuth, und die Lebenshoffnung sprang auf wie ein frischer Bube. So sind wir, die sogenannten Herren der Erde, abhängig von einer Nervenzuckung unsers Leibes, abhängig von einem zufälligen Ereignisse, von der zufälligen Ankunft eines Briefes, den ein leichtsinniger Postbote hätte verlieren können.

Der Brief war von jener Dame, um deren willen ich von Naumburg aus heimlich in Leipzig gewesen, um deren willen ich mich am hellen Mittage in verhangener Portechaise durch die Leipziger Straßen hatte tragen lassen — sie schrieb mir jetzt, daß sie meiner eingedenk, und daß sie zu einer Sommersaison in Kösen angelangt sei.

In Kösen! Von da war ich, die ganze preußische Regierung herausforderend, kürzlich entflohen, ich Thor! Meinem Glücke war ich entflohen.

Aber was hinderte mich denn, dahin zurückzukehren? Das Gebot der Confinirung: ich sollte an einem bestimmten Orte festsitzen. Pah! Ich war ohne zu fragen nach Swinemünde gegangen unter der Firma „Gesundheit und Seebad“ für den Fall der Nachfrage, warum sollte ich nicht nach Kösen gehen unter der Firma „Salzsoole“, in welcher man dort im einsamen Kämmerlein badet. Nur nicht fragen! Wer viel fragt, kriegt viel Bericht.

Ich ging nach Kösen, und wurde ein neuer Mensch. Nicht gerade durch die „Salzsoole“, welche ich andern Leuten überließ.

Es gibt eben ein Etwas im Menschen, welches in letzter Instanz aller bürgerlichen Hindernisse spottet. Man nennt es Poesie und weiß nicht wie. Alles hört plötzlich auf in uns, was Tag und Nacht unser Leben beherrscht hat; wir haben's geradezu vergessen, was uns Tag und Nacht unüberwindlich erschienen. Es ist etwas Höheres über uns gekommen, und wenn uns der Nachbar, welcher unsere Pein mit angesehen, nach Ankunft dieses Höheren mit verblüfften Augen betrachtet, weil wir auf einmal fröhlich und guter Dinge sind, und wenn er uns erstaunt fragt: Ja, sind denn die Hindernisse beseitigt? — so antworten wir lachend: „Nein! aber das Hinderniß in der armen Seele ist in die Luft geflogen, die arme Seele ist reich geworden und fragt den Teufel nach euren bürgerlichen Schulden. Die Welt ist mehr als der preußische Staat und der Herr v. Tzschoppe und das verbotene junge Deutschland!“

Ich hatte Niemand mehr in Berlin gefragt, ob und wie ich gehen und kommen dürfte. Erst im Herbste kam ich nach Berlin zurück, und fragte Niemand, obwol ich die wichtigsten Dinge vorhatte.

Da sagt der Herausgeber der Heine'schen Gesammtausgabe, es hätten Unterhandlungen stattgefunden, daß unsere Schriften mit unseren Namen wieder zugelassen werden möchten, und nennt da insbesondere meinen Namen. Daran ist kein wahres Wort. Vielleicht hat ihm Heine irgend einen Bären aufgebunden, oder — was wahrscheinlicher ist — Heine hat in irgend einer Notiz solch einen angebundenen Bären in seinen Papieren zurückgelassen, welcher den Herausgeber irre geführt. Darin war Heine stark, malitiöse Combinationen zu erfinden, welche einen ganz anderen Zweck hatten als sie an der Stirn trugen.

Der Spuk mit unserem Namensverbot ist meines Wissens allmälig wie jeder andere Spuk verblaßt und verschwunden, allmälig, aber ohne Rückfall. Ich erinnere mich keiner ausdrücklichen Verordnung, welche in Bezug auf diesen Bannstrahl erschienen wäre. Ueber das Unsinnige eines officiellen Befehls geht selbst die officielle Welt allmälig, wenn auch in der Stille, zur Tagesordnung über.

Ich persönlich war schon im Herbste 1836 nicht mehr sonderlich davon belästigt: ich schrieb in erwachter munterer Stimmung Reisenovellen. Das waren Fortsetzungen, welche, wie gesagt, allenfalls des beigedruckten Autornamens entbehren konnten, und in Baden, wo sie gedruckt wurden, kümmerte man sich wenig oder gar nicht um die Bannstrahlen des Herrn von Tzschoppe.

Bei meiner Rückkehr nach Berlin im Herbste sagte mir Joel Jacoby, der im literarischen Dienste des Polizeiministeriums stand, lächelnd mit erhobenem Finger: „Sie scheinen uns ganz zu vergessen, ei, ei! Man schweigt, weil man Sie in Liebe weiß. Liebe gilt auch bei der Polizei für eine Garantie. Verliebte sind nicht staatsgefährlich. Aber übertreiben Sie Ihre Sorglosigkeit

nicht, denn das System ist unverändert dasselbe, und man will unerbittlich aufräumen mit der liberalen Coterie. So lange der König lebt ist an keine Aenderung zu denken, und der König befindet sich wohl. Seine Lebensweise ist musterhaft einfach und regelmäßig, sie verspricht ihm ein hohes Alter".

Einige Tage nach dieser Mahnung von einem eingeweihten Zöllner ereignete sich auch wirklich etwas Bedenkliches: ich erhielt eine Citation zu Seiner Excellenz dem Minister des Innern und der Polizei, Herrn v. Rochow. Was konnte das bedeuten? Gutes schwerlich.

Ich hatte die Unvorsichtigkeit begangen, ihn auf meine Person aufmerksam zu machen. Den Tag vor dieser Citation war ich, zu Pferde aus dem Thiergarten kommend, durch die Wilhelmsstraße geritten, in welcher sein Ministerhotel lag. Vor diesem Hotel stand er in Unterredung mit einem General. War es dieser Kriegsmann, war es der Hafer, welcher mich stach: ich grüßte quasi militärisch, indem ich mein Roß Front machen ließ vor den Herren, die in der einsamen Wilhelmsstraße deutlich auf mich, den Reiter, blickten. Hatte man dieses auffallende Grüßen wie eine ironische Herausforderung angesehen? Diese Möglichkeit stieg mir zu Kopfe, und ich ging nicht ohne einige Unruhe heut in die Wilhelmsstraße in Folge der Citation.

29.

Ich wurde in denselben Saal des Ministerhotels geführt, in welchem ich vor anderthalb Jahren so lange hatte warten müssen, in welchem mich endlich der Herr Minister so schnöde behandelt hatte. Heute brauchte ich gar nicht zu warten: Herr von Rochow stand schon in der offenen Thür seines anstoßenden Cabinets und winkte mir schweigend, in dies Cabinet zu treten.

Sein Gesicht mit der Adlernase war bleich wie damals, aber das Auge blickte ruhig. Er deutete auf einen Stuhl neben seinem Schreibtische. Es lagen Acten auf demselben. Sollte ich mich respectswidrig auf diese Acten setzen? Oder war es nur eine höfliche Pantomime, die keine Folge brauchte? Jedenfalls war es ein Symptom von Höflichkeit. Noch mehr: Seine Excellenz ging selbst an den Stuhl und warf die Acten an die Erde und wiederholte die einladende Pantomime. Es fehlte nur, daß er, wie eine reinliche Hausfrau, das Taschentuch hervorgezogen und den Stuhl abgewischt hätte.

Was hieß das? War der preußische Staat im Begriff, ein neues System einzuführen?

Nun saß Excellenz noch eine Weile schweigend in seinem Armsessel und schnupfte. Endlich fragte er mit halber Stimme: „Sie wollen sich verheiraten?“

Herr Gott, dachte ich, ist mir das vielleicht auch verboten? — Ich faßte mich nach Kräften, und antwortete bündig: Ja!

„Dann wollen Sie eine Hochzeitsreise machen?“

Wenn's sein kann, o ja!

„Weil wir schon im Spätherbste sind? Das Wetter ist ja milde. Es wäre mir angenehm, wenn Sie an den Rhein reis'ten.

Stumme Verbeugung von meiner Seite. Mir war's wie im Märchen. Mein militärischer Gruß zu Pferde gaukelte vor meinen Augen umher. Verhöhnte mich der mächtige Mann? Aber so viel Umstände macht man ja nicht mit einem armen Schriftsteller, auch wenn man ihm einen Nasenstüber geben will! Wo zielte das hin? Der Minister fuhr lächelnd fort, er lächelte wirklich:

„Aber nicht blos an den schönen Mittelrhein, sondern auch an den Oberrhein —“

Kurz und gut: Straßburg war das mir zugedachte Ziel. Dorthin sollte Jemand geschickt werden zur Beobachtung. Dort hatte Louis Napoleon soeben seinen Putsch gemacht, und es war dem

Minister um genaue Auskunft zu thun, ob der Napoleonide dort wirklich Chancen gehabt habe oder haben könne. Diese Beobachtung sollte aber ganz unscheinbar vor sich gehen. Bei der Hochzeitsreise eines sogenannten Demagogen werde sicherlich kein Mensch daran denken, daß die preußische Regierung beobachten lasse, und ich persönlich schien dem Minister geeignet dafür, weil ich als Verfasser von Reisenovellen Uebung besäße in Betrachtung von Land und Leuten.

Es ist also eine Aufgabe, welche mit dem Liberalismus oder Nichtliberalismus gar nichts zu schaffen hat? fragte ich.

„Gar nichts!“ antwortete er — „die französische Frage betrifft es lediglich. Sie sind ja doch ein Preuße und haben wol noch in Ihrer frühen Jugend unsere entsetzliche Franzosenzeit erlebt, ermessen also, was die Frage bedeutet: ob ein Napoleoniden-Regiment in Frankreich wieder möglich sei? Das bedeutete unter allen Umständen wieder Krieg. Zeitungsnachrichten genügen uns nicht, wir wollen von einem Augenzeugen erfahren, wie die eigentliche Stimmung in Straßburg beschaffen sei. Louis Napoleon hat ja doch diesen Ort zu seinem Auftreten erwählt, weil er dort den stärksten Anhang zu finden gehofft hat. Ist das ein Irrthum gewesen, oder nicht? Denn das beweist nichts, daß der Aufstand verunglückt ist. Zufälle können das Mißlingen herbeigeführt haben. Ein ander Mal kann's gelingen. Wir wollen klar sehen, ob die Napoleoniden dort im Elsaß noch wirklich eine entschlossene Partei haben. Jeder Napoleon auf dem Throne Frankreichs ist eine Gefahr für Preußen.“

Nun, fünfunddreißig Jahre später — Rochow ist schon lange todt — hat sich dies Wort des Herrn v. Rochow bewährt.

Ich habe ihn selbst nicht wieder gesehen. Den Auftrag aber übernahm ich damals mit Vergnügen, denn die Berufung an mein Gedächtniß für den Franzosenkrieg von Anno 13 war richtig. Diese Franzosenzeit stand wie eine abscheuliche in meiner Erinnerung, ich liebte natürlich meine Heimat und mein Vater=

land, und es war mir eine Freude, zu möglichem Nutzen desselben etwas verrichten zu können.

Ich reiste sofort zur Hochzeit, und zwar nach Lützen. Leipzig, wo meine Braut wohnte, und wo die richtige Stätte gewesen wäre für die Trauung, war mir verschlossen, denn von dort war ich immer noch verbannt. Lützen war das nächste preußische Städtchen. Dort wurde denn die Ehe eingesegnet, welche mir die Lebensgefährtin schenkte.

Aus der Kirche stiegen wir in den Wagen, und fuhren nach Straßburg. Dort war aber nicht eine einzige Stimme zu vernehmen für Louis Napoleon. Nichts als Spott und Spott war zu vernehmen. Eine neue napoleonische Herrschaft in Frankreich galt für eine Phantasterei. Heinrich Heine war damals der einzige Mensch, der an eine Auferstehung der Napoleoniden glauben mochte. Ein Poet! Und nicht ohne Manierirtheit! rief man, wenn seiner Napoleons-Gedichte erwähnt wurde. Er braucht einen glänzenden Mittelpunkt für dichterische Rede, was bedeutet das?!

Ich kannte Heine noch nicht persönlich. Drei Jahre später erst sprach ich ihn zum ersten Male, und war nicht wenig erstaunt, als ich ihn diese Frage viel ernsthafter und nüchterner vertreten hörte, als er andere politische Fragen vertrat. „Geh' nur in die Provinz, verkehre nur mit den Bauern" — rief er — „und Du wirst nicht mehr lachen über meine Träume. Ich träume mit aufgemachten Augen, und die Augen sehen. Es fehlt nur an den Posaunen. Sobald die Posaunen dröhnen, werden es Resurrectionsposaunen, und die Reste der großen Armee sammt all ihren Kindern und Vettern stehen auf und schreien Vive l'empereur! Es werden Millionen sein, und die Menge thut's. Die Menge braucht eine greifbare Standarte. Die napoleonische Standarte aber allein ist greifbar. Nuancen der Charte sind spitzfindiger Kram für den Bauer; er glaubt nur an das was er erlebt, er braucht einen sichtbaren Gott."

Von alle dem wußte ich damals in Straßburg noch nichts, und ich hätte es auch nicht geglaubt. Ich steckte bis über die Ohren nur in den staatsrechtlichen Fragen bürgerlicher Freiheit, und es schien mir unmöglich, daß sich ein Volk beim möglichen Regierungswechsel um etwas Anderes kümmern sollte. Ich war um kein Haar weiser als alle Welt, welche den Putsch des jungen Napoleon als einen Knabengedanken verhöhnte und ihm jegliche Bedeutung absprach.

Demgemäß berichtete ich an Herrn v. Rochow der viel weiter und richtiger gesehen als ich. Denn zwölf Jahre später war ja dieser Knabe Louis Herrscher in Frankreich, und vierunddreißig Jahre später ließ er unter frevlem Vorwande seine Legionen gegen Preußen marschiren.

Ich selbst kam in keine weitere Berührung mehr mit Herrn von Rochow, obwol ich meinen Hausstand in Berlin einrichtete. Man fragte nicht weiter nach mir; es schien Waffenstillstand zu herrschen, und ich meinte wol leichtsinnig, es sei nun Alles vorbei, Gefangenschaft wie Confinirung sei eine abgeschlossene Episode. So eingelullt lebte ich als ein geselliger junger Berliner, der mit seiner Frau geistvollen Umgang suchte und fand. Varnhagen, Gans, Fräulein Solmar führten uns ein, und beschirmten uns liebenswürdig.

Unter Anderem wurden wir mit der Frau Fürstin Pückler-Muskau bekannt, eine Bekanntschaft, welche für unser ganzes Leben von Werth und Segen geworden ist. Sie war die Tochter des verstorbenen Staatskanzlers von Hardenberg, welcher aus dem Hannöverischen stammte und alle die feineren Eigenschaften des besseren niederdeutschen Adels in sich vereinigte. Man schilt immer sehr ausgiebig auf einen großen Theil namentlich des hannöver'schen Adels, der sich durch Junkerhochmuth und sonstige üble Junkereigenschaften hervorthue. Vielleicht mit Recht. Aber eine Gattung Adeliger im deutschen Niederlande an der Elbe hinunter bis ins Schleswig'sche hinab hat es immer gegeben, welche wahrhaft adeligen Grundsätzen wacker nachgestrebt hat.

Wer gedenkt nicht dankbar jenes holsteinischen Grafen Schimmelmann, der unserm Schiller ungebeten die große Geldunterstützung bot! Die vornehme Universität Göttingen, der geistige Mittelpunkt des niederdeutschen Adels, hat in diesem Betrachte treffliche Dienste geleistet. Durch große Gelehrte gab sie der Vornehmheit einen würdigen Inhalt und höhere innere Gesetze. Fürst Hardenberg — von Preußen gefürstet wie jetzt Bismarck — hat diesen Göttinger Ductus in Wissenschaft und Kunst bis an sein Lebensende bewahrt, und ein starker Hauch davon war auch auf seine Tochter, die Fürstin Pückler übergegangen. Sie hielt es für eine ihr zustehende Aufgabe, Leute von Geist und Talent mit entgegenkommender Freundlichkeit aufzusuchen und aufzunehmen, und gewisse liberale Traditionen ihres Vaters aufrecht zu erhalten. Es wurde da nicht eigentlich politisirt, aber diese liberalen Traditionen wurden vorausgesetzt und ruhig angedeutet im Gegensatze zu der eben herrschenden Regierungsweise. Ihr Gatte, Fürst Pückler-Muskau, war damals im Oriente, und Merkwürdigkeiten, welche er von dort sandte, wurden als Veranlassungen benützt, Gesellschaften von Notabilitäten am Pariser Platze zu versammeln. Dort, nahe am Brandenburger Thore, bewohnte sie ein reizend ausstaffirtes Parterre.

Unter diesen Notabilitäten war Alexander von Humboldt eine der wichtigsten. Er spielte in solchen Gesellschaften die eigenthümlichste Rolle. Vom Momente seines Eintritts an schwieg nämlich Jeder und Jede, und er allein sprach. Auch wenn er nicht formelle Vorträge hielt, was zuweilen geschah, hatte und behielt er fortwährend das Wort. Ihm war dies ein Bedürfniß und der Gesellschaft war es ein Bedürfniß, diesen außerordentlich unterrichteten Mann fortwährend zu hören. Es wäre auch nicht zu ändern gewesen, wenn die Gesellschaft dies Bedürfniß nicht empfunden hätte.

Ich erinnere mich genau eines solchen formellen Vortrages, zu welchem die Frau Fürstin eingeladen hatte. Humboldt erschien auf die angesetzte Minute, an der Thür schon wie ein großer

Ambassadeur von der Wirthin empfangen. Eine mittelgroße, fast kleine Gestalt in verbrauchtem schwarzen Anzuge, schon damals mit silbergrauem Haupthaare, den Kopf ein wenig nach der Seite geneigt und mit den kleinen Augen im röthlichen Antlitze rasch und gleichsam im Vorübergehen aufschauend. Er schlürfte unscheinbar über den Fußboden hin, links und rechts eine leichte Verbeugung andeutend, dabei aber schon von der Thür an in ununterbrochenem Flusse zur Wirthin sprechend. Nicht gar laut, aber ganz verständlich, in regelmäßig gebauten Sätzen. Wenn es der Wirthin gelang, ein höfliches Wort nach einem seiner kleinen Punkte zwischen den Sätzen einzuschieben, so wurde dies einzelne Wort auf der Stelle der Ausgangspunkt zu einem neuen Satze, zu einer neuen Gedankenreihe, welche sich links und rechts ausbreitete.

Man denkt sich gern einen Weisen als verhältnißmäßig stillen Mann, welcher aufmerksam zusieht und zuhört, und nur bei Abschnitten und Wendungen der Dinge spricht. Zu dieser Gattung gehörte Humboldt eben nicht. Er gehörte zu den Arbeitern, die nicht ruhen. Wenn ich ihn so ein paar Stunden gesehen und gehört hatte, da kam er mir immer vor wie der Verwalter einer immens großen Herrschaft, welcher in der Nacht alle Rechnungen und Bedürfnisse verglichen hatte, und am Tage von einem Punkte der Verwaltung zum andern eilte, überall die nächsten Linien der Thätigkeit vorschreibend, überall ein fernes Ziel angebend. Dazwischen spricht er mit allen Leuten, welche ihm begegnen über alles Mögliche, und für alles Mögliche die höchsten Gesichtspunkte andeutend. Dazwischen macht er auch bei dem Gebieter der Herrschaft und bei dessen Umgebung pflichtschuldige Besuche, und hat sich dafür eine formelle Höflichkeit angeeignet, welche kein Nachdenken kostet, und welche ihm gestattet, Bemerkungen einzuschieben. Diese erweitern sich zu wissenschaftlichen Ausführungen; denn auch der Gebieter und die Gebietenden wissen es, daß er einen unermeßlichen Vorrath von Kenntnissen und Folgerungen besitzt. Sie lassen sich im Vor=

übergehen ein Quantum davon beibringen, und weil sie Gebieter sind, verstopfen sie den ewig sprudelnden Quell, sobald sie sich angefüllt fühlen. Er selbst geht weiter und macht seine regelmäßigen Visiten in der Nachbarschaft und schüttet eine Wissensschale rechts aus und eine Wissensschale links. Auf dem Gange von Einem zum Andern arbeitet er in stillen Monologen an den Themen weiter, welche eben seinem Geiste vorliegen, kehrt dann auf kurze Weile in sein Zimmer zurück, welches Wände von Büchern hat, und welches angefüllt ist mit Audienz suchenden Leuten aus allen fünf Welttheilen. Er spricht sie Alle und hört das Nöthigste von ihnen an, nur das Nöthigste, will sagen das was er etwa noch nicht wissen sollte aus ihrer Welt. Er ist durch langen Aufenthalt in Frankreich an die gute französische Lebensart gewöhnt, jedem Frager zu antworten, also auch die Hunderte von einlaufenden Briefen zu beantworten. Auf dem kleinsten Stückchen Papier thut er das, damit nicht zu viel leerer Raum die Anklage auf ungebührliche Kürze erheben möge. Die Schrift lauft schief, er sitzt nur mit halb zugewandtem Körper dabei, die andere Hälfte strebt schon weiter, oder er schreibt auch auf seinem Knie. Essen und Trinken ist völlige Nebensache; Hilfsbedürftigen wohlzuthun ist dies keinesweges, und der alte Diener muß eine genaue Liste führen, und Erkundigungen nach der Würdigkeit der Hilfe Suchenden sind fortwährend im Gange — ich habe mich oft gefragt: wie macht es der Schlaf, um ein kleines Plätzchen finden zu können bei Alexander von Humboldt? Er fand auch nur ein ganz bescheidenes, und wurde oft kurzweg im Stuhle abgefertigt.

Ferner fragte ich oft Varnhagen: wie kann es ein Mann von dieser Wissensfülle und Wissenskraft aushalten, so viel leeres Hofceremoniel mitzumachen, und mitten in einem Regierungssysteme zu leben, welches er doch nimmermehr billigen kann?

„Er billigt es auch nicht," lautete die Antwort, „und damit er ihm mitunter wenigstens entgegentreten kann, muß er sich

Zutritt oben erhalten, und damit er diesen erhalte muß er da sein und all das Ceremoniel mitmachen.“

Es ist mir damals und später zweifellos klar geworden, daß Humboldt mitten in all den großen wissenschaftlichen Fragen, welche ihn beschäftigten, mitten in all den äußerlichen Hofpflichten, welche ihn in Anspruch nahmen — ein liberales Regierungssystem unwandelbar festhielt in seinen Anforderungen. Man kann auch nicht sagen, daß er damit schüchtern zurückgehalten: bei Gelegenheit jeder illiberalen Maßregel äußerte er seine absprechende Meinung. Er that es oft sarkastisch und witzig, und fragte nicht darnach, ob und wie ungnädig seine Aeußerungen aufgenommen wurden. Seine Stellung war gefeit durch sein wissenschaftliches Ansehen.

Sein Bruder Wilhelm, preußischer Minister in der liberal aufstrebenden preußischen Zeit nach dem Befreiungskriege, war damals schon todt. Unzufrieden mit dem Gange des Staates, hatte er sich zurückgezogen und war vor Kurzem gestorben. Beide stammten aus Tegel, einem Familiengute unweit von Berlin, Beide sind mit Recht ein Stolz der Mark. Auch in Wilhelm waltete ein großes freies Streben.

Und doch mußte ich diesen großen Alexander der Wissenschaft immer eine Zeitlang nicht gesehen haben, wenn ich den ihm gebührenden Respect bewahren sollte. Der Respect für seine Arbeit, für sein Wissen und wol auch für seinen Charakter kann gar nicht groß genug sein. Der Respect für sein persönliches Wesen schrumpfte mir immer zusammen, wenn ich in seiner Nähe gewesen war. Von reichem, oft hohem und feinem Inhalte zum Beispiele war das gewesen, was er an jenem Abende bei der Fürstin Pückler vorgetragen, wenn auch, künstlerisch angesehen, durchweg überladen, weil er von seinem Reichthume keine künstlerische Oekonomie zu beobachten wußte, und ich sah mit Bewunderung auf den kleinen Mann, der seinen Vortrag beendigt hatte und sich vom Sessel erhob. Aber nun sprach er fort im Abgehen von Zimmer zu Zimmer, auf jeder Schwelle ein

Veilchen stehen bleibend, und der Diener erst, welcher die letzte Thür hinter ihm schloß, machte den letzten Punkt der unendlichen Rede. Dadurch entstand die Vorstellung: man habe ein überladenes Instrument vor sich gehabt, nicht einen Menschen, und dies Instrument werde auch draußen auf der Straße immer noch weiter ausgießen.

Ein einziges Mal hab ich ihn in seiner Wohnung gesprochen, vier Jahre später, und da war er ein wenig anders. Zu meinem Nachtheile. Da fragte er, und ich wußte nichts. Ich war in Algier gewesen und ich sollte schildern. Von meinem Standpunkte aus, freilich einem sehr beschränkten Standpunkte neben dem seinen, fing ich die Schilderung an. Aber das war ersichtlich banaler Kram für ihn und er brach sofort sein seltenes kurzes Schweigen, und fing an, mich zu examiniren. Frage auf Frage quoll mir entgegen, nach Erdschicht und Gestein, nach Luft und Wasser, und es blieb mir kaum Platz, mich mit meiner Unwissenheit bloß zu stellen. Am Ende lachte ich und er lächelte mit, denn er antwortete für mich vortrefflich.

War er eitel? Ich sollte es nicht meinen. Er hatte wol kaum Raum und Zeit dafür. Seine Ziele waren zu zahlreich für persönliche Nebenabsichten. Wenn Unverstand sich gar zu breit machte in der vornehmen Gesellschaft, da sprang er heraus aus seinen glatten ausweichenden Formen, und äußerte sich zornig, positiv zornig. Zum Beispiele als das Tischrücken so gar viel Anwerth fand. „Wenn man Vernunft gesprochen“ Jahrzehnte lang, solchen Plunder geglaubt sehen zu müssen! Das schien ihm zu arg, als daß er blos witzig hätte stechen mögen, wie er es sonst that bei dieser oder jener „Influenza“, welche gesunde Ansichten verdarb.

Er bleibt eine wunderbare Erscheinung unter uns Menschen. Zu viel! zu viel! ruft man immer bei ihm, auch bei seinem „Kosmos“, wenn man mit vorzugsweise künstlerischen Ansprüchen zu ihm tritt. Aber wie selten gibt es einen Menschen, der zu viel giebt und doch lauter Werthvolles gibt!

Daneben begegnete ich damals in Berlin einem Manne wieder, welcher ein langes reichliches Leben immer künstlerisch zu verwerthen suchte, und auch stellenweise zu verwerthen wußte. In Breslau bei Karl Schall hatte ich ihn gesehen, als ich seine „Lenore“ schülerhaft dreist und unrichtig heruntergerissen hatte — Karl von Holtei, meinen schlesischen Landsmann, der damals in Berlin wohnte. Er warf mir immer vor, daß ich mich des Schlesierthums ungebührlich entäußert hätte. Entäußert, denn innen bleibt man doch, was man von Jugend auf gewesen. „Du bleibst doch ewig was Du bist!“ ist nur zu gründlich wahr. Holtei hat es zu einer Lebensaufgabe gemacht, durchweg Schlesier zu bleiben, und das machte mir ihn stets anheimelnd. Er fesselt mich stets nach kurzer Unterredung vollständig: die ganze Natur des gemeinschaftlichen Volksstamms, meines Erachtens eines fränkischen Stammes, der sich fern vom Ursitze eigen entwickelt hat, kommt dann über mich wie eine behagliche Wohlthat.

Holtei fühlte sich damals, wie es ihm periodisch immer ergangen ist, nicht am rechten Platze. Wozu bin ich überhaupt noch vorhanden? ich bin ja schon lange fertig! pflegt er da zu rufen. Dann findet er wieder eine passende Aufgabe, und dann ist er gar noch nicht fertig, und wird wieder ganz lebendig mit seinem unversiegbaren Sanguinismus eines echten Schlesiers.

Ich rieth ihm damals, sein Leben zu schreiben, welches ja mannigfaltig interessant wäre. Was ist denn d'ran?! lachte er, und schüttelte den Kopf. Ein paar Wochen darauf aber kam er Abends zu uns und hatte ein dickes Manuscript. Das las er uns vor. Es war der Anfang der „Vierzig-Jahre“, welche er später herausgegeben.

Sein Vorlesen ist eine seiner besten Eigenschaften. Anspruchslos, natürlich, lebensvoll. Es ist eine ganz schlesische Eigenschaft. Sie entspringt aus der Fähigkeit, sich geistig ganz hinzugeben, und diese Hingebung mit einfacher Unmittelbarkeit wiederzugeben.

Für Holtei's liebenswürdige Macht gibt es keinen stärkeren Beweis als seinen längeren Aufenthalt in Weimar und dort im Goethe'schen Kreise. Wie ein Kind im Hause war er dort geworden, und der alte Herr hatte ihn behandelt wie ein Papa. Eine Natur wie Holtei's wird eben überall intim.

In der damaligen stillen Zeit — Goethe war erst vier Jahre todt — waren die Angelegenheiten unserer großen Dichter noch das höchste Interesse der Unterhaltung und Holtei erfrischte uns höchlich mit seinen Schilderungen. Wie ist diese kleine Welt unserer großen Dichter jetzt in stillen Schatten gerückt, seit so viel vorgegangen ist in unserer politischen Welt!

Wo fände man jetzt nur die geringste Aufmerksamkeit für eine literarische Täuschung, welche ich mir damals in Berlin erlaubte, und welche unter Leuten wie Varnhagen, Gans, ja selbst Humboldt streitende Erörterung hervorrufen konnte. Die Unterredungen Eckermann's mit Goethe nämlich, oder richtiger die Reden Goethe's, welche Eckermann mittheilt, hatten mir einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Ich fand den alten Herrn darin gerade so, wie ich mir ihn immer vorgestellt, so gesund und weise; die Lectüre war für mich ein wahres Entzücken gewesen. Als verschwiegener Dramatiker — mir selbst verschwiegen — schrieb ich neue Scenen zwischen Goethe und Eckermann, und gab sie in einen Band der Reisenovellen so, als ob sie nagelneu aus Weimar kämen. Das erregte in unseren Kreisen einen allerliebsten Spectakel. Echt oder unecht? Das war die Frage. —

Kurz, ich lebte den langen Winter hindurch und bis in den Frühsommer 1837 hinein mit meiner Frau, als ob der Himmel voller Geigen hinge. Wir dachten gar nicht daran, daß ein Schwert des Damokles über mir hinge.

Es hing aber wirklich, und jetzt fiel es mir auf den Hals. Die Untersuchung gegen mich in der Hausvogtei war ja doch in Gestalt von Verhörsprotokollen an's Kammergericht befördert worden zur Urtheilssprechung. Dies Urtheil war jetzt gesprochen worden, und lautete auf — sieben Jahre Festungsstrafe.

Man sah sich an und fragte sich gegenseitig: ob man träume? Ein Gerichtshof könne doch nur nach Gesetzesparagraphen ein Urtheil fällen; wo gäbe es denn aber Gesetzesparagraphen für ein vages Demagogenthum ohne Thaten? Es gab solche Paragraphen; man träumte nicht.

In Folge der großen Mainzer Untersuchungscommission gegen die burschenschaftliche Demagogie war ein Gesetz erlassen worden, nach welchem jede Theilnahme an einer Burschenschaft mit sechs Jahren Festung bestraft wurde. Sechs Jahre Festungsstrafe für Theilnahme an einer Studentenverbindung, weil sie die Einigung Deutschlands vorbereiten wollte!

Wie nimmt sich das heute aus, wo der Reichstag des vereinigten Deutschland in Berlin tagt?!

Mir war nachgewiesen, daß ich Anno 26 und 27, also vor zehn Jahren, Theilnehmer an einer Studentenverbindung in Halle gewesen, welche zwar nicht alle Formen, aber doch die Ideen der Burschenschaft betrieben habe. Mir gebührten also sechs Jahre Festungsstrafe.

Für meine schriftstellerischen Bestrebungen war ein Jahr Festung als Entgelt ermittelt worden. Meine belletristischen Schriften hatten da nicht klar genug strafrechtlichen Anhalt gewährt, dieser schien aber geboten in dem ersten Buche, welches ich 1832 herausgegeben unter dem Titel: „Das neue Jahrhundert“. Der erste Band dieses Buches enthielt eine Geschichte Polens bis zum großen Aufstande 1830 und 1831. In dieser Geschichte Polens sei der Kaiser von Rußland beleidigt worden. Dieser, ein Schwager des regierenden Königs von Preußen, sei ein Alliirter des Königs von Preußen, und weil dieser Alliirte beleidigt worden, sei ein Strafausmaß von einem Jahre gerechtfertigt. Summa sieben Jahre.

Also zur Sühne für das Ausland wurde ich als Preuße zu einem Jahre Festungsarrest verurtheilt. Ist das kosmopolitisch genug?

Obige sechs Jahre für eine Burschenschaft hatten indessen allmälig, weil das Strafausmaß doch zu schreiend erschien für

eine Studentenverbindung, den Charakter der Münzherabsetzung in Oesterreich erhalten. Man unterschied wie zwischen Conventionsmünze und Wiener Währung. Was vor dem Jahre 1830 lag, also vor dem Ausbruche politischer Bewegungen, das wurde als Romantik, als eine Papierwährung erachtet. Burschenschaften vor dem Jahre 1830 waren also von sechs Jahren auf sechs Monat Strafzeit herabgesetzt. Burschenschaften nach 1830 galten für voll, für Conventionsmünze, werth sechs ganze Jahre. Mir gebührten also nach dem eingeführten Usus für mein Studententhum nur sechs Monate. Von dem Strafjahre für Rußland wurde mir aber nicht ein Tag erlassen — ich hatte also anderthalb Jahre abzusitzen.

Meine arme Frau sah trostlos drein. An solchen Verbrecher war sie gerathen!

30.

Der Reichthum an Demagogen, also an Festungscandidaten war zu jener Zeit in Preußen so groß, daß die zahlreichen Festungen von Pillau bis Saarlouis nicht zureichten. Es fehlte an so viel Localen in den Festungen. Man hatte deshalb den Ausweg gut heißen müssen, die verurtheilten Staatsverbrecher in gewöhnlichen Städten gefänglich unterzubringen. Auf diesem Nebenwege suchten wir denn nach einem schicklichen Orte, und beschäftigten uns zuerst mit Delitzsch, dem preußischen Grenzorte vor Leipzig. Schulze, jetzt Schulze-Delitzsch genannt, welcher als Referendarius in Berlin war, empfahl uns diesen seinen Heimatsort mit triftigen Gründen. Ich wollte eben um dieses Sanssouci beim Kammergerichte ansuchen, da kam eine Botschaft von der Fürstin Pückler: ich möchte sie besuchen.

Sie hatte die Freundlichkeit, mir Muskau anzubieten als wirkliches Sanssouci. Im alten Schlosse da, welches jetzt als Polizeihaus diene, sei der ganze erste Stock leer; der könne uns als Wohnung angewiesen und eingerichtet werden.

Mit meinem Danke sprach ich die Besorgniß aus: ob ich auch von der Behörde die Erlaubniß gewinnen würde für dieses aristokratisch schimmernde Schloßgefängniß. „Oh," erwiderte die Fürstin, „die besorgt uns Tzschoppe!"

Herr v. Tzschoppe?! schrie ich auf — der gerade ist mein ärgster Gegner!

„Wenn auch! Er verdankt meinem Vater Alles. Dieser hat ihn als kleinen Burschen in seine Kanzlei aufgenommen, und ihn stetig gefördert. Den übernehm' ich, und seine jetzige Macht bringt die Erlaubniß zu Wege."

Ich glaubte nicht recht daran. Wir saßen schon in einem Gasthofe, weil der Wohnungstermin eben abgelaufen, und der Antritt der Festungshaft vor der Thüre war. Zaghaft fragten wir uns eines Morgens, wohin uns wol das Schicksal verschlagen würde, da klopfte es — herein! — und herein trat im olivengrünen Röcklein ein kleiner lichtblonder Mann — Herr von Tzschoppe!

Ich hatte ihn nicht mehr gesehen seit jener Apostrophe über das junge Deutschland, und sein Besuch bei einem verurtheilten Demagogen war eine Ungeheuerlichkeit. Die Tochter Hardenbergs hatte wunderbar gewirkt. War so viel Dankbarkeit in seiner Seele für den verstorbenen Staatskanzler, so war doch mehr Gemüth in diesem kleinen Torquemada, als man ihm zuzutrauen pflegte.

Die geselligen Formen sind ein glättendes Oel, dessen Kraft junge Leute und Doctrinäre unterschätzen. Er hatte zu meiner Frau und zu mir zu sprechen, und seine Rede gewann dadurch einen für mich ganz neuen Charakter. Kein Wort von unsern staatlichen Gegensätzen. Wol aber die höfliche Anzeige, daß der Präsident des Kammergerichtes bereits unterrichtet sei von

meinem Wunsche, meine Strafzeit in Muskau zu überdauern. Er sei ein alter Bekannter von mir aus Schlesien, und werde meinen Wunsch befürworten, wir könnten uns also getrost zur Reise nach Muskau rüsten.

Jener Präsident war allerdings ein Bekannter für mich, er war öfters zum Besuch in das Haus der Gutsherrschaft gekommen, bei welcher ich Hauslehrer war, und wir hatten uns stets grundsätzlich widersprochen, sobald auf Politik die Rede kam, und er meine naseweisen Bemerkungen eines Widerspruchs gewürdigt hatte. Er war ein Tory reinsten Wassers, und der sollte jetzt mir nach Wunsche wirken! Gesellige Höflichkeit und persönliche Empfehlung bedeuten eben im Staatsleben viel mehr als ich bis jetzt geahnt.

Es konnte den Herrn allerdings ziemlich gleichgiltig sein, ob ich in Delitzsch oder in Muskau eingesperrt würde. Man schickte mich nach Muskau.

Herrn v. Tzschoppe hab' ich nicht wiedergesehen. Sein Schatten beschränkte mich aber noch in Muskau. Dort wurde ich einem Justizrathe überantwortet, welcher mich mit liebenswürdiger Nachsicht behandelte. Das alte Schloß, nur durch einen Weiher vom neuen Schlosse getrennt, lag am Eingange des Parks, und der Park wurde mir als Raum zum Spaziergange bewilligt. Das war erstaunlich viel, denn der Park war schon damals sehr groß. „Nur nicht zu weit gehen!“ — sagte mein Justizrath. — „Nur nicht zu lang ausbleiben! Denn Herr v. Tzschoppe, ein Bekannter der Frau Fürstin, kann jeden Tag einmal hier eintreffen, er hat es angekündigt, und es könnte von üblen Folgen sein, wenn Sie dann gerade fehlten!“

Tzschoppe's Schatten war mir also doch gefolgt. Ihm folgten dafür unsere Schatten, die Schatten der Verfolgten, der Eingekerkerten, der zu Grunde Gerichteten. Als einige Jahre später der Thronwechsel eintrat in Preußen, und das Tzschoppe'sche Polizeisystem der Politik in Ungnade fiel, nahm er sich das so zu Herzen, daß er den Verstand verlor und sich von den Gespenstern

seiner Demagogen gehetzt glaubte. Diese Gespenster haben ihn zu Tode gepeinigt.

Wenn's nicht blos Ehrgeiz war, dessen Verzweiflung ihn überfallen und verrückt gemacht, dann ist diese Lady Macbeth im letzten Acte eines preußischen Geheimenrathes doch immerhin ein bemerkenswerthes Zeichen, ein Zeichen, daß dieser Mann Gemüth besessen, daß er mit Gemüth reactionär amtirt hatte und gemüthskrank werden konnte.

Mir ist das einleuchtend: er war ein Renegat. In liberaler Schule Hardenbergs war er aufgewachsen, und diese Schule verläugnete er später vor sich selbst, um Carriere zu machen. Als nun plötzlich die Posaunen dröhnten: Umsonst! Du hast umsonst gegen dich selbst gelogen und fällst in Unmacht und Verachtung! Da konnte wol ein Nerv reißen, welcher den Verstand zusammenhält. Es ist also immerhin von einiger Höhe, daß er noch die tragische Figur eines bürgerlichen Trauerspiels werden konnte. Diejenigen sind niedriger, welche bei gleicher Lage achselzuckend und lächelnd mit Pension zurücktreten, um schadenfroh weiter zu leben.

Nun, damals lebte er noch, und ängstigte meinen Justizrath und mich, meinen braven Justizrath! Der hat es umgekehrt gemacht: als später die constitutionell genannte Regierung in Preußen Mißbrauch trieb mit der Constitution, und die Steuerverweigerung auftrat, da trat mein ehrlich liberaler Justizrath zu den Steuerverweigerern und — wurde abgesetzt. Ein Held des bürgerlichen Dramas. Er ist mir lieber als obiger Held des bürgerlichen Trauerspiels, und wenn er noch lebt — Paschke ist sein Name — so drück' ich ihm die Hand, über Zeit und Raum hinweg.

Unsere Widersacher sorgen richtiger für uns als unsere Freunde. Das klingt wie künstlich gemacht; für mich ist es immer blanke Wahrheit geworden. Das, wozu mich die Widersacher genöthigt, das ist mir immer gründlich gut bekommen. Die Nöthigung brachte Arbeit von meiner Seite zu Wege, also

Ergänzung meiner Gebrechen, also Vortheil. So wurde richtig für mich gesorgt.

Was mir die Freunde verschafften, das verschaffte mir allerdings bequemen Fortgang, und dafür ist man allerdings gern dankbar. Aber die Bequemlichkeit erschlafft und treibt keineswegs zum Fortschritte. Dadurch wird also nicht eben richtig für uns gesorgt.

Die Widersacher nöthigten mich jetzt anderthalb Jahre in einen stillen Ort: sie nöthigten mich zur Sammlung, zum Studium. Beides war mir äußerst heilsam.

Die Politik trat mir in den Hintergrund, die Literatur in den Vordergrund. Das war positive Hilfe für mich, der ich deutlich eingesehen hatte, daß man zum handelnden Politiker juridische Kenntnisse besitzen müßte, welche mir Theologen fehlten, und daß ich nur Befriedigung finden könnte in einer künstlerischen Thätigkeit. In einer literarisch künstlerischen, da ich weder malen, noch bildhauen, noch musiciren konnte.

Literarisches Studium also schien mir vorgeschrieben, wie eine lange Brunnen- und Badecur. Dies begann ich systematisch. Freilich stockte ich bald. Blos in mich aufzunehmen war meiner Natur nie angemessen, und paßte jetzt gar nicht mehr für mich, nachdem ich schon Jahre lang handelnd, will sagen schriftstellernd gelebt hatte.

Auch dafür fand sich Rath. Leopold Schefer gab ihn mir. Er war ein Muskauer und lebte in Muskau. Lange Jahre war er oberster Verwalter der Herrschaft Muskau gewesen; jetzt lebte er im Pensionsstande. Er hatte sich am Ende des Städtchens ein originelles Häuschen gebaut, welches man für eine Kapelle halten konnte, etwa für eine griechische. Es stand in einem kleinen Gemüsegarten, und er hauste da wie ein bescheidener Bürger mit seiner Familie, welche ganz kleinbürgerlich geartet war. Alles an ihm, Schrift wie Wesen, erinnerte an Jean Paul, an einen Brahminen, welcher geduldig Sonnenschein und Regen, Gedeihen und Vernichten hinnimmt, als Gaben der Weltseele. Sie sorgt am

Besten für Alles; der Mensch hat zu danken für Alles, auch für das, was ihm nicht gefällt. Jedenfalls lernt er fortwährend, und wenn er der Weisheit zuschreitet, so kann er sich hochbeglückt nennen. Frau Schefer, die Gattin, war anderer Meinung, und verlangte reellere Gaben zur Beglückung; er aber lächelte zu ihren begehrlichen Einwendungen, nahm eine Prise, und ging zur Tagesordnung über, zum Schreiben an einem großen Tische, welcher mit vollgeschriebenen Papierbogen bedeckt war.

Er war von kleiner Gestalt, und sah sehr schlicht aus. Ein röthliches Antlitz, ein ziemlich kahles Haupt, eine ruhige, immer sinnige Sprechweise kennzeichneten ihn. Große Toleranz für alle Meinungen war ihm eigen. Er wußte aber auch jede Meinung so zu deuten und weiter zu führen, daß sie zum Guten gehören, oder doch wenigstens zum Guten leiten konnte.

Mittelpunkt in seiner schriftstellerischen Welt war die Erinnerung an einen längeren Aufenthalt in Italien und Griechenland, welchen er sich in jungen Jahren verschafft hatte. An die antiken Denkmäler der Kunst knüpfte er immer mit Vorliebe an, und dort suchte er immer eine gewisse Weihe für seine künstlerischen Gedanken.

Hierin war er reich an originellen Wendungen. Originell, weil sein persönliches Wesen eigentlich gar nicht zu den ästhetischen Linien der Antike stimmte. Es stimmte viel besser zu den behaglichen Umrissen eines demokratischen Volksfreundes. Der klassische Stempel schien an den falschen Mann gekommen. Er hielt aber viel darauf, und brachte Anwendungen zum Vorscheine, welche frappant erschienen.

Solch eine Art von Disharmonie beunruhigt viele seiner Darstellungen. An Erfindung reich, wurde er in der Ausführung leicht überladen und durch Jean Paul'sche Ueberschwenglichkeit schwer genießbar. Vergaß er zuweilen die großen ästhetischen Absichten, dann gelang ihm manche Erzählung ungemein, insbesondere durch psychologische Zergliederung. In dieser war er unermüdlich wie ein Maulwurf, und da gerieth er nur oft in

Gefahr einer gesuchten Subtilität, welche den Eindruck der Wahrheit verdarb. Seine „Künstlerehe", das Leben Dürers mit seiner Frau schildernd, ist in ihrer Art ein kleines psychologisches Meisterwerk. Zu Grunde lag Schefers eigene Ehe mit einer sparsamen Hausfrau, einer übrigens sehr braven Frau, welche seine künstlerischen Arbeiten vom Standpunkte der Hausfrau würdigte.

Sein Grundton war ein immerwährend reges Verhältniß zur Gottheit; er war ein Religionslehrer. Nicht Lehrer von Dogmen, sondern von freien Gedanken und Empfindungen. Die standen ihm stets bereit, und da Milde Alles in ihm sänftigte — wenn auch nicht eben klärte — so gemahnte er mich immer an die Weisen des Morgenlandes, welche umherziehen, wenig Essen und Trinken brauchen, und mit bedeutungsvollem Spruche Jedermann zu trösten suchen. So zog er, wie oft! mit mir durch den weiten Park, und erklärte, verklärte mir Alles.

Darum begann auch seine Popularität im Lesepublicum erst mit Herausgabe seines „Laienbreviers". Da, in diesen lehrsamen Sprüchen trat sein Bestes hervor, unverstellt durch irgend welche ästhetische Gelehrsamkeit. Die ästhetische Schwäche darin, schlaffe, unschöne Verse, störte den richtigen Leser nicht. Und seine richtigen Leser waren alle die besseren Menschen, welche ihr Verhältniß zu Gott nicht befriedigt finden in enger Dogmatik, welche am stillen Abende oder Sonntags-Nachmittage eine freie Erbauung suchen für ihren Geist. Umsonst warnte die Geistlichkeit vor Schefers pantheistischen Neigungen, auch fromme Leser befreundeten sich damit, daß man Gott nicht zu verlieren brauchte, wenn man ihn auch überall fände.

Moritz Veit und Lehfeld, die Berliner Verleger des „Laienbreviers", waren beide philosophisch gebildete, gute Männer; sie haben dem Muskauer Leopold den Lebensabend liebevoll verschönt.

Nun, dieser freundliche Leopold Schefer sprach zu mir bald nach meiner Ankunft in Muskau, als ich meine literar-historischen

Studien begonnen, wie folgt: „Sie können nicht mehr blos studiren; für uns Kriegsleute genügt das nicht. Sie müssen aufschreiben, was Sie da lernen, und daraus wird von selbst ein Buch. Sie sagen: das ginge nur von Lessing an, in der altdeutschen Literatur seien Sie zu sehr Laie. Was heißt Laie? Mangel an Quellenstudium? Das besorgen Leute, welche nicht produciren. Die benützen wir in Kürze. Eine Einleitung bis zu Lessing brauchen wir; benützen Sie die Quellenstudenten zu einer bloßen Uebersicht, und von Lessing an erst schreiben Sie selbst mit eignen Gedanken und Anschauungen. Sela!"

Pläne! Pläne! So lange wir Pläne machen leben wir. Gründen wir sie darauf — und das thun wir gewöhnlich — unsere Schwächen zu verbergen, so beglücken sie uns zunächst am Stärksten und führen ganz sicher zu Enttäuschung und Leid. Gründen wir sie auf schwere Opfer von unserer Seite, so leiden wir zunächst, und wachsen und gedeihen allmälig von selbst ins Glück hinein.

Aber sei der Plan gut oder schlecht, wir brauchen ihn zum Leben. Wir wollen wenigstens kleine Götter sein, und uns das Schicksal selbst bereiten. Wir fühlen uns der Menschenhöhe entrückt, wenn wir keinen Lebensplan vor uns haben, wenn wir uns ganz dem Zufalle preisgegeben sehen.

Ich war ganz zufrieden mit meiner Situation, da ich ein weites Feld literarischer Thätigkeit vor mir sah, und der Aufenthalt in diesem alten Schlosse mir freundlich zunickte von dem Wasserspiegel herauf, von den alten, prächtigen Bäumen, den grünen Wiesen, den fernen Hügellehnen des Parks herüber. Schönheit und Friede lächelten mir in die Fenster eines alten Saales mit vielen Fenstern und wenig Möbeln, in welchem ich sitzen, schreiben, herumlaufen und weithin auf hölzernen Bänken Bücher ohne Zahl ausbreiten konnte. Der Polizeimeister im unteren Stocke, ein dicker asthmatischer Mann, hatte mich versichert, daß er nichts von Politik verstehe, daß ihm also auch mein Verbrechen unverständlich wäre. „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß," schloß er; ich dürfte

also seiner Unaufmerksamkeit sicher sein, und spaziren gehn, so viel ich wollte.

Das that ich denn redlich. Der Park empfing mich wie eine Kirche, obwol oder weil ein Menschengeist ihn durchwehte. Ein solcher Park ist eine künstlerisch geschaffene Natur, und der beruhigende Hauch eines Kunstwerkes strömt von ihm aus. Er wirkte also auf mich so günstig, weil ein künstlerischer Menschengeist ihn durchwehte. Dies ist durchaus nicht Phrase; hundert und hundertmal hab' ich's empfunden. Wie der Maler mit Figur und Farbe, der Dichter mit Begebenheit, Charakteren und Handlung wirkt, und günstig wirkt, sobald er Harmonie erreicht, so wirkt Pückler in seiner Landschaftskunst mit Strauch, Baum, Rasen, Wasser, Höhe und Tiefe, Aussicht und Verhüllung in seinem landschaftlichen Kunstwerke. Ich wußte damals noch nicht, nach welchen Gesetzen, aber ich empfand die Wohlthat dieser Gesetze sogleich.

Es war Sommer, die Natur stand in Fülle, die Frau Fürstin wohnte im Schlosse und die Abende boten Geselligkeit. Die Gefangenschaft hatte das Aussehen eines Geschenkes.

Aber des Menschen Sinn wechselt wie die Jahreszeit. Als die Tage kürzer wurden, empfand ich doch bereits die geringe Verkürzung meiner Freiheit. Der Park war groß, fast eine Meile im Umfange zu beiden Seiten des Flusses Neisse, zu beiden Seiten des Städtchens; aber er war meine Grenze. Gebt dem Menschen ein ganzes Land zum Aufenthalt, aber sagt ihm: die Grenze dieses Landes darfst Du durchaus nicht überschreiten — und er wird sich eingeschränkt fühlen. Wir wollen absolut das Verbotene, sagten die Römer.

Die Fürstin, eine kluge, zum Humor geneigte Frau, sah mir's an und sagte eines Tages: Wohlan denn, Doctor, riskiren wir die mögliche Ankunft Tzschoppe's, schieben wir die Schuld auf mich, wenn Ungelegenheit entsteht, kurz: gehen Sie auf die Jagd! Das bloße Spazirengehen versagt seine Kraft, die Jagd bringt einen Zweck hinzu und dieser Zweck füllt bald den ganzen

Menschen an. Denken wir dabei an mögliche Steigerung, begnügen Sie sich also zunächst mit der Jagd im Parke. Da gibt es Hasen, da gibt es Fasanen, da gibt es sogar Rehe, und an den Feldrändern auch Rebhühner, der Raubvögel nicht zu gedenken, die überall ihre Beute suchen, und deren Abschuß eine Wohlthat ist für den Wildstand. — Ein Jäger wurde mir zugetheilt, sowie ein Gewehr und Schießbedarf.

Konnte man gütiger sein?! Aber die Güte bedeutete leider nicht viel für mich — ich war kein Jäger, und die Jagd ist ein Nichts für den, welcher sie nicht zu üben und also auch nicht zu genießen versteht. Was nützt der Kuh Muskat!

Ich war wol als junger Bursch in meinem heimatlichen Landstädtchen, wo man zu allen ländlichen Beschäftigungen gelangt, auch zum Verkehr mit einer Schießwaffe gekommen, ich hatte beim Pfingstschießen auch nach der Scheibe geschossen, aber das Jagdschießen war mir fremd geblieben. Es entwickelt sich nur mit der Neigung zur Jagd, und die war für mich ausgeblieben, vielleicht weil ich in eine Festungsstadt auf's Gymnasium gerathen war. Einmal — ich war zu den Ferien daheim — war mir die Versuchung nahe getreten, aber der kundige Verführer hatte gefehlt, der mir die Versuchung zu deuten gewußt. Wir werden ja meist zu Leidenschaften verführt durch kundige Praktiker. Ich war mit des Vaters Flinte in's nahe Wäldchen gegangen und da war ein Hase vor mir aufgesprungen. Statt rasch zu schießen war ich ihm rasch nachgelaufen auf's Feld hinaus. Jung und behend nahm ich's eben auch mit einem Läufer auf, wie der Hase einer ist. Dieser Hase hatte denn das seltene Geschick erlebt, daß ein Mensch immer wieder bei ihm erschien, wenn er sich niedergesetzt, und daß dieser Mensch dies anstrengende Geschäft für Jagd hielt. Immerhin lag in diesem komischen Beginnen doch jener Trieb des Erlangens, des Kriegens, welcher die Grundlage jeder Passion ist, auch der Jagdpassion. Aber es war Niemand da, der mich auslachte und der eine Anleitung gegeben hätte: wie man den Hasen kriegen könnte. Der Trieb war

untergesunken. — In der Hauslehrerei auf dem Lande hatte ich dann die beste Gelegenheit gehabt, Jagd zu üben. Ich war auch mitgegangen, aber ich hatte nichts getroffen, und Niemand hatte mich unterrichtet: wie man treffen könnte. So war mir's langweilig geworden, und ich war der Jagd fern geblieben. Ich hatte weder damals gewußt, noch wußte ichs jetzt, daß die Lust an der Jagd dann erst entsteht, wenn man eine Wirkung von sich ausgehen sieht, wenn man trifft und kriegt.

So ging ich denn auch jetzt ganz hoffnungslos mit meinem Jäger hinaus auf die Jagd. Da ereignete sich's gleich beim ersten Male, daß ich einen Hasen traf. Er flog zusammen wie vom besten Schützen. Das machte mir einen außerordentlichen Effect. Von dem Momente an war ich denn auch für meinen Jäger eine respectable Standesperson, und wir waren beide sehr erstaunt, als ich später nichts mehr traf. Es war eben nur ein Freischuß gewesen. Die Wirkung aber, die er in mir gemacht, war unauslöschlich, die Passion war erweckt. Ich wollte und mußte nun die erforderliche Fertigkeit gewinnen. Ich entdeckte dem Jäger meine Schwäche, und bat um Unterricht und Belehrung. Die erfolgten denn. Ich exercirte wie ein Rekrut, allmälig errang ich eine ziemliche Fähigkeit, und die Jagdpassion loderte auf wie ein unlöschbares Feuer.

Sie ist mir treu geblieben, jetzt mehr denn dreißig Jahre, und hat mein Leben sehr bereichert. Wie alle Passionen ist sie argen Fehlern ausgesetzt und wird von all denen verurtheilt, welche sie nicht kennen. Wie kann ein trockenes Herz Romeo und Julie verstehen! Was weiß ein Stubenhocker von den Reizen in Wald und Feld! Wie mag ein Blinder über Farbe absprechen!

Arger Fehler entsteht eben immer, wenn Leidenschaft gebietet. Man muß sie zu mäßigen suchen, und wird froh sein, ihres mächtigen Dranges theilhaftig und fähig zu bleiben. Wer ohne mächtige Triebe lebt und leben muß, der vegetirt eben nur; wer aus Furcht vor Uebertreibung Alles vermeidet, der verliert eben auch Alles.

Nichts auf dieser Erde ist ohne Gefahr zu haben, und das Reizendste ist das Gefährlichste.

Mir sind die Reize der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit erst aufgegangen, seit ich Jäger geworden. Da entdeckt man Zusammenhänge zwischen dem was lebt und dem was für todt gilt und doch Leben bietet, da findet man Zutritt in geheime Werkstätten der Natur, an welche man gar nicht denkt innerhalb der Städte.

Und all Das verdankte ich dem Herrn v. Tzschoppe, der mich zum Demagogen gestempelt! Jetzt freilich im ersten Ueberdrang der Passion war er wieder sehr hinderlich. Seinetwegen durfte ich nicht hinaus in die Wälder, welche Muskau in meilenweitem Kreise völlig umsäumen und voller Jagdgethiere sind. Hirsche, Wildschweine, Auerhähne, Birkhähne, Füchse — ach, der mir zugetheilte Jäger fand kein Ende in seiner verführerischen Schilderung. Neun Quadratmeilen, fast lauter Wald, hat die Herrschaft Muskau im Umfange, und streckenweise meilenweit wohnt außer dem einsamen Förster kein Mensch darin, nur das Wild ist hier zu Hause. Ich aber hatte von der Frau Fürstin die Erlaubniß, sämmtliche neun Quadratmeilen als mein Revier zu betrachten — wenn Herr v. Tzschoppe es zuließe.

Da lag das Paradies — von den Höhen des Parks sah man ringsum den dunklen Waldsaum — und ich durfte nicht hinein. Was war natürlicher, als daß ich mit meinem Jäger Entweichungspläne schmiedete. Die Nebel stellten sich ein, der Herbst war da, die Fürstin übersiedelte nach Berlin — jetzt bei unfreundlichem Wetter wird Niemand hergereist kommen, um einem Gefangenem nachzufragen, jetzt wird die Entweichung gewagt! Ehe der Tag graut wandern wir beide, mit Gewehr und Schießbedarf und Mundvorrath versehen, über den Feldstreifen hinüber in den Wald und da hinein, wo auch kein Holzweg einen wendischen Bauer herbeiführen kann. Der Morgennebel war dicht und bald meinte ich, wirklich im Urwalde zu sein. Ein breiter Graben voll schwarzbraunen Wassers war unser Wegweiser. Er

sprach freilich gegen den Begriff eines Urwaldes, aber er sicherte uns den möglichen Rückweg aus dem bahnlosen Forste. „Hier am schwarzen Graben“ — sagte mein Jäger — „wechseln immer starke Hirsche!“ Der Boden war feucht, wir gingen lautlos dahin, „schleichen“ nennt's der Hirschjäger. Da lag ein umgefallener Baum quer über den Graben, eine natürliche Brücke. Wir wollten hinüber; drüben sollten die Hirsche noch lieber sich aufhalten; aber es ging nicht: der runde Baum war von Nebelnässe glatt wie Eis. Vorwärts! lautlos auf dieser Seite! Gespensterhaft sahen die hohen Kiefern- und Fichtenbäume uns zu in ihren Nebelmänteln, kein Laut regte sich — halt! Niemand rief halt, aber wir standen beide wie die Mauern, denn wir hatten jenseits des Grabens, und gar nicht weit von ihm einen Hirsch entdeckt. Die Büchse lag am Backen, mein Schuß krachte in die Waldesstille hinaus, der überraschte Hirsch floh auf uns zu, und verschwand im Dickicht. Im Nu waren wir zurück beim eisglatten Baumstamm, im Nu waren wir über ihn hinweg, was eine Minute vorher unmöglich schien, ein paar Secunden später standen wir vor dem erlegten Hirsch, der bereits verendet war — welche Aufregung, welche Genugthuung! man hat nur zerstört, man hat getödtet; aber man ist erfüllt davon, mit respektabelster Geschicklichkeit etwas Außerordentliches vollbracht zu haben. Die That, die Handlung, das glückliche Vollbringen belebt und erhöht uns. Das Handeln, das rasche, treffende Handeln ist der Charakterzug, welcher zum Jäger stempelt. Das Wild wird sichtbar, oft nur einen Augenblick sichtbar, und in diesem Augenblicke muß der Entschluß gefaßt, muß die Handlung ausgeführt werden mit dem Aufgebote aller erreichten Fertigkeit. Das spannt, das stählt. Träumerisches Hinwandeln gibt's da nicht, man vergißt die ganze Welt, nur der nächsten Schußmöglichkeit ist man gewärtig, und nur für sie hält man alle Kräfte in Bereitschaft. Das ist eben etwas ganz Anderes als das gewöhnliche Leben, und deshalb spannt es und stählt es, und bildet in uns eine neue Seite der Lebensfähigkeit aus.

Der Hirsch wurde mit Pulver bestreut, damit der Fuchs nicht an ihn käme. Denn Pulver ist Menschenfabricat. Hinter ihm wittert Reinecke Menschenlist.

Der Hirsch blieb liegen; dem nächsten Förster sollte zur Nacht sein Platz gemeldet werden; wir pirschten weiter. Der Tag wurde nun auch licht, und wir kamen auf niedrige Hügel, die nur von Unterwuchs bestanden waren, und Aussicht gewährten. Da ziehen Rehe! Der Bock sieht uns und schreckt. Das heißt er stößt eine Art Stoßbellen aus. Dort wird ein altes Thier, das Leitthier — eine alte Hirschkuh, welche den ganzen Trupp anführt — aufmerksam durch den „schreckenden" Rehbock; und so weiter, und so weiter! den ganzen Tag hindurch. Mühsam fanden wir im Abenddämmer das dürftige Försterhäuschen an einsamer Wiese, wo unsere Beute angemeldet und auf hölzerner Bank die Nacht verbracht wurde. Am anderen Morgen weiter. Heut gegen Osten, wie gestern gen Westen. Das Jagdhaus, ein altes verfallenes Schlößchen im ältesten, dichtest bestandenen Theile des Forstes war das Ziel für den Abend.

Ehe der Abend kam, kam mein Gewissen auf: wenn drin im Amthause gefragt wird nach dem Staatsgefangenen! Ich kann's nicht erfahren hier auf Jagdwegen, die das Wild vorschreibt. Und richtig! Als wir beim Förster im Jagdhause eintraten, erfuhren wir: ein Bote ist da gewesen nach dem fremden Herrn. Selbiger sollte eiligst nach Muskau kommen!

O Tzschoppe! rief ich. Der Jäger hatte ein Pferd und einen Leiterwagen. Auf einem Bunde Stroh sitzend fuhr ich nächtlings durch den finstern Wald heimwärts meinem Verhängnisse zu. Was ist's für eins? Die Phantasie malt ein ganzes Höllenbild aus Dante.

31.

Es war richtig wieder Tzschoppe, welcher am Horizonte aufgetaucht war und mich ins Amthaus zurückgesprengt hatte. Mein Gefängnißpathe Justizrath Paschke hatte die Nachricht erhalten: der kleine Großinquisitor sei in Görlitz und kehre über Muskau nach Berlin zurück.

Noch war er freilich nicht da, und — er kam auch nicht. Aber er wirkte peinigend auch wo er nicht war und nicht hinkam.

Ich wurde bei dieser Gelegenheit ermahnt, bescheidener zu sein und meinen wohlwollenden Pathen nicht bloßzustellen. Ich sollte lieber fein häuslich an meiner Literaturgeschichte arbeiten!

Das that ich denn. Ich that's immer in dem Gedanken, daß ich mehr für mich arbeitete als für andere Leute. Gewiß nicht für die gelehrte Kritik. Am wenigsten für die „Hallischen Jahrbücher". Just die gelehrten Literaturgeschichten hatten mir von früh auf die schönsten Dichtungen verleidet.

Mein Buch erwuchs also allerdings nicht aus den schätzenswerthen Speichern der mittelhochdeutschen Gelehrsamkeit. Die hatte mich nie interessirt. Ich machte mir für meinen vorliegenden Zweck nicht aus den Quellen, sondern nur aus modernen Berichterstattern, namentlich aus Rosenkranz, eine summarische Uebersicht zu eigen, welche für mich und meine mittelhochdeutsch-naiven Leser genügen möchte. Mein Buch entstand aus dem Drange nach Orientirung und Bildung. Zunächst für mich, vielleicht auch für manchen andern Laien, soweit es uralte Literatur anging. Erst von Lessing an machte ich Anspruch auf selbstständiges Urtheil.

Auf Schefers Rath hatte ich solchergestalt im ersten Viertheile des Buchs auch die älteste und alte Literatur in äußerlichen Linien zusammengestellt, um anzudeuten, wie wir zu literarischer That des letzten Jahrhunderts gelangt seien. Dies ward denn,

wie ich Schefer vorausgesagt, der Schopf, an welchen ein Couthon später in den Hallischen Jahrbüchern mich packte, um mich unter das Fallbeil zu bringen. Die andern drei Viertheile des Buches wurden nicht angehört. Um was es mir zu thun gewesen: Anschauung und Kritik der jungen Welt wurde mit keiner Sylbe erwähnt.

Niemand hat mich so angenehm dafür entschädigt, ja weit über Verdienst entschädigt wie Heine. Er pries solche Form einer Literargeschichte und erwählte sie selbst in späteren Tagen und führte sie aus. Allerdings viel glänzender und erfolgreicher, weil er es mit viel größerem Talente that. Es war ihm so einleuchtend wie mir, daß es doch recht wünschenswerth sei, die Welt der Dichtungen nicht immer blos von Gelehrten schildern zu lassen, sondern auch von Dichtern, seien diese Dichter groß oder klein. Auch die kleinen athmeten doch mit dichterischen Lungen, oder hätten doch wenigstens dichterische Bestandtheile in ihrem Blute, stünden also in verwandtschaftlichem Verhältnisse zu den Dichtungen, und hätten also wol auch ein leichteres und tieferes Verständniß für die Dichtungen als blos gelehrte Leute. Ein schreiendes Beispiel lag ja vor uns: Die Literaturgeschichte von Gervinus, eingeführt und begleitet von Posaunenstößen, welche aus der gelehrten Welt heraus widerhallten durch alle Kreise. Und ich armer Schlucker konnte sie eigentlich gar nicht lesen, diese außerordentliche Literaturgeschichte. Mir widerstrebte dieser völlig unplastische Styl dermaßen, daß ich immer nach einer halben Stunde das Buch weglegen mußte. Ich mußte mir Alles erst übersetzen was ich gelesen. Solch ein Styl formlosester Abstraction, der sich über Kunst verbreitet und doch jedes künstlerische Behagen im Leser vernichtet, ist er denn nicht wirklich schon allein ein Zeichen, daß der Schreiber an falscher Stelle schreibe? Und sind die wichtigsten Urtheile nicht ganz entsprechend dieser falschen Stelle? Goethe schmählich heruntergesetzt, weil völlig unverstanden! Solche gelehrte Literaturgeschichte mag für äußerliche Daten und Dinge, welche ein fleißiger Forscher auf-

gesucht und zusammengestellt hat, von löblichem Werthe sein, für die Seele der Literatur ist sie es gewiß nicht. Ja, sie ist gar oft schädlich. Was hat Gervinus zum Beispiele über Shakespeare zusammengeschraubt, und Verworrenes wie Irrthümliches heraufbeschworen! Da spricht er denn auch über Theater und Theaterwirkungen, und das dritte Wort ist falsch. Kurz, Erfahrung und Geschmack können ja doch nicht entbehrt werden, wenn über Dichtungen geurtheilt werden soll, und deshalb werden immer wieder Literargeschichten nöthig sein von berufenen Schriftstellern, damit die Literaturgeschichten von bloßen Gelehrten in die äußerlichen Schranken verwiesen werden.

Meine literargeschichtliche Beschäftigung wurde übrigens eine Zeitlang unterbrochen durch ein politisches Ereigniß, welches selbst die gefangenen Demagogen verblüffte: der Erzbischof von Köln wurde durch die preußische Regierung verhaftet!

Solch ein College für uns! Und von dieser Regierung! Ja, der katholische Prälat hatte den einsamen Punkt getroffen, an welchem auch diese Regierung eine freiheitliche Erinnerung tief verborgen im geheimsten Inneren trug.

Friedrich Wilhelm III. war in Betreff der protestantischen Kirche — Verzeihung! so durfte man nicht sagen, das war bloße Verneinung, „evangelisch“ mußte es heißen — der nur auf Ruhe bedachte alte König war für die evangelische Kirche aufmerksamen Sinnes und sogar zum Handeln geneigt. Luther hatte seinen sächsischen Kurfürsten an die Spitze der neuen evangelischen Kirche gestellt, und das war für den König von Preußen ein historisches Recht, welches er streng in Anspruch nahm. Sonst allen Neuerungen abhold, und das sogenannte Constituiren ärgerlich zur Seite schiebend, hatte er doch die evangelische Kirche neu constituiren gewollt. Das lutherische und calvinische Glaubensbekenntniß hatte er vereinigen gewollt. Man nannte dies eben — wie schon erwähnt — „die Union“. In dieser lobenswerthen Richtung zeigte er einen stetigen Eifer. Es erhoben sich gegen die Union immer und immer wieder Schwierigkeiten, wie dies unvermeidlich

ist bei Glaubensangelegenheiten, denn da will jedes Individuum seine Gedanken und seine Grillen zur Geltung bringen, und die Herren Pastoren alle unter einen Hut bringen zu wollen, heißt die Sterne am Himmel zählen wollen. Das gab ein ununterbrochenes Gemurmel, und aus diesem murmelnden Gewirre heraus erhebt sich plötzlich laut und dreist die Stimme eines katholischen Prälaten. Der König hat mir nichts zu befehlen! ruft diese Stimme. Man traut seinen Ohren nicht. Es ist aber so: der katholische Prälat behauptet rundweg: der weltliche Landesherr habe in Dinge der Kirche gar nichts dreinzureden, sondern das sei lediglich Sache des Papstes, des heiligen Vaters in Rom.

Unerhört! Welch contrastirender Mißton, während in der evangelischen Kirche der Landesherr sogar Glaubensartikel anordnete. Da war eine Bewegung unerläßlich für den König: der also sprechende Prälat, wie hoch er auch stand als Erzbischof, wurde ins Gefängniß geführt.

Die Gedanken in Staat und Kirche haben eben ihre unvermeidlichen Consequenzen. Sogar der Ruhe befehlende Friedrich Wilhelm III. konnte einer Consequenz nicht entgehen, welche Handlung befahl und große Unruhe. Wundert man sich nun, daß einige dreißig Jahre später Wilhelm I. Bismarck gestattet, die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche nachdrücklich aufzunehmen?

So war's denn auch nicht zu verwundern, daß die im Gefängniß liegenden preußischen Demagogen mit einem Male die Fahne derselben Regierung ergriffen, welche sie ins Gefängniß geworfen. Aus allen Winkeln kamen Broschüren zum Vorschein gegen die römische Anmaßung. Gutzkow schrieb eine, und ich warf sogleich meine Literargeschichte zur Seite, und schrieb auch eine. Meist waren sie gegen den alten Fanatiker Görres gerichtet, welcher nach den Befreiungskriegen — man hatte sie vorgreifend Freiheitskriege genannt — ultradeutsch aufgetreten war mit großem Talente zündender Rede. Dadurch hatte er auch beim liberalen Publikum einen großen Stein im Brette, und die Ver=

wirrung war einen Augenblick pikant genug, als er jetzt ultrarömisch auftrat, ganz wie ein Kapuziner. „Athanasius" hieß seine Broschüre für die päpstliche Allmächtigkeit. „Görres und Athanasius" war meine Broschüre betitelt. Ich bemerkte zum ersten Male wieder, daß ich Theologie studirt hätte, und daß die Welt am Ende doch noch einen Ausweg finden könnte zur vernünftigen Freiheit.

Im inneren Verhältnisse zwischen uns sogenannten Demagogen und der preußischen Regierung wurde übrigens gar nichts geändert durch diese Vorgänge. Die Regierung ließ sich unsere Parteinahme gegen den gemeinschaftlichen Feind schweigend gefallen. Er wurde wie ein auswärtiger Feind angesehen, was er denn auch im Grunde war und ist, damals wie heute.

Aufgeregt durch diesen lauten Streit um Freiheit des Staates gegenüber der fremden Kirche, empfand ich den Verlust meiner persönlichen Freiheit von Tag zu Tage immer peinlicher. Meine Beschränkung war nicht groß, aber es war doch eine Beschränkung. Sei es ein Seidenfaden, welcher den Vogel festhält, er hält ihn doch fest. Es wurde mir doch immer wieder eingeschärft, daß ich nicht über den Park hinaus spaziren dürfe, und anderthalb Jahre sind doch achtzehn Monate, sind doch achtundsiebenzig Wochen, sind doch, oh! fünfhundertsechsundvierzig Tage! Und es fielen zwei Winter in diese anderthalb Jahre. Da war die Fürstin in Berlin, und wir saßen allein in den öden Räumen des alten Amthauses. Die Abende wurden so lang, wenn die Knaben schliefen. Meine Frau hatte mir einen dreijährigen aus ihrer ersten Ehe zugebracht, der jetzt im deutschen Reichstage bei der Fortschrittspartei unsere Erziehung bethätigt, und hatte mir einen in diesem Amthause geboren. Da flüchteten wir denn bisweilen zu den Hilfsmitteln, welche auf dem Lande und in kleinen Städten still angewendet werden gegen den träge rückenden Zeiger der Uhr: wir spielten Karten mit einem Muskauer Bürgersmann, und lernten Schach spielen.

Schach ist in der That ein Spiel aus dem Oriente, wo die Zeit keinen Werth hat, und l'hombre oder Whist hat auch sonst keinen Zweck als, wie man geistreich sagt, „die Zeit zu vertreiben". Vertreiben! Wie dankbar gegen den Schöpfer, wie dankbar für die Gaben, mit denen er uns ausgerüstet!

Ich hatte als Student alle Kartenspiele erlernt und geübt, auch dafür studirte man! Jetzt nahm ich endlich Abschied von diesem kostspieligen Zeitvertreib, und wie es scheint für immer, denn — denn endlich, endlich kam der Kalender an den letzten Tag des Jahres 1838, der Neujahrstag 1839 war der Tag der Freiheit, und mit Aufgang der Wintersonne fuhren wir von dannen. Ich hatte mir vier Postpferde dazu bestellt.

Wohin? In die weite Welt. Jedenfalls aus einem Staate hinaus, welcher die Demagogen erfunden hatte, und so sorgfältig bewahrte. Frankreich war damals die Zuflucht aller Ungeduldigen, Paris war das Lager der unzufriedenen Deutschen. Börne's „Briefe aus Paris" waren so lange die Kriegsrufe gewesen für uns alle, und Heine ließ seine prächtigen Feuerwerke von da aufsteigen. Börne war in dieser schlimmen Zeit gestorben, Heine aber lebte in Fülle der Gesundheit und des poetischen Witzes. Dahin, dahin, laß uns Verworfne flieh'n!

Der Sanct-Simonismus, welcher mich vor sieben Jahren gelockt hatte, war zwar verschwunden; es war keine neue Religion aus ihm entstanden. Seine Männer, Enfantin an der Spitze, hatten neue Bahnen realistischen Charakters eingeschlagen, und wir wußten damals noch nicht, daß im Realismus eine neue Phase der Entwickelung aufkeime. Die Freiheitsfrage hatte auch keine Lösung in Paris gefunden, welche der jungen Ueberschwenglichkeit genügt hätte: es herrschte ein Orleans mit gemäßigtem Constitutionalismus. Aber ich selbst war als eingesargter Jungdeutscher kein Jüngling verblieben, meine Ansprüche waren mannigfaltiger und dadurch mäßiger geworden, ich erwartete doch, hinreichende Nahrung im fremden Lande zu finden. Was weiter mit uns geschehen würde, wir wußten es nicht. Wir

sorgten auch nicht. Zunächst waren wir frei, und waren frisch genug, in fremdes Leben hinaus zu schreiten, und alles Mögliche zu hoffen.

Das letzte neue Buch, welches damals erschienen war, erheiterte mich unterwegs vortrefflich: es waren „Die Pickwickier“ von Dickens, der damals Boz geschrieben wurde. Es gibt also noch heitere Talente starker Kraft, rief ich, die Welt ist nicht versauert, wie's hinter uns aussah.

So ging's dahin, nachdem die Knaben in Pflege gegeben waren, durch die deutschen Reichsländer nach dem Rheine. Mein gutmüthiger Kerkermeister, der Polizeiinspector im Amthause, welcher die Politik summarisch verachtete, hatte mir einen Paß ausgestellt. Der brave dicke Mann fragte aus Grundsatz nicht, ob er das dürfte. „Wer viel fragt, kriegt viel Bericht“ war seine Parole, und so schrieb er denn tapfer in den Paß hinein „nach Dresden und Leipzig“. Just weil er die Politik verachtete, brauchte er ja nicht zu wissen, daß ich immer noch aus Sachsen verbannt war. Nur als ich noch den Zusatz wünschte „nach Paris“, da stutzte er doch. Das sei zu weit für ein bloßes Polizeiamt. Aber lächelnd setzte er hinzu „die Polizei weiß sich zu helfen“, und schrieb hinter „Dresden und Leipzig“ ein p. p. Triumphirend wies er mir dies p. p. und sprach: dies hilft bis nach Amerika.

Das war für damalige Zeit eine unglaubliche Kühnheit, und die Folge wird zeigen, daß damals keine Kühnheit ohne Ahndung blieb. Aber ich mußte froh sein, so viel zu haben. An höherer Stelle hätte ich wahrscheinlich gar keinen Reisepaß erhalten. Demagogen, auch wenn sie durch Gericht und Gefängniß absolvirt schienen, waren thatsächlich dadurch keineswegs absolvirt, und brauchten jedenfalls nicht auf Reisen zu gehen. Man mußte sie im Auge behalten.

Wir rasteten ein paar Wochen in Kissingen. Dieser Gesundbrunnen war damals im ersten Aufblühen. Ein erfindungsreicher Pächter Namens Bolzano betrieb die Propaganda des

jungen Kissinger Ruhmes in bewundernswerther und in verdienstlichster Weise, und König Ludwig, welcher Gelegenheiten suchte für monumentale Bauten, hatte so eben eine Kolonnade in der Nähe des Rakoczy errichtet. Es war hier nur von heiterer Zukunft die Rede, für uns ganz was Neues und Erquickendes. Dazu ein Arzt von großer Bildung, der mich aufklärte über Geist und Stimmung des Frankenlandes. Es sähe der preußischen wie baierischen Politik mißbilligend zu, ein Trost für Unsereinen, daß man nicht allein stehe und nicht fasele. Die Kundigen waren schon damals keinen Augenblick in Zweifel über den Werth oder Unwerth des Königs Ludwig. Seine künstlerischen Schöpfungen wurden dankbar anerkannt, seine politischen Thaten verurtheilt, trotz einzelner liberaler Velleitäten. Die Frohnfesten, in denen edle Männer wie Behr und Eisenstein schmachteten, galten für Zeichen eines harten absolutistischen Sinnes.

Dann ging's den Rhein hinab. Wir wollten über Holland und Belgien nach Frankreich, und unser p. p. hatte bis jetzt genügt. Zuletzt rasteten wir in Düsseldorf, um Immermann aufzusuchen. Bei Gelegenheit seines Romans „die Epigonen", welcher ihn zuerst an's große Publikum brachte, war ich mit ihm in Verbindung gekommen. Er gehörte, ein preußischer Justizbeamter, nicht eigentlich zur jungen literarischen Welt, aber er bildete einen Uebergang von uns zur gesetzteren Klasse. Er sollte der letzte Deutsche sein, welchem ich die Hand drücken wollte.

In einer Schwurgerichtssitzung fand ich ihn. Das war für mich ganz was Neues. Die preußischen Rheinprovinzen hatten im Rechtsleben Mancherlei aus dem Code Napoléon behalten aus der Zeit französischer Herrschaft, und galten für nicht gut preußisch. „Der Prüß" war ihnen ein fremdes, unsympathisches Wesen. Düsseldorf war davon ausgenommen, es war älter und besser preußisch. Schon durch seine Maler-Akademie war es in wärmerem Verkehre mit dem Osten. „Zu blau, zu blau!" hieß es zwar immer von den Düsseldorfer Bildern, aber sie bildeten doch damals in Berlin einen künstlerischen Mittelpunkt. Die

Namen Lessing, Bendemann und Hübner waren berühmte Namen. Von den Münchnern wußte und sah man zu jener Zeit in Berlin wenig oder gar nichts. Lessing galt für besonders interessant und poetisch. Bei aller Gemeinsamkeit unterschied er sich aber doch sehr von den Romanzen- und Balladen-Malern des damaligen Düsseldorf, welche so standhaft nach Dichtungen Bilder componirten. Er that das wol auch, aber er that es doch anders. Sein „trauerndes Königspaar“ nach Uhland und seine „Lenore“ nach Bürger hatten doch einen eignen Proceß in ihm durchgemacht, ehe sie Bilder geworden. Und vor Allem unterschied er sich durch seine Landschaften. Stille und Einsamkeit in der Natur aufsuchend, athmeten sie einen poetischen Zauber aus. Er hatte das poetische Publicum für sich. Und das große Publicum hatte er gewonnen durch seine Hussitenpredigt. Der schlesische Protestant wurde ersichtlich, und der ist auch lebendig geblieben in ihm. Die späteren Huß- und Lutherbilder haben seine Popularität aufrecht erhalten, und es ist auch charakteristisch, daß eine Bürgerstadt wie Frankfurt am Main diese protestantischen Bilder für sich, für ihr werthvolles Städel'sches Museum angekauft hat.

Ich meinte, den schlesischen Landsmann — er stammt aus reizloser schlesischer Gegend — aufsuchen und begrüßen zu dürfen, obwol man mir sagte, daß er nicht leicht Jemand empfange. Er liebe die Einsamkeit seiner Landschaften, und sei fast menschenscheu. Trotzdem gelang mir's, und ich fand einen ruhigen, allerdings ziemlich verschlossenen Mann, der von außen nichts wollte, und ganz in der Sammlung für seine Kunst lebte.

Immermann hatte mich im Gerichtssaale ähnlich angemuthet in seiner richterlichen Amtstracht. Er trug einen langen schwarzen Talar, und sah aus wie ein evangelischer Pastor. Sein Gesichtsausdruck war sehr ernst, fast trübe. Das wurde aber ganz anders, als er das schwarze Kleid ausgezogen. Es kam nun ein stattlicher, wohlgenährter und lebenslustiger Herr zum Vorschein, welcher lächelnd von den Freuden der Welt sprach, uns zur Tafel einlud nach einem benachbarten Städtchen,

wo eine erfahrene Gastwirthin den besten Rheinfisch auf das Schmackhafteste zu bereiten verstehe, und zu der er uns führen werde.

Das that er denn auch, und erzählte uns des Breiteren und sehr verständig von seiner Theaterleitung in Düsseldorf und vom Münchhausen, welchen er unter der Feder habe. Den werde er mir und Heine nach Paris schicken. Politik konnte nicht ausbleiben in unseren Gesprächen, und da zeigte sich denn wol, daß er sich ganz anders zu unserm Liberalismus verhielte als die uns im Stillen zustimmende öffentliche Meinung. Er war zwar Romantiker in literarischen Dingen, aber in bürgerlichen Dingen war er Jurist, war er preußischer Beamter, und that sich auf pragmatische Ausführung der freien Ideen viel zu Gute. Nicht mit Unrecht. Es war Alles reifer und beschränkender in ihm als in mir, und Manches hatte wol auch einen stark doctrinären Beigeschmack. Aber Alles trat sehr ernsthaft und nachdrücklich auf die Scene, und ich war meinerseits sehr geneigt, mich unterrichten und verbessern zu lassen. Der ganze Eindruck war für mich ein wohlthätiger. Sterbliche Menschen! Wer mir gesagt hätte, daß diesem kräftigen Manne nur noch wenige Jahre zugemessen wären in diesem Leben! Wie herzhaft schüttelte er mir die Hand beim Abschiede! und er trug mir viel Grüße auf an Heine.

Er war recht verschieden von Heine. Aber als junge Dichter, welche ihre ersten Producte in obscuren Zeitungen abdrucken ließen, hatten sie einander gelobt und vertheidigt, und waren so in literarische Freundschaft gerathen. Beide waren darin sehr treu, auch Heine war das. Und was noch wichtiger: sie hatten einen gemeinschaftlichen Feind gefunden, den auf klassische Schrift pochenden Grafen Platen von Hallermünde. Ein gemeinschaftlicher Feind ist ein Freundschaftsband. Ade! Wir stiegen auf's Schiff, und — haben ihn nie wiedergesehen. Er starb gar bald im schönsten Mannesalter.

Den Rhein hinab ging's auf breiter und tiefer Wasserfläche über die deutsche Grenze hinaus nach Holland. Der Rhein ist hier eine imposante Wassermasse. Um so empfindlicher war mir's, von den Schiffsleuten hören zu müssen, daß dies gar nicht mehr der Rhein wäre. Vielleicht zur Erleichterung für Zollverhandlungen hat man hier dem Hauptarme einen neuen Namen gegeben, und einem Seitenarme, welcher zu schlechter Seemündung führt, den Namen Rhein verliehen. Ob das einst die Holländer mit klarer Absicht gethan?

Jetzt kümmerten sich diese Holländer herzlich wenig um Deutschland. Es war nicht zu fürchten als deutscher Bund voll Demagogenhorden, welche die Kraft des Bundes untergraben sollten. Man hielt alle Aufmerksamkeit auf Belgien gerichtet, welches sich kürzlich vom Königreich der Niederlande losgerissen, und diesen Begriff vereinigter Niederlande zerrissen hatte. Das war eine Losreißung, welche nur den Franzosen und Ultramontanen zu Gute gekommen ist. Die braven Vlamingen, der Norden Belgiens, welche urdeutschen Stammes sind, und intime Beziehungen zu uns hegen, sind solchergestalt von uns abgeschnitten, und ins französische Sprachgebiet eingespannt worden. Die Holländer selbst aber sind uns dadurch ferner gerückt worden, weil sie schwächer geworden sind. Abzweigungen einer großen Nationalität fürchten immer Unterjochungen unter den großen Stamm, und fürchten sie doppelt, wenn ihre Wehrkraft geschwächt wird. Als vereinigte Niederlande waren sie weniger besorgt, und wären mit geringerem Mißtrauen in näheren Verkehr mit uns getreten, ein Vortheil für beide Theile. Nur für die Franzosen und den Papst wäre das kein Vortheil gewesen.

So sah man es damals bei uns nicht an. Man nahm in Deutschland überall Partei für Belgien, im Grunde gar für ein französisches Belgien. Einmal weil die Holländer uns immer geärgert hatten mit kleinlicher Kaufmannspolitik in der Rheinfrage, insbesondere aber, weil damals die Freiheitsfrage alle andern Fragen beherrschte. Da sollten zwei verschiedene Völker=

schaften, die holländische und die belgische nicht zusammengeschmiedet werden. Als ob die vlämische Bevölkerung in diesem Sinne nicht zu Holland gehört hätte! Der wallonisch-französische Theil Belgiens, lange nicht der dritte Theil des Königreichs der Niederlande, wurde also zur gesetzgebenden Majorität gestempelt. Alles im Namen der Freiheit und aus Haß gegen den Wiener Congreß, welcher das Königreich der Niederlande geschaffen.

Auch ich wußte damals den tiefen Zorn der Holländer nicht zu würdigen, ich steckte auch noch in den Schlingen der liberalen Stichworte. Wir verkennen die Holländer überhaupt leicht, indem wir nur von ihrem Phlegma sprechen, und nur ihr Phlegma sehen wollen. Sie sind nicht nur überaus eigensinnig, sie sind auch sehr leidenschaftlich. Nicht nur in ihrem Eigensinn, sondern in Allem was sie für ihr Recht und ihre Bestimmung erachten. Das sind alle kleinen Nationalitäten, welche Bruchstücke größerer sind. Mit den Dänen ist's eben so.

Leidenschaftlich? Die phlegmatischen Holländer? ruft man lachend. Ja wol. Die Holländer sind sehr feste Leute, und wo sie ihre Eigenart angegriffen fühlen sehr leidenschaftliche Leute. Ich habe damals in Amsterdam ein Trauerspiel aufführen sehen im Theater, und bin höchlichst erstaunt gewesen über das leidenschaftliche Feuer der Schauspieler und über die stürmische Theilnahme der Zuschauer. Erstaunt, ja geradezu verblüfft, da ich im Laufe des Abends oft gelacht hatte über die Sprache. Unsere edelsten Ausdrücke, deren deutscher Ursprung gar nicht zu verkennen war, klangen in der niederländischen Breite und Ausgerecktheit geradezu komisch für mich. Für das holländische Publicum natürlich nicht, und als ich bemerkte, wie echt und stark das Publicum den Sinn auffaßte und ihm huldigte, da stockte mein Lachen, und verschwand bald völlig.

Mit der holländischen Sprache ging's uns überhaupt wie in einem Vexirspiele: weil sie halbdeutsch klang meinten wir sie auch halb zu verstehen, und entdeckten endlich, daß wir sie gar nicht verstanden. Weiter drinnen im Lande verstand man auch sehr selten unser Deutsch.

Nach einigen Wochen kamen wir uns wie ausgewechselt vor. Die deutschen Sorgen waren zurückgedrängt, und ein neuer Inhalt blieb aus. Stadt auf Stadt hatten wir gesehen, eine wie die andere! Landschaft auf Landschaft, eine wie die andere mit Canal, Pappelallee, Wiese und Windmühle, Gemäldesammlung auf Gemäldesammlung, eine wie die andere! Wir stritten uns jeden Augenblick mit einander, wo wir dies, wo wir jenes gesehen oder erfahren, ob in Leyden oder in Harlem, oder in Utrecht, oder in Amsterdam — Alles hatte dieselbe Physiognomie, das Haus, die Stadt, die Gegend.

Nur der Haag sonderte sich uns ab, die Residenzstadt des Königs. Da ist es stiller, da ist ein Busch vor dem Thore mit Dammwild, da war die preußische Gesandtschaft, auf welcher unser Paß visirt werden mußte. Da gab's eine ängstliche Mahnung an die Heimat.

Der Gesandte, ein herber Graf, fand den Paß mit seinem p. p. unglaublich. Ach was unglaublich?! Lächerlich, frech fand er ihn. Dies gemeine p. p. sollte auch „nach Frankreich" bedeuten können?! Solch eine reglementswidrige Philologie sei noch gar nicht dagewesen! Wird nicht visirt. Inhaber zurückverweisen an den Heimatsort. Punctum.

Mit diesem vernichtenden Bescheide ging der geradezu beleidigte Graf von dannen, mich im Fortgehen von oben bis unten messend.

Da stand ich wie das Milchmädchen, dem der Topf zerschlagen worden. In dem Topfe hatte das ersehnte Frankreich gesteckt mit all seiner freien Herrlichkeit. Da stand ich, der süßen, ewig polizeilichen Heimat gedenkend, welche ich leichtsinnig ein paar Wochen vergessen hatte. „Kann man das Vaterland an den Fußsohlen mit sich nehmen?!" hat Danton ausgerufen. In mir rief es: Ja! im Passe kann man es mitnehmen.

Ich stand unbeweglich, mit gläsernem Auge den Secretär anschauend und nicht sehend; denn ich erwog blos, ob und wie ich

auch ohne Visum durch Belgien nach Frankreich kommen könnte. Unter den damaligen Verhältnissen kaum möglich.

Der Secretär war jung; das hatte ich nicht bemerkt in meiner Bestürzung. Er fragte mich endlich nach einem neuen Buche, welches in Leipzig erschienen wäre. Ich verstand ihn gar nicht. Dabei streckte er seinen Arm aus nach dem Passe, welchen ich in der Hand hielt. Ich wollte ihn nicht fahren lassen, denn am Ende war's doch ein Paß und einer mit p. p. Der junge Secretär lächelte aber, nickte mit dem Kopfe, und sagte halblaut: „es wird schon gehen!“ — Kurz, er visirte ihn rundweg, gab mir ihn wieder, und wünschte mir glückliche Reise.

Ich war dem jungen Deutschland in Holland begegnet. Das Tzschoppe'sche Regiment hatte gar keinen Boden in der neuen Generation.

Nun ging's nach Belgien. Ein breiter, öder Strich Haideland trennt die beiden Staaten Holland und Belgien. Man fragt sich, ob die Natur die Trennung dieser beiden Staaten vorhergesehen und dazu die Haide hergelegt habe? Oder hat man sie zur Grenze gemacht, weil sie einmal da war?

Nun kommen wieder Städte auf Städte in so großer Anzahl, und in so kurzen Zwischenräumen immer wieder große Städte, eine neue Auflage Hollands. Die Leute hier an der Nordsee haben sich offenbar auf's angrenzende Meer verlassen. Von da würden alle Nahrungsmittel zugeführt werden, und man brauchte deshalb weniger Ackerland, man brauchte nur Geld und Schiffe. Und was für Städte hier in Belgien! Alle mit zahlreichen historischen Erinnerungen, mit großen Bildwerken — unter ihnen in der Kirche zu Antwerpen die Kreuzesabnahme von Rubens — und mit großen Baudenkmälern, namentlich in Stadthäusern. Man wird wiederum überhäuft mit einer gewissen Gleichförmigkeit wie in Holland. Nur sind hier die Gegenstände noch stattlicher. Dem deutschen Besitze ist das Alles entwendet worden bis auf die Namen. Wir kennen Antwerpen, Mecheln, Gent, Brügge, Löwen, Lüttich; an Ort und Stelle

sagt man aber Anvers, Malines, Gand, Bruge, Louvain, Liège. Ja, auch das uns so nahe liegende Lüttich wird nur Liège genannt. Und doch hat wie in Aachen der Stifter des deutschen Reiches Carl der Große auch in Lüttich gern residirt. Ja so! Die Franzosen nennen ja auch Charle magne als ihren Stifter. So viel historische Erinnerung gibt's hier wie historische Verwirrung. Julius Cäsar war schon hier, und nennt zuerst den belgischen Stamm, von da hat man jetzt mit Stolz den Namen geholt. Diese Länder hier haben große Anfänge gesehen, große Uebergänge und ersichtlich auch große Wechsel der Bevölkerungen. Was sind für die jetzige Politik Orte wie Lüttich, Trier und die südlich und westlich davon liegenden Landschaften! Einst waren sie Ausgangspunkte großer Reiche. Jetzt sind's Wallonen-Bezirke. Wallonen, die wir nur aus Schiller's Wallenstein kennen, wo sie rauhe Soldaten-Contingente bilden. Auch Tilly war ein Wallone. Und in Wien sind noch Wallonen-Familien übrig aus der Zeit, da die habsburgischen Kaiser auch in Brüssel herrschten. Diese Wallonen sprechen eine Sprache, welche uns anmuthete wie das Holländische. Will sagen: Wallonisch klingt gerade so französisch wie das Holländische deutsch klingt. Man versteht mit seinem Deutsch den Holländer nicht, und man versteht mit seinem Französisch den Wallonen nicht.

Eine rechte Sammlung all dieser anheimelnden und doch fremdartigen Eindrücke ist die Hauptstadt Brüssel. Ich mußte mich immer besinnen: wo bist du denn eigentlich? Ist es die erste größere französische Stadt? So scheint es, wenn man ins Theater kommt, oder in den Gerichtssaal. Es gab gerade einen großen politischen Proceß, zu welchem ich natürlich eilte. Solch öffentliches Widerspiel zu den geheimen Processen Tzschoppe's und Dambach's war ja für mich eine erwünschte Speise. Nun, da meinte ich eben mitten in Frankreich zu sein. Kam ich aber aus dem Gerichtshause und wandelte ich durch die untere Stadt aufwärts in mein Hotel, welches in der oberen Stadt lag, da paßte das Volkswesen, aus belgischer Mannigfaltigkeit zusammengesetzt,

wieder gar nicht zum Franzosenthume. In der obern Stadt wieder, die neu und regelmäßig gebaut, still und vornehm ist, war's ganz anders als unten. Die zahlreichen Schildwachen vor den officiellen Gebäuden, welche ich französisch um den Weg fragte, antworteten mir immer „tout droit“! Es klang, als ob sie damit ihr französisches Lexikon erschöpft hätten.

Was Cäsar „Belgien“ nennt, das war ein fester einiger Stamm. Wie viel oder wie wenig mag davon übrig geblieben sein unter dem Zudrange der Germanen, welche schon zu Cäsars Zeit überall, und besonders hier nach Westen hinüberdrängten? Jedenfalls wußte ich hier in meinem Hôtel des Flandres immer nicht recht, wo ich mich historisch und politisch befände, und ich glaube heute, fünfunddreißig Jahre später, immer noch nicht, daß diese zersplitterten, buntfarbigen Niederlande ihre dauernde Staatsform gefunden haben. Die Priesterherrschaft, welche sich in Belgien übermässig ausgebildet hat, wird wol über Kurz oder Lang den Anlaß bieten zu neuer Bildung und Gestaltung.

Wir machten natürlich eine Partie nach dem Schlachtfelde von Waterloo, wie die Franzosen und Engländer es nennen. Wir in Preußen nannten es Belleallianee von dem Pachthofe, bei welchem sich Blücher und Wellington begegneten. Ein so bezeichnender Name für den Moment, welcher über eine Weltherrschaft entschied! Durch die glücklich gelungene Vereinigung zweier einzeln geschlagener Kriegsheere wird der Kriegsfürst jener Zeit besiegt und vernichtet. Besiegt durch Blüchers rechtzeitiges Eintreffen. Dieses Mecklenburgers ganze Energie war nöthig, mit seiner bei Ligny geworfenen Armee herbeizueilen, und noch rechtzeitig anzukommen, um die erschöpften Engländer zu erretten. Belle alliance! Und nicht einmal diesen glücklichen Namen der Schlacht haben wir wenigstens in Deutschland durchgesetzt, weil auch unsere deutschen Schriftsteller vorherrschend zum Namen Waterloo übergehen.

Von den Gegensätzen aus jenem Kriege war jetzt, 1839, nichts mehr zu spüren in Belgien. Ludwig Philipp hatte eine französische Armee in Bewegung gesetzt, um diese südlichen Niederlande gegen die nördlichen zu beschützen, was nach den belgischen Niederlagen bei Hasselt und Löwen sehr nöthig war, und es war sogar sein Sohn Némours zum Könige der Belgier vorgeschlagen worden, kurz, es beherrschte jetzt eine große französische Partei das mannigfaltig zusammengeschweißte neue, kleine Königreich. Wie bis zum Rhein gegen uns, so wollte und sollte Frankreich bis an den öden Grenzstrich im Norden Belgiens seine Herrschaft ausdehnen. Das war so Zeitgeist in damaliger Zeit. Lediglich weil Frankreich eine neue Freiheit besaß oder besäße, Deutschland aber nur den Bundestag und Herrn von Tzschoppe. Und das hat sich seitdem in Wahrheit nur darum zu unserm deutschen Vortheil geändert, weil die damals hart bestraften Gedanken der Demagogen Dauer und Weiterbildung gefunden haben in den deutschen Köpfen und Gemüthern. Die Wege des Schicksals sind eben die Wege des Geistes, nicht die Wege der Polizei.

Auch das reisende Demagogen-Paar, meine Frau und ich, sah damals nicht so weit, sondern war im Franzosenthume befangen. Nach Paris! riefen wir, fort aus der bloßen Vorstadt von Paris!

Nur ein Brief war noch abzugeben, ein geheimnißvoller. Er war auf der Reise meiner Frau aufgedrängt worden, und sollte an den polnischen Flüchtling Skrynecki abgegeben werden, den Generalissimus der polnischen Revolutionsarmee bis zur Schlacht bei Ostrolenka. Er wohnte jetzt in Brüssel, in der stillen oberen Stadt, wie wir vorsichtig erkundet hatten, und war kürzlich wieder von politischer Bedeutung geworden. In dem Hin und Her zwischen Belgien und Holland, welches die Conferenz der Großmächte in London zu beschwichtigen und auszugleichen trachtete, war neuerdings ein Ausbruch des Krieges nahe gewesen zwischen Belgien und Holland, und für diesen

Krieg hatte die belgische Regierung den General Skrzynecki zum Generalissimus der belgischen Armee erwählt. Dagegen, und ganz besonders gegen diese Wahl eines polnischen Feldherrn, hatte die Londoner Conferenz energisch protestirt. Belgien hatte nachgeben und auch seinen erwählten Feldherrn aufgeben müssen. Er weilte aber noch in Brüssel.

Bei einbrechender Dunkelheit gingen wir in seine Wohnung, welche da oben am großen Platze gelegen war. Wir fanden ihn nicht zu Hause. Persönlich aber sollte der Brief abgegeben werden. Unschlüssig verließen wir das Haus. Alles was mit politischen Personen zusammenhing erschien damals gefährlich und wurde ins Geheimniß eingehüllt. Am Ende stand in dem Briefe, daß Skrzynecki doch commandiren, und — was wußten wir! Warten wollten wir jedenfalls, denn es sollte unser letzter Abend in Brüssel sein, und der Diener hatte gesagt, sein Herr werde bald kommen. Da hallten Schritte über den menschenleeren Platz, ein langer Mann kam näher — das ist er! flüsterte ich. In Karlsbad hatte ich ihn 1832 gesehen. Wir redeten ihn an. Als wir das Wort „Brief" ausgesprochen, winkte er mit der Hand zum Stillschweigen, und führte uns ins Haus.

Sein gehaltenes, vornehmes Wesen, das ich Wochen lang in Karlsbad täglich beobachtet, paßte ganz zu der Atmossphäre, welche 1839 noch so dick und schwer war, daß man überall vor Verdächtigung und Polizei zitterte. Er trug den Kopf ein wenig nach vorn geneigt, als wollte er recht vorsichtig hören und sprach mit nicht gar lauter, wohlthuender Stimme, ein blanker Gegensatz zu dem strammen älteren Chlopicki, welcher in Karlsbad neben ihm frei und unbefangen einherging. Auch galt Skrzynecki schon zur Kriegszeit in Polen für fromm, und achselzuckend erzählten sich die dreisteren Officiere, daß er von den französischen Blättern vorzugsweise den „Avenir" läse, das geistlich raisonnirende Blatt des Abbé Lamennais. Geistlich! während sie die feurigen Reden des Generals Lamarque und des Advocaten Mauguin aufsuchten in den französischen Zeitungen. Geistlich und fromm!

Das paßte zum clericalen Belgien. Deshalb mochte man ihn hier gewählt haben. Dachte ich nicht auch daran, als ich ihn jetzt wieder in so ergebener Haltung vor mir sah? Nein. Es war damals durchaus nicht bekannt, daß die Pfaffen allmächtige Führer in Belgien wären. Auch ich wußte nichts davon. Die kirchliche Theilnahme an dem System der vor neun Jahren gestürzten älteren Bourbonen war ziemlich vergessen, und von den unterirdischen clericalen Gewässern in Belgien mochten nur die Eingeweihten wissen. Skrzynecki wußte sicher davon. Er war übrigens im Zimmer mit seinem angenehmen Antlitze, seinen treuherzigen Augen und seinem sanft verbindlichen Wesen derselbe sinnige, fast tiefsinnige Mann, wie ich ihn früher kennen gelernt. Die Unterhaltung mit uns beschränkte sich auf höfliche Redensarten; der Brief blieb unbesprochen.

Nach Paris! wiederholten wir, als wir ihn verlassen hatten, und am andern Morgen ging's mit dem großen Postwagen hinab in die Ebenen des alten Artois, durch reizloses Land, Tag und Nacht dahin, bis bei Tagesanbruch der Conducteur rief: Voilà le Panthéon! — Der dicke Thurm des Pantheon, der Kirche Géneviève stieg am Horizonte auf, Paris lag vor uns, das damalige Mekka der gläubigen Liberalen.

32.

Ich kann nicht sagen, daß mich etwas in Paris überrascht hätte. Alles Dortige war fortwährend in Deutschland so gepriesen worden, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn ich irgend etwas noch herrlicher gefunden hätte.

Im Gegentheile: ich fand vieles geringer. Vor allen Dingen fand ich die Schilderungen französischer Romanschreiber in ihren Pariser Romanen arg übertrieben. Sie verfügen über ein

luxuriöses Material an Wohnungen, Wagen, Dienern und vielen äußerlichen Dingen, welche mir sämmtlich hier in der Wirklichkeit dürftiger vorkamen. Die Wohnungen zum Beispiele enttäuschen arg. Der Pariser muß sich durchschnittlich in kleinen Räumen einrichten. Er thut das geschickt, aber von breitem Comfort nach unsern Begriffen ist da wenig oder nichts zu finden. Die Romanschreiber sehen da Alles durch ein Vergrößerungsglas.

Dazu kam, daß mich die Sprache sehr im Stiche ließ. Wenn man sie nicht von Jugend auf praktisch gelernt hat, das heißt, wenn man nicht von Jugend auf ins Sprechen der fremden Sprache eingeführt worden ist, dann wird man die Hemmnisse des theoretisch Erlernten nie wieder los, und ihr Gebrauch bleibt immer eine Anstrengung. Ich hatte sie schulmäßig gelernt, will sagen auf dem Wege der Grammatik. Auf dem Gymnasium wurde sie gar nicht gelehrt, ich hatte also Privatunterricht genommen. Auf der Universität dachte kein Mensch ans Französischsprechen, wir waren als Burschenschafter ja principiell deutsch und insbesondere antifranzösisch. Lateinisch sprechen konnten wir geläufig, aber eine moderne fremde Sprache kam nie in Rede. Erst in der Hauslehrerzeit kam für mich das Französische wieder an die Reihe. In Wahrheit lernte ich da von meinen Schülern und Schülerinnen, wenigstens was den Wortschatz betraf. Ich erinnere an den coq d'Inde, den „indischen Hahn", welcher sich als „Truthahn" entpuppte. Ich konnte mein Ansehen nur behaupten in der Grammatik, und die Bonnen und Gouvernanten waren mir unschätzbare Kunden. Mit ihnen mußte man französisch sprechen, es mochte gehen wie es wollte. Es ging auch darnach, aber am Ende ging es. Worte wie „l'homme" brachten nur zuweilen bedenkliche Mißverständnisse zu Wege. Für mich war l'homme „der Mensch", für die Gouvernante bedeutete er „der Mann", und da hörte sie oft Liebeserklärungen, wo ich philosophische Betrachtungen entwickelt zu haben glaubte. — Stete französische Lectüre dazu, Umgang mit Polen, welche nicht Deutsch konnten, häufiges Vorlesen hatten mich denn

allmälig so weit gebracht, daß ich meinte, unter Franzosen bestehen zu können. Ich bestand aber nicht. Die Schildwacht in Brüssel schon bewies mir das mit ihrem „tout droit“, als ich sie nach dem Wege fragte. Auf den ersten Eindruck bedeutete mir tout droit „ganz rechts“, und dann erst erinnerte ich mich, daß es „geradeaus“ heiße. Wenn man aber beispielsweise im Theater sitzt, und sich immer erst erinnern muß an die gebräuchlichen Bedeutungen, da wird das ein heilloser Zustand. Der Schauspieler da oben auf der Scene wartet nicht, sondern spricht weiter, und nach der ersten Vorstellung muß man sich ärgerlich eingestehen, daß man das Stück kaum in seinen Umrissen verstanden habe. Erst nach Wochen, ja erst nach Monaten wird es licht in unserm Verständnisse.

So ging es mir in Paris während der ersten Wochen, und das allein schon dämpfte meinen Enthusiasmus. Ich mußte mich entschließen, auch mit meiner Frau französisch zu sprechen, denn nichts hält den Fortschritt in fremder Sprache so auf, als wenn man dazwischen die Muttersprache braucht. Wer eine Krücke haben kann, der lernt nicht laufen. Erst als ich allein weite Touren ins Land hinein, namentlich eine längere nach der Normandie gemacht, kam ich mit so gelöster französischer Zunge nach Paris zurück, daß meine Frau vor mir erschrak.

Um diese Zeit schon kam ich aber auf den Gedanken, und nach einem halben Jahre kam ich zu der klaren Einsicht, daß mir das fließende Französischsprechen gefährlich würde. Die Lecture neuer Schriften von Heine bestätigte mir diese Einsicht. Man wird unsicher über kleine Wendungen der Muttersprache, man vermischt französische und deutsche Wendungen. Heine's Schriften aus Paris strotzen davon. Das ist doch am Ende für einen deutschen Schriftsteller ein gefährlicher Uebelstand. Seine Macht, wenn er eine besitzt, ruht doch in der Sicherheit, welche er dem Leser einflößt, daß er die echte heimatliche Seele ausathme in jeder Kleinigkeit der Rede. Ueberrascht er mit fremden Wendungen — nicht mit Ausdrücken, die verzeiht man — welche der

Muttersprache widerstreben, dann verliert er das Zutrauen. Verlieren schon Uebersetzungen die Hälfte der Originalmacht, weil man die innere Steife der Uebertragung merkt, so verliert der Original-Schriftsteller noch mehr, wenn er „mantscht". Dies von Tieck eingeführte Wort ist das bezeichnende. Ein solcher „Mantscher" erscheint wie ein Renegat, der seinen Glauben abgeschworen, und dem man deswegen auch keinen Glauben mehr schenkt.

Ich blieb also auf der Hut vor fließendem Französisch, und meine Frau hat mich oft lachend versichert, daß mir das gelungen sei.

Heine war verreist. Weitere Anknüpfung suchte ich nicht gleich, ich wollte mich allein und selbstständig orientiren, ich wollte keine Uebersetzung lesen. Bald merkte ich indeß, daß ein bloßes Anschauen der Merkwürdigkeiten mich ermüdete, weil es mir nicht genügte. Dies ewige Anschauen und Aufnehmen ist für Menschen, die nicht selber sprechen, die nicht aus sich selber sprechen wollen, es ist aber nicht für einen Menschen, der etwas Eigenes hervorbringen will. Ich fing an zu addiren. Das heißt ich suchte zusammenzurechnen was Notre-Dame, Louvre, Hôtel de Ville, Place de la Concorde, la Sainte-Chapelle und so weiter für eine Summe ausmachten, und warum? Auf die Rechnung folgte der Reim: ich suchte zusammen zu reimen, ich suchte Geschichte aufzubauen. Geschichte hat für mich einen großen Reiz, und ich empfand sofort das Bedürfniß, die französische Geschichte gründlich kennen zu lernen, an Ort und Stelle kennen zu lernen, und zu dem Ende — —

Da kam eine dramatische Unterbrechung, ein politischer Proceß auf Leben und Tod. Barbès und Consorten — Blanqui und Martin Bernard in erster Linie — hatten einen Sturz des Juli-Königthums versucht, um die Republik einzuführen. Der Aufstand war niedergeschlagen, die Führer waren verhaftet worden, und standen jetzt, oder richtiger saßen jetzt vor dem Gerichte des Pairshofes. Man erwartete Todesurtheile und auch

Vollziehung dieser Todesurtheile. Da wollte ich zuschauen. Drüben am linken Seine-Ufer, im Palais Luxemburg, wurde der Proceß öffentlich verhandelt, und es hatte keine Schwierigkeit, als Zuschauer eingelassen zu werden, der Zudrang war gering, ein Zeichen, daß die Saison noch nicht gekommen war für republikanische Aufstände. Das Juli-Königthum galt für ganz fest. Die Herrschaften in Frankreich haben einen Miethtermin für ihre Herrlichkeit. Der dauert eine gewisse Anzahl von Jahren. Fünfzehn bis zwanzig im Durchschnitt. Jetzt nach neun Jahren dachte man noch nicht ernstlich an die Kündigung der Juli-Monarchie.

Das konnte man auch den Pairs ansehen, welche hier in einem kleinen Saale des Luxemburg-Palastes als Richter saßen. Aeltere Herren sind sonst leicht ängstlich über die Sicherheit ihrer Existenz, diese Pairs hier aber, alle in gestickter Uniform, sahen recht ruhig aus, sogar gleichgiltig, ja wol gar gelangweilt. Mancher las sein Journal, und blickte nur zuweilen auf, wenn der Präsident Pasquier einmal scharf sprach, oder wenn ein Angeklagter ungewöhnlich laut wurde. Die Angeklagten saßen erhöht, in einer breiten Nische, an ihrer Spitze links Barbès, ein bildschöner junger Mann mit dunklem Vollbarte. Er war ein Südfranzose, von der spanischen Grenze her, und ich dachte an Barbaroux aus der ersten Revolution. Er vertheidigte sich eigentlich nicht, er klagte an. Die bestehende Regierung sei illegitim, die Republik sei legitim. Präsident Pasquier, ein kleiner hagerer Mann, in wunderlicher Amtstracht, mit farbigem Mäntelchen und mit einer aufgestülpten Haartour, welche sich leicht verschob, fuhr bei solchen Aeußerungen schwertscharf dazwischen mit schneidenden Worten. Keiner machte auf den Gegner irgend einen Eindruck, Barbès nicht auf Pasquier, Pasquier nicht auf Barbès. Nur wenn auf die Ermordung eines Lieutenants die Rede kam, da erhitzte sich Barbès, welchem persönlich diese Ermordung schuldgegeben wurde. Barbès war ersichtlich ein zweifelloser Fanatiker, und der alte Pasquier war ersichtlich eben so

außer Zweifel, daß er sammt der ganzen Pairskammer guillotinirt würde, wenn solche Republikaner einen Fußbreit Leben behielten.

Neben Barbès saß ein schmächtiges, blasses, blondbraunes Menschenkind — ich weiß nicht mehr, ob es Blanqui oder Martin Bernard war, der Name Martin ist mir im Gedächtnisse haften geblieben — das unterschied sich gründlich von Barbès. Barbès war der herzliche Fanatismus, Martin der raffinirte. Er lächelte eigentlich zu diesem Gericht um Leben und Tod, und sprach nachlässig, so wie er aussah. Nur so beiläufig sprach er und antwortete er, weil dies hergebracht sei vor Gericht. Es verstünde sich von selbst, hörte man aus den Reden heraus, daß die Republik die einzig gesetzliche und richtige Staatsform, und der Pairsplunder da unten im Saale ein usurpirter Kram sei, welchen man gelegentlich in die Seine hinab kehren müsse mit einem ordinären Besen. Wozu ihn diese erschwindelte Pairsgesellschaft verurtheilen werde, das schien ihm äußerst gleichgiltig zu sein. Dieser saloppe junge Mensch gehörte zu den Verschwörern von Profession, wie sie Frankreich seit den Julitagen bis zum Kaiserreich in ziemlicher Anzahl besessen. Sie werden deportirt, und kommen wieder, um ins Gefängniß zu wandern. Sie haben nur auf kürzeste Zeit eine Privatwohnung.

Barbès wurde zum Tode verurtheilt, und es hieß: er weigere sich, ein Gnadengesuch zu stellen. Nun schien es doch in Paris einigen Eindruck zu machen, daß am nächsten Morgen eine politische Hinrichtung stattfinden sollte. Sie paßte nicht in die Stimmung der Zeit. Aber die Minister, sagte man des Abends, verlangten sie, und der König werde ihnen nachgeben. Am andern Morgen erfuhr man, daß Verwandte des Barbès doch in der Nacht ein Gnadengesuch in die Tuilerien gebracht, und daß der Kronprinz, der Herzog von Orleans und dessen Frau, die mecklenburgische Prinzessin Helene, es dringend befürwortet hätten. Der König habe es bewilligt, und Barbès sei zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt. Als dies früh Morgens

statt des Befehls sich für die Guillotine anzukleiden Barbès verkündet worden, da habe er mit tiefem Athemzuge gesagt: C'était une rude leçon.

Die Februar-Revolution 1848 hat ihn befreit. Aber im Mai 1848 war er schon wieder thätig in dem Aufstande gegen die republikanische National-Versammlung, und die Deportation wurde sein Loos.

Welche Gedanken mußte dieser Barbès'sche Proceß einem deutschen Burschenschafter erwecken! Hier in Paris ein blutiger Aufstand und Begnadigung, daheim aber für manchen Cameraden, welcher nur poetische Träume gehegt für ein deutsches Reich, lebenslängliche Gefangenschaft ohne Gnade.

Louis Philipp war 1839 auf der Höhe seiner Stellung. Die Sorge um Popularität mit dem Regenschirme in der Hand war vorüber, er war König, und war es mehr, als die constitutionellen Führer wollten, weil er ein überlegener Kopf war, welcher die constitutionellen Formen mit Gewandtheit handhabte. „Der König herrscht, aber regiert nicht!“ wurde ihm zugerufen, und er lächelte dazu. Ein erfahrungsreiches Leben, ein geübter Verstand machte es ihm möglich, wie es dem Höchstgestellten unter jeder Staatsform möglich ist, überall die Entscheidung herbeizuführen und zu treffen. Mit feiner Menschenkenntniß wählte er dazu seine Minister. Er hatte sich eine Auswahl derselben zurechtgelegt für das verschiedenartige Wetter: der brave Banquier Lafitte war nur brauchbar gewesen bei den heißen Juliwinden, welche Popularität erforderten bis in den abkühlenden Winter hinein; der zweite strengere Banquier Casimir Périer für strenge kalte Tage, welche Vorrath an wärmenden Monarchiegesetzen anhäufen müssen; dann wurde für milde Zeit der noble Gentleman Molé erwählt; und als wieder Regenzeit kam und man sich gründlicher schützen mußte in den Tuilerien, da kam der Professor, der starr dogmatische Protestant Guizot an die Reihe mit den steinernen Zügen und dem felsenfesten Glauben an sich und seine Weisheitsdoctrin. Erst als solch Ministerium

drohendes Wetter veranlaßte, fand der König die erleichternde Abwechslung nöthig mit dem kleinen behenden Manne, welcher Thiers heißt, und welcher erfinderisch ist, neue Hoffnungen in den Franzosen aufzuwecken. Der König liebte diesen kleinen Mann, den Geschichtsschreiber der großen Revolution, gar nicht, und dieser stets auf neue Thaten bedachte Thiers liebte auch den König nicht, wie das zu gehen pflegt, wenn zwei starke Fähigkeiten neben einander gehen sollen und doch nach verschiedenen Zielen hin trachten wollen. Es war ein immerwährendes Duell zwischen ihnen, und zwar ein sehr ernsthaftes. Ludwig Philipp hatte die Königsmacht voraus, und somit den Sieg in der Hand. So warf er ihn bei Seite, nachdem Thiers im nächsten Jahre — 1840 — durch kriegerische Fanfaren gegen Deutschland die Stimmung in Frankreich wieder belebt hatte für das Haus Orleans. Der Kleine hat seine Schuldigkeit gethan, der Kleine kann gehen. Thiers knirschte über diese Ungleichheit der Waffen dergestalt, daß er sich immer nach solchem Sturze hinreißen ließ zu den rücksichtslosesten Aeußerungen über den König. Ich habe dies später selbst einmal angehört, als ich einmal die Ehre hatte, bei Thiers zu speisen, und an der Tafel neben ihm zu sitzen. An einen unbedeutenden Fremden, wie ich einer war, richtete er, die Suppe schlürfend, die schlimmsten Bezeichnungen des Königs, Falschheit und Treulosigkeit in erster Linie.

Daß sich Ludwig Philipp 1848 einmal im Wetter irrte, und Guizot behielt, wo Thiers nöthig gewesen wäre, das brachte ihn um den Thron. Er war alt geworden und eigensinnig, und bei Ausbruch des Kampfes unentschlossen. General Bugeaud machte ihm die richtigen militärischen Vorschläge — er zögerte. Das ist in Frankreich, wo man Abwechslung braucht, immer entscheidend. Ein Gelingen beim Beginn einer Unternehmung bringt sogleich Vergrößerung, bringt die Vergrößerung lawinenartig.

Seine Regierung war die glücklichste und fruchtbarste, welche Frankreich besessen. Alles, Literatur, Kunst, Handel und

Industrie blühte damals und war in fortschreitender Bewegung. Der König war 1839 wol nicht mehr absonderlich populär, und die Caricaturen, welche später seinen Kopf als Birne darstellten — Philippon erfand die Birne — wurden nicht als respectwidrig abgelehnt, aber er war auch nicht unpopulär. Ich sah ihn zum ersten Male im Tuilerienhofe, wo er eine kleine Revue abhielt. Er ritt im Schulgalopp an der Front entlang, und grüßte dankend den mäßig zahlreichen Hochrufen der Zuschauer. Ein ziemlich großer fleischiger Körper, ein Kopf mit starken Formen, ganz ein Bourbonenkopf. Er brachte Einem ins Gedächtniß, daß die Orleans ja doch auch Bourbonen sind. Störend war mir das lichtbraune Haar, welchem man ansah, daß es eine Perücke war. Er grüßte nicht militärisch wie bei uns, sondern als Bürgerkönig mit Hutabnehmen, und ich hatte dabei immer Sorge um die Perücke. Der Gesichtsausdruck hatte für mich nichts Vertrauen Erweckendes, denn diese Freundlichkeit, wol in langer Erziehung eingeübt, erschien mir gemacht. Wie lange hat auch dieser Mann an sich erziehen müssen! Im herben Exile mußte er seinen Lebensunterhalt erwerben, und nach der Rückkehr der Bourbonen 1815 mußte er, neben dem Louvre im Palais Royal wohnend, fünfzehn Jahre warten und vorbereiten, bis die fallende Krone des Vetter Charles rasch aufgefangen werden konnte. Das kostet Uebung im Gesichtsausdrucke. Rasch mußte die Krone aufgefangen werden und nicht ohne demüthigende Bücklinge vor der Volksmasse. Diese schmeichelnden Bücklinge und das feixende Lächeln, welches sie begleitete, sind ihm nie vergessen worden. Man sah sie ihm auch jetzt noch an. Das ist ein Kaufpreis wie ein anderer! Ja doch, aber es gibt höhere Kaufpreise, welche doch günstiger für den Charakter sprechen, und diese Bemerkung ist Ludwig Philipp bei ruhigen Beobachtern, nicht blos bei Gegnern nie erspart worden. Seinem Ahnherrn Heinrich IV. muß die Bonhomie ehrlicher zu Gesicht gestanden sein. Er hatte noch mehr zu leisten als Bücklinge, da er ausrief „Paris ist eine Messe werth“, aber er leistete es mit besserem

Erfolge. Vielleicht, ja wahrscheinlich ist Ludwig Philipp eben so klug gewesen als der verschmitzte Bearner, aber er war weniger „ingénu“. Der Bearner hatte bei seiner Klugheit ein freieres Naturell, und dies gibt den Ausschlag, wenn es sich um dauernde Popularität handelt.

Ueber die Klugheit Ludwig Philipps wurde 1839 viel gestritten und geforscht. Sehr viele wollten sie mehr oder minder seiner Schwester Adelaide zuschreiben. Sie sei ihm überlegen, sie berathe ihn, und er folge stets ihrem Rathe. Bemerkenswerth bleibt es, daß nach ihrem Tode viele Schritte des Königs unweiser erschienen.

Das Familienleben dieser Orleans war übrigens an sich bemerkenswerth. Für Unsereinen wenigstens, und es war mir auffallend, daß außer dem passiven Kleinbürger die Pariser so wenig daraus machten, obwol sie ganz gut wußten, wie patriarchalisch es da oben in den Tuilerien herging mit einer so großen Anzahl von Söhnen und Töchtern, welche alle höchst sorgfältig erzogen wurden, und unter denen so begabte Menschen waren. Eine Tochter, die Bildhauerin, war ein schönes Kunsttalent; der Kronprinz war ein schöner junger Mann, dessen ruhige Fassung, dessen edles Wesen das Allerbeste versprach. Ich hab ihn im Spätherbst 1839 einmal in der Nähe gesehen und ihn beobachten können, und ich muß sagen: er hat mir den günstigsten Eindruck eines Prinzen gemacht, den ich je erfahren. Daß er so hundsföttisch zu Grunde gehen und aus dem durchgehenden Wagen springend sein Leben verlieren mußte, das war wol das größte Unglück, welches die Familie Orleans, vielleicht auch Frankreich treffen konnte. Wenn er 1848 dagewesen wäre, die Katastrophe hätte wol nicht stattgefunden, oder doch eine andere Wendung genommen, denn alle Welt traute ihm Gutes zu. — Daß Némours, sein nächster Bruder, legitimistisch gesinnt wurde und seinen Vater als einen Usurpator ansah, ist doch auch achtungswerth, insofern es Opferbereitwilligkeit darstellt für die innere Ueberzeugung. Der folgende Bruder Joinville, eine

kräftige Natur, wurde ein tüchtiger Seemann, und vielleicht nur durch seine Schwerhörigkeit an weiterer Entwickelung gehindert. Der nächstfolgende, Aumale, hat sich in neuerer Zeit als eine unzweifelhafte Capacität, nicht blos im Processe Bazaine, hervorgethan — ist das nicht ein seltener Reichthum in einer Familie?! Sie ist auch von der nahe liegenden Schwäche der Bourbonen, von der Ergebenheit an die Clerisei, eigentlich ganz frei geblieben, heutigen Tages eine sehr wichtige Freiheit. Wie kommt es, daß solche Familie dennoch nicht populär bleiben konnte? Man sagt: des Geizes wegen. Allerdings spotteten 1839 schon die Pariser über schmutzige Sparsamkeit der Prinzen. Sie ließen ihre Handschuhe putzen und trügen sie als frische! war eine höhnische Notiz, welche man achselzuckend herumtrug. Es kam nicht dagegen auf, daß Ludwig Philipp Bauten auf Bauten aufführte aus eigenen Mitteln und dafür kein Geld sparte. Er ist doch zu ökonomisch! hieß es. Die Franzosen verlangen Luxus, von oben erst recht. Zum Theil darum hat das Kaiserthum so viel Anhang, weil es großen Styl mit sich bringt, sei's in Eroberung, sei's in Verschwendung, sei's selbst in Lastern und in Erfindung derselben. Es erfindet doch! rufen die lüderlichen Genies, wie die lüderlichen Nichtigkeiten, und diese Leute rufen laut und werden weit gehört, und wenden sich an die Phantasie, ein mächtig Ding bei der Mode=Nation. Einer oder der Andere nennt's sogar Poesie, was im Kaiserthume pulsire. Sie sind eben Gallier, bei denen Cäsar seine Studien gemacht hat zum Cäsarismus.

Den Geiz wirft man auch heute noch den Prinzen von Orleans vor. Wahrscheinlich ist's nur Sparsamkeit. Aber auffallend ist es, daß sich diesem notorischen Vorwurfe gegenüber nicht ein einziger ermannt zu einer erfreulichen Luxusthat, welche den Argwohn widerlegte. Auch Aumale nicht, der reiche Erbe der Condé's!

Ich persönlich war auch wunderlich genug: die Freiheitsfrage hatte mich nach Paris getrieben, und schon in der ersten

Woche meines Aufenthaltes trat mir diese Frage in den Hintergrund. Oder vielmehr es trat mir in den Vordergrund, zu erfahren: wie ist dies Frankreich zu der Rolle gekommen, uns in Europa die Freiheitsmusik vorzuspielen, während doch England in der Staatsfreiheit zu viel sichererm Resultate gelangt ist? Der Hinweis auf England kam damals selten vor, und er kam nur vor bei stockernsthaften Leuten, welche kein aufmerksames, kein verbreitetes Gehör fanden. Wie ist diese so populäre französische Musik entstanden? Mit einem Worte: ich empfand allem Uebrigen voraus das Bedürfniß, die französische Geschichte näher kennen zu lernen, sie da kennen zu lernen, wo man sie am Echtesten finden könnte, in Frankreich selbst.

Ich ging in die große Bibliothek der Rue Richelieu, wo man ohne irgend einen Ausweis Zutritt findet und Bücher. Es ist überaus lobenswerth, wie man da aufgenommen und behandelt wird; ich glaube, mancher unserer heimischen Bibliotheksherren könnte da vortheilhafte Studien machen. Ein älterer Beamter hörte mich aufmerksam an, als ich ihm auseinandersetzte, zu welchem Zwecke ich Lecture suchte. Er war gar nicht verwundert, daß ich ihm nicht die Bücher nannte, welche ich zu haben wünschte, sondern daß ich ihn bat, sie mir anzugeben. Er ging bereitwilligst auf meine Wünsche ein und machte mir Vorschläge, indem er dabei immer genau meinen Zweck in Rede zog. Ich fand dies idealisch. Und dies Entgegenkommen hat der treffliche Mann Wochen lang, Monate lang mit mir eingehalten, immer freundlich, immer lehrsam. Das Buch, welches er mir vorschlug, mochte noch so hoch in einem Winkel stehen, er stieg die Leiter hinauf und brachte mir's. Und ich konnte Alles mit nach Hause nehmen, ich ein Wildfremder, ohne irgend eine Caution!

So schleppte ich denn Woche um Woche alte und neue Bücher in meine Höhle. Unsere Wohnung hatte solch ein Ansehen; sie lag in einer sogenannten Cité. Dies ist zumeist ein Schlupf zwischen andern Häusern. Ein Gitter am Boulevard

St. Denis schloß einen nach dem Boulevard hin offenen Hofraum ab von der Straße, und weit hinten, dem Straßenlärme fern, lag die Wohnung, in der wir uns häuslich eingerichtet hatten. Wir hielten uns wie ruhige, gebildete Einwohner von Paris unser Journal, und lebten betrachtsam. Ich hatte das Journal des Débats gewählt, für welches ich immer eine Vorliebe gehabt. Le National wäre eigentlich entsprechend gewesen für einen Demagogen. Er vertrat unter dem tüchtigen Armand Carrel, welchen später Emil Girardin, der Projectenmacher, im Duell tödtete, die besonnene Republik. Aber mein Demagogenthum hatte nicht auf Republik gesteuert, meine politische Neigung ging auf freisinnige Formen im Allgemeinen, ging auf reifliche Bildung im Besonderen. Die „Débats“ vertraten das gebildete, gemäßigte Frankreich, und hatten unter den Gebrüdern Bertin einen großen Aufschwung genommen. Nicht gerade in der Abonnentenzahl — dazu waren sie nie populär genug — aber in der Mitarbeiterschaft ausgezeichneter Schriftsteller. Auch die letzten Reste der St. Simonisten, meist Nationalökonomen, waren dort eingekehrt. Auffallend war mir nur immer das unwandelbare Festhalten der Bertins an dem Montags-Feuilletonisten Jules Janin. Er schwatzte doch gar zu breit, und ich habe nie einstimmen können in das besondere Lob, welches ihm auch von vielen meiner Landsleute gespendet wurde. Später hab ich ihn persönlich kennen gelernt, und ihn allerdings auch liebenswürdig gefunden, diesen Repräsentanten literarischer Bonhomie in Frankreich, aber seine Breite und Quabblichkeit — ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck als diesen nicht schriftfähigen — ist mir doch nie schmackhaft geworden.

Damals schrieb er hübsch über das Verschwinden der „feuillage“ in Paris. Die Bäume verschwänden zum Erschrecken vor den vielen neuen Häusern. Und doch war Paris damals noch reich an Bäumen, besonders am linken Ufer „drüben hinter den aristokratischen Hôtels entre cour et jardin“. An Hausmann, den Häusermann unter dem dritten Napoleon, war noch nicht zu

denken, und doch wurde schon bitterlich geklagt. Jede Zeit hat eben andere Maßstäbe, und sie wechseln wie hier binnen einigen Jahrzehnten.

Dies lesend saß ich eines Vormittags, und wollte eben zu meinen Schätzen der Rue Richelieu übergehen, da trat ein kleiner Mann in unser Zimmer. Er war einfach, aber sehr sauber angezogen, und neigte den Kopf seitwärts ein wenig vorn über. Mit halblauter Stimme fragte er, ob ich ich wäre? — Ja wol. — Dann sprach er deutsch. Es war Meyerbeer, Giacomo Meyerbeer auf dem Operntheaterzettel. Giacomo! Gewiß aus mehreren Gründen. Er war lange in Italien gewesen und hatte italienische Opern geschrieben, die wir nicht kennen. Nur von dem „Crociati“ haben wir läuten gehört. Auf die Bühne hat er sie weder bei uns noch in Paris gebracht, weil er sehr streng gegen sich war und nur das aufführen ließ, was den wahrscheinlichen Erfolg deutlich auf der Stirne trug. Aus Italien war er nach Paris gekommen, um sich hier als Opern-Componist dauernd aufzuthun, nicht in Berlin, seiner Vaterstadt. Er hatte in Berlin eine reiche, angesehene Familie, und die großen Mittel waren ihm erreichbar, einen Opernerfolg zu sichern, aber er speculirte in großem Style. Ein Berliner Opernerfolg, auch der größte, blieb auf Deutschland beschränkt, Paris folgte nicht nach. Die große Oper in Paris verlangte den Vortritt und, soweit es irgend möglich, französische Originalarbeit. Berlin hingegen folgte nach, wenn die Oper in Paris gefallen hatte. So wählte er mit Bedacht einen kosmopolitischen Standpunkt mit italienischem Vornamen, mit französischem Texte und deutschem Zunamen.

Ein Böhme, des Namens Lauska, war in Berlin sein Clavierlehrer gewesen, Zelter sein Compositionslehrer. Dann hatte er in Darmstadt beim Abt Vogler weiter studirt neben Carl Maria von Weber, und war zuerst als Clavierspieler in die Oeffentlichkeit getreten. Mit großem Erfolge. Man stellte ihn sofort dem damaligen Clavierhelden Hummel an die Seite. Aber das genügte ihm nicht, er wollte Opern componiren. Er

that's und brachte in München einen „Jephtha", in Stuttgart und Wien sogar eine komische Oper „Die beiden Khalifen" zur Aufführung. Ziemlich erfolglos. Da eilte er nach Italien, wo Rossini die Welt entzückte und auch ihn. In dessen Bahnen einlenkend, schrieb er sieben Jahre lang sechs Opern, von denen nur der „Crociato" einigen Erfolg hatte, und ging dann nach Paris. Hier, nach Jahre langer reiflichster Vorbereitung, war er 1830 mit „Robert der Teufel" aufgetreten, und hatte glänzend gesiegt. Wiederum erst sechs Jahre später hatte er „Die Hugenotten" gebracht, und den zweiten großen Sieg erfochten, der auch Deutschland eroberte, welches seinen vielleicht genialeren Robert nicht so hoch geschätzt hatte, und jetzt wartete alle Welt: was er Neues bringen werde. Ich fragte ihn natürlich auch. Er schüttelte lächelnd das Haupt. So naiv war er nicht, seine Pläne auf den Markt zu bringen, so lange sie nicht Hand und Fuß hatten.

Er war ein sehr kluger Mann. Und er war von unglaublichem Fleiße, von unglaublicher Sorgfalt in seiner Kunst, und in Veröffentlichung derselben. Das Wort Sorgfalt ist wie für ihn erfunden.

Künstlerisch war er ganz im Klaren darüber, daß eine Oper als dramatischer Vorgang interessiren müsse — also kein „Japhet" mehr! — und daß die Unbekümmertheit deutscher Opern-Componisten um die theatralische Wirkung des Textbuches tödtliche Folgen habe. Er hatte das Theater studirt wie ein dramatischer Dichter, und suchte sich den begabtesten Franzosen aus für seine Texte, Eugen Scribe. Wie viel mochte das gekostet haben! Denn Scribe's Zeit war sehr theuer, und der Componist eines „Crociato" bot keine Gewähr. Sorgfältig arbeitete er nun mit Scribe am Textbuche. Selbst ein so alter Praktiker wie Scribe mußte sich die minutiöse Sorgfalt gefallen lassen, welche der Musiker für jede Scene verlangte. Scribe hat später kläglich versichert, daß ihm Niemand so zugesetzt habe mit Vorschlägen und Aenderungen wie Meyerbeer, und, was noch mehr sagen

will, daß Meyerbeer all seine Vorschläge und Aenderungen durchgesetzt habe.

Meyerbeer war reich, und benützte seinen Reichthum wiederum sorgfältig für das Gelingen seiner künstlerischen wie seiner praktischen Absichten; er sparte da niemals. Auch die Zeit sparte er nicht. Die künstlerische Form mußte ganz ausgetragen, ganz ausgearbeitet sein, wenn auch noch so viel umgeändert, oder neu componirt werden mußte. Sorgfältig! sorgfältig auch in der eigentlichen Kunst. Und erst recht sorgfältig, wenn's an die Praktik geht, wenn die Aufführung nahe rückt, wenn sie wirklich erfolgt, und gar erst, wenn sie vorüber ist. Da darf Niemand unbeachtet bleiben, welcher dem Erfolge schaden oder nützen könnte, Niemand, auch nicht der kleinste Scribent. Was wußte er von mir! Wenig oder nichts. Heine hätte ihm von meiner Ankunft gesagt, und hätte uns miteinander bekannt machen wollen, aber es dauere doch gar zu lange bis zu Heine's Rückkehr, und so belästige er den notabeln Landsmann mit seiner Visite. Ueberschwengliche Sorgfalt der Höflichkeit. Und dabei hatte er augenblicklich nicht einmal die Einführung einer neuen Oper vor, und hatte auch nicht die Heimkehr vor ins Vaterland. Es war nur Sorgfalt für eine doch mögliche Zukunft. Erst als im nächsten Jahre Friedrich Wilhelm III. starb, und ein romantischer Herr, Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, welcher einen berühmten Künstler zu würdigen wußte, erst da ging er nach Berlin zurück, um sein „Feldlager“ zu schreiben, und General-Musikdirector zu werden.

Meyerbeer hatte geradezu eine Kanzlei zur regelmäßigen Besorgung der öffentlichen Stimmen. Leise wurde in Paris, in London, in Berlin, in Leipzig präludirt, wenn etwas von ihm kommen sollte, auch wenn's nur eine Wiederaufnahme seiner Oper war, und von Woche zu Woche wuchs das Präludium zu stärkerem Tone, und die Zahl der Städte und ihrer Zeitungen wurde immer größer, und die Fragen und die Notizen erhoben sich zum Forte, ja zum Fortissimo, bis der Paukenschlag eintrat mit

der wirklichen Aufführung. Es war ein wohlgeleitetes Preß=bureau, ein Vorbild für Bismarck. — Da der Gegenstand künstlerisch wichtig und tüchtig, da seine Opern in der That von großer Macht waren, so wirkte das Alles wie ein Naturereigniß, und Niemand ahnte, daß es ein Ergebniß der Sorgfalt war. Sorgen und Falten war sein Leben. Das Sorgen betrieb sein Verstand, das Falten sein Talent. Auch die Widersacher konnten nicht in Abrede stellen, daß er seine Opern mit großem Talente faltete.

Er ist der Höhepunkt der Opernrichtung geworden, welche französisch=dramatische Oper heißt. Richard Wagner, welcher um jene Zeit ebenfalls in Paris war und in völliger Dürftigkeit lebte, erkannte diese erfüllte Form sehr genau, und ging damals mit seinem „Rienzi“ in diesen Spuren. Ich kannte ihn von Leipzig aus, wo ich ihm einen Operntext „Kosciusko“ angelegt hatte, und hörte hier schon aus seinen Reden, daß er über das Beiwort „französisch“ hinaus, und eine deutsch=dramatische Oper erfinden möchte. Es war ein merkwürdiger Contrast, als ich von der langen Unterredung mit Meyerbeer hinüber ging in die ärmliche Wohnung Wagner's, und nun diesen rhapsodiren hörte über die Zukunft der Opernmusik. Dort wohl ausgeglichene Glätte des melodischen Meeres, hier Sturm und Ungewitter in den Wogen; dort mühsam erworbene Ruhe, hier Unruhe; dort Reichthum der äußerlichen Mittel, hier gänzliche Armuth.

Meyerbeer war ein so feiner Weltmann, daß er's nicht mit einer Sylbe berührte: ich könnte einmal über ihn schreiben. Wol aber sagte er lächelnd: Sie werden mir vielleicht auch noch einen Operntext verfassen! Daran glaubte er nicht im Geringsten. Er lächelte so schlau! Und sprach so rücksichtsvoll wie ein Diplomat. Von Nebenbuhlern besonders mit bestrickender Hingebung. Er war wie ein Regent, welcher die gewöhnlichen Lebensfreuden fraglos hinopfert, um seiner Regentschaft zu dienen.

Was er vom Leben hielt, und von dem seinigen voller Sorgen bei allem Reichthume? Das ist schwer zu sagen. Er war

ein denkender Mensch, er hatte seine ausgebildeten Gedanken über Alles. Am letzten Ende war er Jude, welcher als Jude mißtrauisch blieb, ob die Emancipation wirklich halten werde, und welcher sich schon deshalb den Franzosen hingab. Ihnen ist der Jude unverdächtig, ihnen ist ein Mensch wie der andere, meinte er. So nahm er immer Antheil an allen großen und kleinen Fragen des Liberalismus, hielt sich aber vorsichtig wie ein Dachs in seinem Bau und fragte viel lieber, als daß er geredet hätte.

Was er im Grunde war? Ein Künstler, und zwar mit großen Fähigkeiten. Welchen Wesens? Welchen Ursprungs? Seine Abstammung, seine Erziehung, der Gottesdienst seiner Väter sind in den Herzpunkten seiner Opern deutlich sichtbar. Die Synagoge mit ihren ins Mark dringenden Gesängen ist klar zu hören, sobald es sich um tiefere Dinge handelt. Die Orchesterbegleitung des bösen Bertrand im „Robert", der Marcel und der vierte Act der „Hugenotten", der Gesang der Wiedertäufer im „Propheten", sie stammen alle aus der Synagoge. Was man protestantisch nennt im Marcel, das widerspricht dem nicht; denn das lutherische Wesen klammert sich an die Bibel, und die Bibel ist ja jüdischen Ursprungs. Im Uebrigen, im Nebensächlichen hatte er sich die musikalischen Formen jeglicher Richtung künstlerisch angeeignet bis auf die Balletmusik, welche er selbst bei trivialen Themen geschmackvoll zu veredeln wußte. Kurzum, er war ein musikalisches Talent höherer Gattung, der mit vollendetster Systematik der literarischen Industrie seine Werke einzuführen und aufrecht zu erhalten verstand.

Wie außerordentlich er das industrielle Geschäft in der Literatur verstand, hab ich einige Jahre später an mir selbst erfahren, und zwar in Berlin, wohin er, wie gesagt, zurückgekehrt war. Ich hatte ein Drama „Struensee" geschrieben, und es Herrn von Küstner, dem Intendanten des königlichen Hoftheaters in Berlin eingereicht. Dieser nahm es an, und schrieb mir: die Aufführung wird vorbereitet. Ich wartete geduldig; endlich

dauerte mir die Vorbereitung doch zu lange, und ich fragte nach der Ursache solcher Verzögerung. Da erfuhr ich denn, daß der Name Struensee Todte erweckt habe. Meyerbeer's Bruder, Michael Beer, hatte früher auch ein Drama Struensee geschrieben, und das sei jetzt aus der Vergessenheit hervorgezogen, und mit einer begleitenden Musik des Bruders dringend zur Aufführung empfohlen. Nicht nur dringend, nein, auf das Dringendste von hundert Seiten. Der in Berlin mächtige Meyerbeer betreibe das, die Musik von ihm sei nicht blos eine begleitende, es sei eine große Musik, gegen welche mein mageres Stück ohne Musik nicht werde aufkommen können. Es helfe nichts, daß mein Stück an mehreren Bühnen starken Erfolg gehabt, das Michael Beer'sche aber nicht, es helfe nichts, daß Küstner für mein Stück sei, daß er es früher angenommen, daß wichtige Personen ihm beistimmten — es sei Alles umsonst, denn Meyerbeer entwickle eine force majeure, welcher auch der Intendant des Hoftheaters nicht zu widerstehen vermöge. Und so geschah es denn auch: das Beer'sche Stück wurde aufgeführt, und die öffentlichen Stimmen flossen über von Lob, zum Theil dieselben Stimmen, welche früher, als es nur Michael gehörte, kurzen Proceß mit demselben gemacht hatten. Ich mußte mich in Gesellschaft des Intendanten ergeben und bat nur noch, das meinige hinterher auch aufzuführen. Küstner stimmte zu. Aber auch das fand unermeßliche Schwierigkeiten, obwol der Intendant es wollte, obwol einige Leute in der Nähe des Königs es wollten, ja, obwol am Ende der König selbst es wollte. Es fand sich, daß der Hauptschauspieler für den Beer'schen gewonnen war und die Achseln zuckte zur Erlernung eines neuen Struensee. Küstner war außer sich über die unterirdische Macht, welcher er unmächtig gegenüber stand. Das war die Pariser Schule, welche ich oben angedeutet. Erst nach langer, langer Noth zwang er jenen Schauspieler. Mein Stück wurde gegeben, und hatte den glücklichsten Erfolg. Nach einigen Vorstellungen aber erkrankte jener Schauspieler, und wurde erst

wieder gesund, als er den Beer'schen Struensee wieder spielen durfte.

Jetzt in Paris ahnten wir Beide nichts von dieser Zukunft, in welcher er mich so vollständig besiegen sollte. Er lud mich zum Diner ein ins Hôtel de Paris, wo er in der Rue Richelieu wohnte, sobald Heine zurückgekehrt wäre, und blieb in der Thür noch einmal stehen unter den verbindlichsten Redensarten — er war über die Maßen höflich — und um mich zu fragen: ob ich den neuen Stern in der Tragédie, ob ich die Rachel schon gesehen? — Nein. — Nun schilderte er diesen Stern mit den besten Kennerworten, und bot uns zwei „stalles" an für ihr nächstes Auftreten, weil Plätze schwer zu haben wären.

Dieser neue Stern war ein Stolz Israels, denn die Rachel, welche mit dem Bänkelsängerthume hatte anfangen müssen wie ein armer Jude mit dem Wanderkrame, war von jüdischer Herkunft. Ricourt, der Director des Odeon-Theaters hatte sie entdeckt und unterrichten lassen. Und sie war ein Stolz Jules Janin's, denn er hatte sie empfohlen.

Ich sah sie nicht sogleich, weil mein historisches Studium mich drängte, hinauszufahren nach Versailles und Fontainebleau, um an Ort und Stelle der französischen Königsgeschichte nachzugehen. Frankreichs Geschichte war ja bis zur großen Revolution eine Königsgeschichte, und es hatte sich die Idee in mir ausgebildet, ganz Frankreich zu bereisen, und an die königlichen Lustschlösser anzuknüpfen in der Schilderung des Franzosenthums, welche ich schreiben wollte.

Das Theater interessirte mich in geringem Maße. Nur in ein Boulevard-Theater waren wir einige Male gerathen, weil es an unserem Wege lag — das Vaudeville-Theater war zu jener Zeit dort — und weil uns ein Komiker, des Namens Arnal, ungemein erheiterte. Er wurde auch bald ein berühmter Komiker. Damals spielte er allabendlich in einer kurzen Posse „Passé minuit", und spielte vortrefflich. Ich fragte die Logenschließerin, ob das Stückchen schon gedruckt sei? — Nein, es ist ganz neu.

— Nach einigen Tagen überreichte sie mir's aber, und zum Spott meiner Frau übersetzte ich's in unserer „Cité d'Orleans", obwol ich mit dem deutschen Theater gar nichts zu thun hatte. „Für Beckmann, für meinen lustigen Landsmann!" sagte ich zu meiner Entschuldigung; und ihm habe ich's denn auch geschickt. Unter dem Titel „Mitten in der Nacht" hat es lange gelebt, und Beckmann hat mir's zehn Jahre später noch im Burgtheater vorgespielt.

In der dramatischen Literatur Frankreichs herrschte zu jener Zeit ein flauer Stillstand. Der Kampf der Romantiker unter ihrem Heerführer Victor Hugo war ziemlich ausgekämpft. Die Romantik hatte gesiegt über die Classik. Die Franzosen verstanden unter Romantik ungezügelte Erfindung phantastischer Vorgänge und Personen unter freier Behandlung der geheiligten drei Einheiten des Aristoteles, der Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung. Shakespeare, hieß es, habe den Anstoß gegeben zu dieser Revolution, Shakespeare, welchen trotzdem die Franzosen nicht schmecken können, auch heute noch nicht. Was die Einheiten anbelangt, so waren die Romantiker auch darin nicht just revolutionär, sondern nur bescheiden reformirend. Meines Erachtens mit gutem Grunde. Sie hielten sich nicht mehr an die äußerliche Einheit; die innere bewahrten sie. Im Grunde war's von der classischen Seite nur ein Kampf der Kritik gewesen, denn die Classiker hatten keine hinreichenden Vertreter in der Production. Casimir Delavigne, welcher einer sein sollte, und es auch nur halb war, blieb unter allen Gesichtspunkten nur ein verständiges und recht mattes Talent. Die Schauspielerin Rachel war viel wichtiger, insoferne sie die alte classische Form wieder zu Macht und Ehre brachte auf der Bühne. Sie enthusiasmirte mit den alten Stücken von Corneille und Racine; alle Welt sprach von Polyeucte, von Andromaque, von Bajazet, und die epigrammatischen Schlagworte — jetzt nennt man sie geflügelte Worte — der classischen Dramen, ähnlich dem bekannten „qu'il mourut", spielten wieder eine Rolle.

Erst einige Zeit nach der Unterredung mit Meyerbeer sah ich die Rachel einige Male spielen. Später hab ich sie öfters gesehen. Sie hat mich nie so enthusiasmirt wie die Franzosen. Wahrscheinlich, weil ihre Vorzüge speciell französische waren: eine Auswahl französischer Nachdrucksphrasen, welche sie vortrefflich sprach und mit dem ganzen Einsatze einer concentrirten Persönlichkeit ausrüstete. Alles Uebrige der Rolle behandelte sie mit vornehmer Nachlässigkeit, welcher eine geistige Kenntniß des Zweckes nicht abzusprechen war, des Zweckes der Charakterisirung. Aber ihr Zweck hatte immer nur die Stufenleiter vor Augen, welche zum Gipfel obiger Nachdrucksphrase führt, er hatte nicht vor Augen: ein volles Menschenthum zu entwickeln. Der Witz des Pathos war ihr höchstes Ziel. Das hat für mich etwas Dürres und Unvollständiges.

Die magere Erscheinung mit dem glühenden Auge, welches am Zielpunkte brennend sticht, war dieser Kunstleistung ganz entsprechend, und so entstand ein Ganzes, welches imponirte.

Demgemäß entfaltete sie ihr Bestes denn auch nur in einer Rollengattung, welche das Scharfe zur Hauptsache macht, und war am Wirksamsten, wenn sie das Böse darstellte. Ihre Athalie, die böse Hebräerfürstin Racine's, war das Vollendetste, was ich von ihr gesehen.

Freundlich und wohlwollend konnte sie wol auch nebenher sein, aber nur nebenher. Gütig, aber nicht gut. Wenn sie gut sein sollte, dann merkte man die Absicht, man empfand, daß es der Verstand war, welcher den guten Ausdruck anordnete.

Sie brachte es auch bis zur Liebenswürdigkeit, aber sie b r a c h t e es dahin; man spürte, daß ihr ein warmer Theil des menschlichen Wesens fehlte. Ich will nicht sagen: des germanischen Wesens, weil ich später in Paris eine andere Künstlerin ersten Ranges gesehen, welche auch keine Germanin war, sondern ebenfalls aus dem Süden stammte, und doch diesen warmen Theil in reizender Fülle besaß. Aber das Wort „germanisch" wird es für Manchen klar machen, was ich meine.

Jene andere erste Künstlerin war eine Italienerin, Frau Ristori. In viel späterer Zeit sah ich auch sie zuerst in Paris, und was ich bei Fräulein Rachel nicht gethan hätte, bei Frau Ristori that ich's sogleich: ich schrieb an die oberste Hoftheater-Direction in Wien, sie möge diese große Schauspielerin zu einem Gastspiele in Wien einladen.

Bei Fräulein Rachel entstand die Kunst im Kopfe, bei Frau Ristori im Herzen, und der Kopf leitete nur.

Frau Ristori ist eine vollere Natur, und dadurch eine vollere Künstlerin. Da ist ein reicheres, ein ganzes, ein vollständiges Menschenwesen. In dem schönen Körper wohnt und wallt eine Seele, welche nach allen Richtungen, nach dem Guten wie nach dem Bösen ausgiebige Accente verleiht. Nach dem Guten vielleicht stärkere und das lassen wir uns gern gefallen. Aber der schlimme Dämon fehlt nicht, er ist nur von etwas edlerer Herkunft. Von ihr habe ich die schönsten Leistungen der Schauspielkunst genossen.

Damals indeß war uns die Schauspielkunst ein fern liegendes Gebiet, und wir sprachen über die vorsichtigen Manieren Meyerbeer's, da brachte der Garçon ein kleines Brieflein von — Heine. Er war da; wir konnten uns endlich sehen.

33.

Wunderlich! Jude auf Jude kam uns in Paris entgegen: Meyerbeer, die Jüdin Rachel, Heine —

Ist er nicht auch Jude? fragte meine Frau. — „Ich weiß es nicht genau, wie weit er's ist," lautete meine Antwort. „Seine Mutter könnte eine Christin gewesen sein, er nennt sie, gewiß mit Absicht, von Geldern. Seine Familie,

an deren Spitze der reiche und als vortrefflich geschilderte Salomon Heine in Hamburg steht, ist eine jüdische."

Seit wann sind denn die Juden in Europa so wichtig geworden, daß man ihnen bei allen Fragen und Thätigkeiten begegnet? Seit der französischen Revolution? — „Den Spinoza hatten sie schon früher!"

Eine überraschende Auskunft gibt Theodor Mommsen, dieser deutsche Gelehrte mit der stupenden Gelehrsamkeit, welche er doch ganz anders zu verwerthen weiß, als es bei den andern Gelehrten Mode ist. Er weiß nicht nur Alles, und noch etwas mehr, er weiß es auch mit überlegenem Geiste anzuwenden, und an richtige Punkte zu stellen im Staate, ja er hat sogar poetischen Geschmack. Und doch weiß das Publikum von seiner „Römischen Geschichte" so wenig, weil man sie nicht zur Unterhaltung lesen kann, sondern zur Bildung lesen muß, und in diesem außerordentlichen Werke bringt er bei der Geschichte Cäsars auch folgende Auskunft über die Juden:

„In gewissem Sinne könnte man allerdings neben Römern und Griechen noch eine dritte Nationalität nennen, die mit denselben in der damaligen Welt an Ubiquität (Ueberallsein) wetteiferte, und auch in dem neuen Staate Cäsar's eine nicht unwesentliche Rolle zu spielen bestimmt war. Es sind dies die Juden. Das merkwürdige, nachgiebig zähe Volk war in der alten wie in der heutigen Welt überall und nirgends heimisch, und überall und nirgends mächtig. Die Diadochen David's und Salomo's bedeuteten für die Juden jener Zeit kaum mehr als heutzutage Jerusalem für sie bedeutet; die Nation fand wol für ihre religiöse und geistige Einheit einen sichtbaren Anhalt im Königreiche Jerusalem, aber sie selbst bestand keineswegs in der Unterthanenschaft der Hasmonäer, sondern in der unermeßlichen durch das ganze parthische und römische Reich zerstreuten Judenwelt. In Alexandria namentlich und in Kyrene bildeten die Juden innerhalb dieser Städte eigene administrativ und selbst local abgegrenzte Gemeinwesen, den Judenvierteln

unserer Städte nicht ungleich, aber freier gestellt, und von einem „Volksherrn“ als oberstem Richter und Verwalter geleitet. Wie zahlreich selbst in Rom die jüdische Bevölkerung bereits vor Cäsar war, und zugleich wie landsmannschaftlich die Juden auch damals zusammenhielten, beweist die Bemerkung eines Schriftstellers dieser Zeit, daß es für den Statthalter bedenklich sei, den Juden seiner Provinz zu nahe zu treten, weil er dann sicher darauf zählen dürfe, nach seiner Rückkehr von dem jüdischen Pöbel (in Rom) ausgepfiffen zu werden. Auch zu jener Zeit war das vorwiegende Geschäft der Juden der Handel: mit dem erobernden römischen Kaufmann zog damals der jüdische Händler ebenso überallhin wie später mit dem genuesischen und venetianischen, und neben dem römischen strömte das Capital allerorts bei der jüdischen Kaufmannschaft zusammen. Auch zu jener Zeit endlich begegnen wir der eigenthümlichen Antipathie der Occidentalen gegen diese so gründlich orientalische Race und ihre fremdartigen Meinungen und Sitten. Dies Judenthum, obwol nicht der erfreulichste Zug in dem nirgends erfreulichen Bilde der damaligen Völkermengung, war nichtsdestoweniger ein im natürlichen Verlauf der Dinge sich entwickelndes geschichtliches Moment, das der Staatsmann weder sich ableugnen noch bekämpfen durfte, und dem Cäsar vielmehr, eben wie sein Vorgänger Alexander, in richtiger Erkenntniß der Verhältnisse, möglichst Vorschub that. Wenn Alexander, der Stifter des alexandrinischen Judenthums, damit nicht viel weniger that wie ihr eigener David durch die Gründung von Jerusalem, so förderte auch Cäsar die Juden in Alexandria wie in Rom durch besondere Begünstigungen und Vorrechte, und schützte namentlich ihren eigenthümlichen Cult gegen die römischen wie gegen die griechischen Localpfaffen. Die beiden großen Männer dachten natürlich nicht daran, der hellenischen oder italisch-hellenischen Nationalität die jüdische ebenbürtig zur Seite zu stellen. Aber der Jude, der nicht wie der Occidentale die Pandora-Gabe politischer Organisation empfangen hat und gegen den Staat sich

wesentlich gleichgiltig verhält; der ferner ebenso schwer den Kern seiner nationalen Eigenthümlichkeit aufgibt als bereitwillig denselben mit jeder beliebigen Nationalität umhüllt, und bis zu einem gewissen Grade die fremde Nationalität sich aneignet — der Jude war eben darum wie geschaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von hundert Politien erbaut und mit einer gewissermaßen abstracten und von vornherein verschliffenen Nationalität ausgestattet werden sollte. Auch in der alten Welt war das Judenthum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Decomposition und insofern ein vorzugsweise berechtigtes Mitglied in dem cäsarischen Staate, dessen Politik doch eigentlich nichts als Weltbürgerthum, dessen Volksthümlichkeit eigentlich nichts als Humanität war." —

Ist das nicht neu?! Also lange bevor, ungefähr hundert Jahre bevor Kaiser Titus Jerusalem zerstörte, wanderten die Juden schon. Sie hatten daheim noch einen Staat und die heilige Hauptstadt, und dennoch wanderten sie wie heute! Es liegt also wol in ihrem Blute? Das kann man doch kaum sagen, denn sie sind ja separatistisch-national wie kaum ein anderer Volksstamm, sie bestehen auf ihrem nationalen Judenthume jetzt noch nach fast zweitausend Jahren der Verfolgung und Pein. Aber vielleicht nicht auf ihrem nationalen, sondern auf ihrem religiösen Judenthume. Das mag es sein, was sie erhält und doch ewig theilt. Sie haben keinen Heimatssinn, und es ist doch ein kosmopolitisches Element in ihnen, in ihrem Geiste.

Dieser Geist ist von unermeßlicher Regsamkeit, er treibt sie ins Weite, er treibt sie zu Speculationen aller Art. Die Philosophie, in welcher sie sich immer hervorgethan bis zu dem Höhepunkte Spinoza's ist ja auch eine Speculation, wie der Handel mit alten Kleidern und den Wechselbriefen auf Millionen. Es würde gar nichts ändern, wenn man ihnen Jerusalem und Palästina wiedergäbe zu eigener Staatlichkeit — ihr speculativer Geist würde die neue Schale sofort wieder sprengen, denn sie würde ihnen zu eng werden. Sie

würden nicht blos als Juden unter Juden leben wollen und leben können.

Sie sind eben ein Sauerteig in der neueren Weltgeschichte. Das heißt: seit die heidnischen Götter ins Aussterben gerathen sind, und seit das Christenthum aus ihrer Mitte hervorgegangen ist.

Dies Christenthum, vielleicht eben weil es von ihnen stammt, hat die schwerste Zeit über sie gebracht. Ihre eigentliche Verfolgung beginnt mit der Herrschaft des Christenthums, und erreicht ihre Höhe mit der Höhe des Christenthums. Diese wurde im Mittelalter erreicht. „Liebet Eure Feinde“, predigte man, und peinigte die Feinde bis auf's Blut. Schopenhauer, glaub ich, sagt einmal, daß von allen Religionen das Christenthum am meisten Blut vergossen habe.

Erst seit das Christenthum durch moderne Denker in Zweifel gestellt, will sagen discutirt worden ist, erst seit dieser Epoche ist die Zeit Cäsar's für sie wiedergekehrt, und sind sie wieder geduldet worden.

Die französische Revolution bedeutet den völligen Untergang des Mittelalters, und bedeutete für sie Erlösung. So haben sie sich in Frankreich einbürgern können. Dergestalt, daß man unter den Franzosen selten oder gar nicht fragen hört: ob Der oder Jener ein Jude sei? Sie sind bürgerlich verschmolzen. Allerdings nur bis zu einem gewissen Grade. Die vornehmeren Stände fragen auch dort heute noch nach der Herkunft und Abstammung, und man fragt auch sonstwo darnach, wenn es sich um eine Heirat handelt. Aber im geselligen Alltagsleben sind sie verschmolzen.

In Folge der Revolutionsgrundsätze ist denn auch bei uns — langsam genug! — die Emancipation der Juden entstanden, und der Sauerteig, als welcher sie wirken, ist immer wirksamer geworden, weil er viel mehr Platz zur Wirksamkeit gewonnen hat, und so ist's ganz begreiflich, daß man an ausgezeichneter Stelle immer fragt: der ist also auch ein Jude?

Starke geistige Potenz macht sich überall geltend, und kein ruhiger Beobachter kann den Juden absprechen, daß sie eine starke geistige Potenz, die wir Sauerteig nennen, in sich tragen.

Mir war's immer ziemlich gleichgiltig, ob ein hervorragender Mensch Christ oder Jude, oder Moslem oder Heide wäre. Ich meinte nur immer, gewisse Aufgaben der Kunst erforderten gewisse nationale Eigenschaften, um unserem Kunstsinne zu genügen. Deshalb werde uns der Jude ein Schiller'sches Drama nicht schaffen, und er werde im althebräischen Widerwillen gegen Gottesbilder nicht leicht ein besonderer Bildhauer werden. Lyrik und Musik stehe ihnen vorzugsweise nahe. Aber auch dieses Vorurtheil erlebt jetzt manche Ueberraschung, und wer mag wissen, in welchen Fällen allen der historische Sauerteig noch Neues und Brauchbares hervorbringt!

Heine selbst reicht in seinen Thaten nicht weit über das hinaus, was man den Juden immer zugetraut hat. Geist und speciell Witz ist die Haupteigenschaft in ihm. Und doch hab ich stutzen müssen, als ich erfuhr, daß Männer wie Metternich großes Vergnügen fänden an Heine's Schriften. In der Gesinnung ein barer Gegensatz des Dichters, was konnte er Fesselndes finden in den Ketzereien Heine's? Da muß doch wol ein Etwas in Heine sein, was ganz neu war. Vielleicht nur eine Mischung, welche ein neues Talent poetisch zu Wege gebracht hat.

Ueber seine bürgerliche Beziehung zu Juden- oder Christenthum hat Heine nie zu mir gesprochen. Auch nicht in vertrautestem Gespräche. Er liebte dafür einen romantischen Schleier. So hat er mir nie erzählt, daß er sich in Langensalza habe taufen lassen. Und dabei sprach er doch hundertmal über Eigenthümlichkeiten der Juden und Christen. Das that er immer wie ein Neutraler, als ob es ihn persönlich gar nicht anginge. Er pries plötzlich einen Vorzug des jüdischen Wesens, und er verspottete eben so plötzlich einen Fehler desselben. Eben so lobte und verspottete er nach verschiedenen Seiten das Wesen des Christenthumes. Man konnte allenfalls daraus entnehmen, daß er weder

dem Judenthume, noch dem Christenthume angehören wollte. Dabei konnte man nicht einmal an seinen Jugenderinnerungen merken, daß sie jüdische wären und daß sie wärmer athmeten.

Wir hatten seit meinem Eintritt in die Schriftstellerwelt, seit 1832, also seit sieben Jahren mit einander Briefe gewechselt, und waren uns freundschaftlich nahe gekommen. Ich hatte kaum daran gedacht, daß er vom Judenthume abstammte, das war mir, wie gesagt, gleichgiltig. Jetzt erst in Paris durch Meyerbeer und die Rachel wurde mir die Frage beachtenswerth.

Sein Aeußeres hatte gar nichts vom jüdischen Nationaltypus. Er war jetzt vierzig Jahre alt und stand in voller Kraft der Entwickelung, körperlich wie geistig. Ganz wie ein französischer Abbé muthete er uns an. Eine Mittelfigur, fleischig und von feiner rosig angehauchter Haut. Sehr wohl geschnittenes Antlitz mit zierlicher Nase, mit nicht großen, schalkhaften Augen, mit graciösem, sehr ausdrucksvollem Munde, und braunem Haare, welches er halblang trug. Er sprach rasch, meist in kurzen, vielfach witzigen Wendungen, welche ein sarkastisches Lächeln, zuweilen auch ein kurzes, helles Lachen begleitete. Der Stimmton war Tenor, ein fast hoher Tenor, wenn er in längeren Reden etwas beweisen oder vertheidigen wollte, und dabei steigernd die Stimme anstrengte. Sie wurde indeß nie zu hoch, nie zu dünn, wenn auch in ärgerlichem Affecte etwas scharf. Gewöhnlich zwang er sie dann selbst nach der Tiefe, weil er auch in erhöhter Stimmung gern abtönend mit einem unerwarteten Sarkasmus schloß. Seine schöne Hand — er war überhaupt sauber — spielte dabei immer mit, und gerade in seinen geselligen Manieren hatte er etwas von einem französischen Weltgeistlichen, welcher sich mitten in der Lebhaftigkeit zurückhielt, innerlich aber zu lachen schien über seine Zurückhaltung.

Er war ganz Epikuräer aus der ersten Kaiserzeit Roms, den Stoicismus höhnend durch sehr menschliche Bemerkungen, und doch augenblicklich bereit, den schlimm lächelnden Mund ernsthaft festzuhalten, sobald eine Weltfrage berührt wurde,

welche poetisch aufgefaßt werden konnte. Augenblicklich war dann der jüdische Denker in ihm erweckt, und bei allem Epikuräismus sprach er dann wie ein Geistlicher über die Geistesfreuden peinlicher Enthaltsamkeit. Die Opferlust mit ihren geistigen Reizen erschien dann wie eine raffinirte Erweiterung epikuräischer Grundsätze. Diese Opferlust hielt sich nur nicht lange auf in seiner Seele, das lebenslustige Naturel vertrieb sie rasch. Beim Disputiren und beim Schreiben wußte er sie jedoch anzubringen als einen magischen Hintergrund.

So steht er mir in der Erinnerung halb Jude, halb Heide zur Zeit Cäsars, als keine Religion mehr Stich hielt, und man sich doch sehnte nach dem geheimnißvollen Reize irgend eines Cultus, stammte dieser auch von den wilden Parthern jenseits des Euphrat.

Bei einem solchen Manne war es durchaus irre führend, wenn man ihn nach politischen Grundsätzen beurtheilte. In der Politik lag sein Schwerpunkt gar nicht. Wie sein Napoleon-Cultus zeigt, welcher ganz unzeitgemäß war, hätte ihm wol ein geniales Kaiserthum à la Cäsar am Besten zugesagt, unter welchem alle Tage ein Geniestreich ins Leben treten könnte, ohne von Kammern und Grundgesetzen behindert zu werden. Er stimmte freilich dem herrschenden Liberalismus bei in allen wesentlichen Punkten, aber den Consequenzen dieser Punkte entzog er sich vielfach. Theils aus Schwäche, theils aus Stärke. Aus Schwäche, weil er eben ein Epikuräer war, welcher sich vom Genusse nicht abhalten ließ durch ein Gesetz. Das Gesetz hab ich selbst gemacht, rief er dann lachend, ich kann's auch abändern, oder wie er im französischen Jargon zu sagen pflegte: ich kann's suspendiren, suspendiren! — Aus Stärke, weil er eine poetische Potenz war, welche über alle Schranken hinaus drängte, um Eigenes, um Neues, um Unerhörtes zu veranlassen.

Ich hielt es deshalb immer für ein Irreführen, daß man stets Börne und Heine nebeneinander nannte, als gehörten sie eng zu einander. Das war gar nicht der Fall; sie waren grund-

verschiedene Leute. Für Börne war die Politik wirklich die Lebensfrage, das Ein und Alles, und der weiter schweifende Heine mußte ihm bei näherer Bekanntschaft gründlich mißfallen. Das war denn auch eingetreten, nachdem sie eine Zeitlang neben einander gelebt hatten in Paris. Der redliche Parteimann Börne hatte sich entsetzt über den leichtfliegenden Heine, und der poetisch trachtende Heine hatte sich gelangweilt und geärgert über den eng einher schreitenden Börne. Der Verkehr zwischen ihnen hatte völlig aufgehört, und mit Groll über Heine war Börne gestorben.

Jetzt, 1839, wollte nun Heine ein Buch schreiben über Börne. Davon sprach er mir. Ich fand das falsch, und rieth ihm dringend davon ab. Der liberalen Sache konnte das nur schaden, und Heine's Schilderung des Börne'schen Wesens kam der Welt zurecht, wenn sie in späteren Jahren erschien. Sie würde dann auch reifer und gerechter auftreten. Das war denn bald ein Gegenstand täglichen Streites zwischen uns.

Heine war in solchem Streite niemals gröblich, niemals unangenehm. Er erfand immer große Gesichtspunkte. Riß man sie ihm nieder unter der Bemerkung, daß er ja selbst nicht an sie glaube, da lachte er wol, beharrte aber doch zäh auf seiner Ansicht, auf seinem Willen. Er hatte sich das Thema einmal aufgebaut, und an vielen Stellen geistreiche Wendungen hinein gezeichnet, sogar gute Witze — wie kannst Du verlangen, schrie er, daß ich das Alles aufgeben soll vor Deiner Parteiweisheit! Ich gehöre zu keiner Partei, oder doch nur — schloß er lachend — zu meiner Partei.

Im Laufe des Jahres schrieb er bekanntlich das Buch dennoch und brachte mir triumphirend das Manuscript mit den Worten: Lies, und bleibe Deiner Sinne Meister! Es ist außerordentlich.

Ich blieb meiner Sinne Meister und nannte das Buch leer und blos ärgerlich. Leer?! sagte er erstaunt. Ja, leer und ärgerlich, weil es sich in bloßer Polemik herumtummelt, und

keine eigentlich Heine'sche Welt aufrichtet. In der Mitte wenigstens, schloß ich, müßte ein Berg stehen Heine'scher Weltanschauung, welcher die Börne'sche Welt überragt.

Zu dieser Kritik schwieg er verdrießlich und ging fort.

Wir sahen uns dann lange nicht mehr, weil ich Paris verließ. Ich ging auf die Reise durch Frankreich, um die Lustschlösser aufzusuchen, von denen aus die Könige Frankreichs Geschichte dictirt hatten seit Franz dem Ersten. Die Reise dauerte ein halbes Jahr, und hat den Inhalt geliefert zu meinem Buche „Französische Lustschlösser“.

Erst im Winter kam ich nach Paris zurück, und das erste Wort, welches mir Heine entgegenrief, war: „der Berg ist errichtet!“

Er hatte die Dithyrambe von Helgoland in die Mitte hineingeschrieben.

Mir genügte das nicht. Er aber machte sich nichts aus meiner Ungenügsamkeit, und war heiter und guter Dinge. Diesen ganzen Winter 39 und 40 war er's, wie ich ihn nie wieder gesehen. Verliebtheit spielte dabei eine Rolle. Verliebtheit ist immer bei ihm daheim gewesen, und jetzt hatte er eine junge feiste Französin von der belgischen Grenze her in den Sinnen, sogar im Herzen, wie es schien. Die beschäftigte und belustigte ihn vollauf. Sie besaß den großen Vorzug einer gleichmäßigen, angenehmen Heiterkeit, für jeden Liebhaber ein Schatz, für Heine ein doppelter; denn Kopfschmerz und arge Empfindlichkeit des Gemüthes verstimmten ihn nur zu oft. — Eines Tages kam er strahlend und sagte: ich habe das große Frauenzimmer in eine Mädchen-Pension gegeben draußen in der Vorstadt; heute ist dort Ball, Ihr müßt mitkommen, und meine Mathilde tanzen sehen! — Das geschah denn, und es war wirklich unterhaltend, das kindliche Vergnügen Heine's zu beobachten. Ganz der Dichter eines Märchens trippelte er umher. Wie ein ausgelassener Knabe, der fröhlich Witze reißt über sich selbst, erklärte er uns stets im Vorüberhuschen den Grund seines Wohlbehagens.

Bezeichnend für ihn ist es immerhin, daß er dieser Mathilde über fünfzehn Jahre lang ergeben und treu geblieben ist bis an sein Ende. Sie war, wie es mit der Heiterkeit verbunden zu sein pflegt, ein gutmüthiges Naturell, welches kaum ein paar Worte deutsch erlernte, von seinen Poesien nichts verstand und ganz naiv bemerkte: die Leute sagen, daß mein Henri ein großer Poet sei; ist es nicht schnurrig, daß ich gar nichts davon verstehe? — Und gerade das fand Heine reizend, denn sie liebe ihn also nur um seiner Person willen, nicht um seiner Talente, seines Ruhmes halber. „So triumphirt trotz der deutschen Philister meine persönlichste Liebenswürdigkeit, die unwiderstehlich ist!“ rief er lachend.

Als später seine Krankheit ihn ergriff, hat er sich auch vor dem Maire mit ihr trauen lassen, um ihre Zukunft nach seinem Tode zu sichern. Er war mit ihr der sorgfältigste Familienvater, auch ohne Kinder. Denn Kinder hatten sie nicht.

Mir schmeichelte er in diesem Winter gröblich mit meiner Literatur-Geschichte, deren Form und Tendenz ihm zusagte. „Ich werde nächstens auch literarische Charakteristiken schreiben,“ sagte er, und er hat's ja auch gethan. Mein Buch wollte er durchaus ins Französische übersetzt haben. Er warb denn auch wirklich einen armen Franzosen, welcher zur Noth deutsch verstand, und brachte mir ihn mit dem ersten übersetzten Bogen, der mit Lessing begann. Ich fand indeß das Unternehmen gar nicht rathsam, weil die Ausdehnung auf drei Bände doch eine zu große Zumuthung wäre für die Franzosen, und ich suchte, es ihm auszureden. Es dauerte lange, ehe ich ihn davon abbringen konnte; denn er war in seinen Vorsätzen überaus hartnäckig. Die literarische Vermittelung mit den Franzosen war ihm an's Herz gewachsen, seit die Uebersetzung seiner Gedichte so überraschend günstigen Eingang gefunden hatte in Paris.

Es war auch in der That erstaunlich, welche geachtete Stellung er dadurch bei den französischen Schriftstellern erworben hatte. Der witzig poetische Reiz seiner Schreibweise fesselte

sie in hohem Grade. Sie respectirten ihn höchlich, ja sie fürchteten ihn sogar, wie sie Jedermann fürchten, der mit Geist lächerlich machen kann.

Ich konnte das genau beobachten, weil er in diesem Winter eine wahre Passion hatte, mich mit allen literarischen Notabilitäten in persönliche Bekanntschaft zu bringen. Alle, auch die sonst verschlossensten Thüren öffneten sich ihm, und die George Sand, Balzac, de Vigny, Victor Hugo, Janin und wie sie weiter hießen, behandelten ihn wie einen Pair.

Eines Abends kam er in seiner braunrothen Sammtweste, auf welche er stolz war, und weißer Cravate, und schleppte mich zu einem Marquis de Custine, der eine große Soirée gab. Da würde ich, lachte er, den ganzen „Krempel“ von Berühmtheiten finden. Denn der Marquis, welcher ein Buch über Rußland geschrieben, sei nur ein halber Literat, müsse also für vollen Besuch sorgen, um selber voll auszusehen.

Ich sah da auch wirklich Balzac, Lamartine, Herr und Frau von Girardin und tutti quanti, und mit allen scherzte er wie ein eingeborener Franzos. Namentlich mit Balzac, der etwas Behagliches, um Eleganz Unbekümmertes, also auch nicht einmal eine so schöne braunrothe Weste hatte. Ich glaube, er trug sogar einen blauen Shlip statt der weißen Kravate, und es war ihm deutlich abzumerken, daß dieser geputzte Plunder von Geselligkeit ihn gar nicht interessirte. Er war eine untersetzte Gestalt, ein dicker Kopf — tête carrée — aus welchem feste Augen schauten, und dessen Mund gutmüthig lächeln konnte. Ich sah ihn erstaunt an, hörte ihm erstaunt zu, wie er im bequemsten Geschwätz mit Heine tändelte, dieser unerschöpfliche Beobachter der Menschen, welcher so unerbittlich alle Hüllen wegzieht vom Menschenschimmer, welcher so unermeßlich viel zu schreiben versteht und immer mit überlegenem Geiste schreibt. — Auch Frau von Girardin hatte ich mir anders gedacht: nicht so hoch gewachsen und stattlich. Neben ihr saß der ebenfalls hoch gewachsene, vornehm wie ein englischer Lord aussehende Lamartine,

und sie sprachen — offenbar Literatur! — mit einer Ausdauer, als ob sie allein wären. Sie saßen auch im letzten einsamen Zimmer, sich um die große Gesellschaft gar nicht kümmernd.

Unvergleichlich war Heine in seinen Schilderungen der gesehenen Personen, wenn wir aus solchen Gesellschaften nach Hause fuhren. Er sah die Leute durch und durch, wenn er sich auch gewöhnlich nur mit einer Seite derselben beschäftigte. Allerdings meist, um sie zu geißeln. Mitunter jedoch auch, um sie zu preisen. Im Gespräch war er billiger als in der Schrift.

Mich förderte er in Allem wie ein Bruder. Er war Gefälligkeit und Güte durchweg. — Man traut ihm wol die Güte nicht zu? Ganz irrthümlich! Er hatte sogar einen weichen, wohlthätigen Sinn. Oft entschuldigte er ihn vor sich selbst, indem er sich selber deshalb schalt, und sich „ein albernes altes Weib“ nannte. Aber mit dem Munde schalt er, mit der Hand gab er.

So wie er der treueste Feind war, so war er auch der treueste Freund. Wodurch unsere Freundschaft so fest hielt? Das mag schwer zu sagen sein. Sie hat über zwanzig Jahre bis zu seinem Tode unverbrüchlich gehalten, und fast möcht ich sagen: sein Verdienst an dieser Dauer war größer als das meine. Ich hab ihm manches Leid angethan, er mir nie das geringste. Es trennten uns doch eigentlich so verschiedene Eigenschaften. Zuerst und zuletzt unser Verhältniß zum Vaterlande. Er war kein Patriot, wie exaltirt er auch mitunter schrieb über Deutschland. Das war lediglich Erinnerung an Jugendeindrücke. Im Grunde hatte er kein Vaterland. Ich aber hatte eins, und der Streit darüber hätte uns ja entzweien können, da ich ihm die Vorwürfe nicht ersparte. Durchaus nicht! Vielleicht blieb er mir just deshalb zugethan, weil ich ihm nicht schmeichelte und er doch wußte, wie werth ich ihn hielt. Er hielt mich für ehrlich. Das gelang ihm bei herzlich wenig Menschen. Durch seine Schuld. Bei mir glaubte er sagen zu dürfen: auf Dich verlaß ich mich in Noth und Tod. Das sagte er auch manchmal ohne eine hinten angehängte

humoristische Beschränkung. Solche Beschränkung zu unterlassen wurde ihm sehr schwer. Der Geist war eben alleinherrschend in ihm, und ließ dem Herzen nicht leicht das letzte Wort.

Das Wort Laune spielte eine Hauptrolle in ihm. Er war nicht nur launig, er war auch sehr launisch, ein wahres Aprilwetter in seiner Stimmung, und schob das — wie wir alle thun — auf körperliches Befinden. In der That war er viel geplagt von Kopfschmerz. Wenn er körperlich ganz frei war, da konnte er auch in Gesellschaft — sonst nicht seine Vorliebe! — souverän mächtig erscheinen. Ich hab dies eines Mittags erfahren, als er mich zu George Sand führte.

Sie war eben erst aufgestanden, damals körperlich eine noch üppige Dame mittler Größe mit vollem Munde und vollen Augen, und sie lud uns ein zu ihrer Chocolade. Heine war sie sehr zugethan. Obwol selbst nicht witzig, hat sie doch ein leichtes Verständniß für graziös heitere Wendungen des Gedankens. Im Grunde war sie ganz anders als Heine. Sie war und ist constitutiv, deutsch gesagt erbauend; sie wollte gründen, die Gesellschaft auf neuen Grundlagen aufrichten, und war in diesem Sinne fromm. Die Gottheit und die Menschengüte sollten gleichmäßig helfen bei dem neuen Schöpfungswerke. Da störten sie eigentlich Heine's Sarkasmen. Dennoch respectirte sie diese Sarkasmen als eine eigenthümliche Kraft, welche ihr abging. — Chopin, der Clavierspieler, eine schmächtige, liebenswürdig sentimental erscheinende Figur, war damals ihr Liebhaber, und er fand sich ein zu ihrem Lever in Begleitung eines noch schmächtigeren, bejahrten Männchens. Dies war der damalige katholische Reformer, war der berühmte Lamennais. Bis in sein Mannesalter war dieser Bretone ein Vorfechter des allmächtigen Papstthums gewesen, und Leo XII. hatte ihm den Cardinalshut angeboten. Erst seit der Juli-Revolution war er zur Volkspartei übergetreten, und hatte in seinem Journale „L'Avenir“ den Staat und die Kirche gleichzeitig herausgefordert, „Gott und Freiheit“ zum Motto wählend. Der Papst verdammte ausdrücklich diese Lehren

Lamennais', und dieser schien 1832 reuig in sich zu gehen, ja, er schrieb eine Erklärung, daß er fernerhin die orthodoxen Lehren der katholischen Kirche streng befolgen werde. Es war ihm nicht möglich geworden, und zwei Jahre später gab er eine Schrift heraus, welche ganz Europa in Bewegung setzte. In alle Sprachen wurde sie übersetzt — Börne selbst übersetzte sie für uns — und hundert Auflagen wurden von ihr gemacht. Sie hieß „Paroles d'un croyant". Man nannte sie das hohe Lied der Revolution, weil sie auch im edelsten Französisch, im Style Bossuets geschrieben war. Und als sie wiederum vom Papste verdammt wurde, gab er „Affaires de Rome" heraus, worin die Tendenzen des Papstthums dargestellt wurden als widerstreitend jedem natürlichen und christlichen Rechte.

Auf diesem Standpunkte des theologischen und politischen Radicalismus befand er sich damals, als er bei der Sand eintrat, und sich mit leisen Bewegungen und Aeußerungen unter uns niederließ. Es herrschte eine Seelenfreundschaft zwischen ihm und George Sand, und Niemand paßte ungeschickter zu diesem Verhältnisse als Henri Heine, welcher gerade heute von ausgelassener Stimmung und Geistesfrische war. Die Hauswirthin erkannte auch sogleich die Gefahr, und suchte das Gespräch zu vereinzeln. Heine aber ließ nicht ab, sich an den sanft und wohlwollend ausweichenden Priester zu wenden und dem Gespräche allgemeine Grundsätze zuzuführen. Es war nicht zu verkennen: er hatte die freche Neigung, Lamennais aufzuziehen, was die Franzosen „railler" nennen. Der Begriff „Pfaff" war ihm stets antipathisch. Um mein Vergnügen zu erhöhen, flüsterte er mir ins Ohr: „Dieser sentimentale Pfaff war einmal nahe daran, Papst zu werden; hör' zu!" Und nun rückte er hervor mit immer schärferen Fragen, Behauptungen und so witzigen Wendungen, daß er die Lacher auf seiner Seite hatte. Die Gesellschaft war nämlich noch zahlreicher geworden: ein literarischer Rochefoucauld und der geistreiche Schauspieler Bocage hatten sich eingefunden und stimmten Heine lustig zu. Die Sand war in größter Ver-

legenheit, wenn sie auch süßsauer lächelte zu den spitzkomischen Worten, und bat ihn immer wieder mit den Augen, er mochte doch aufhören! Lamennais selbst lächelte ebenso, und ließ sich Alles gefallen von dem unbequemen Weltkinde.

Nie habe ich Heine so mächtig gesehen in gesellschaftlichem Verkehre. Oft sprach er sein Französisch — das er übrigens fein cultivirte — zähe und stockend, hier floß es ihm wie die Welle des Sturzbaches von den Lippen, und er fand, ohne zu suchen, die schlagendsten Ausdrücke wie ein überlegener Franzose; er herrschte bei diesem Lever wie ein Imperator des Geistes.

Ach, ich sollte ihn nie wieder so erblicken! Wir gingen im Frühjahre nach Deutschland zurück, und erst sieben Jahre später, 1847, kam ich wieder nach Paris und fand Heine — zerstört! Durch eine unheimliche Krankheit zerstört, die wol im Rückenmarke nistete. Ein schmerzlicher Anblick, wie er tastend am Stabe einherging, weil ihm die Augenlider von selbst zufielen, und er sie mit den Fingern aufheben mußte, um sehen zu können. Futter für Pulver! ob wir Geist haben oder nicht.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.